

www.e-rara.ch

Schweizergabe zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend

Linder, Johannes

Basel, [1852?]

Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM

Shelf Mark: KE LIN J 1852a

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-10283>

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Schweizergabe

zur

Unterhaltung und Belehrung
der Jugend.

Herausgegeben

zum Besten der Missionsgesellschaft in Basel

von

Joh. Linder,

Redaktor.

2 7 illuminirten Kupfern von August Vogt

Basel,

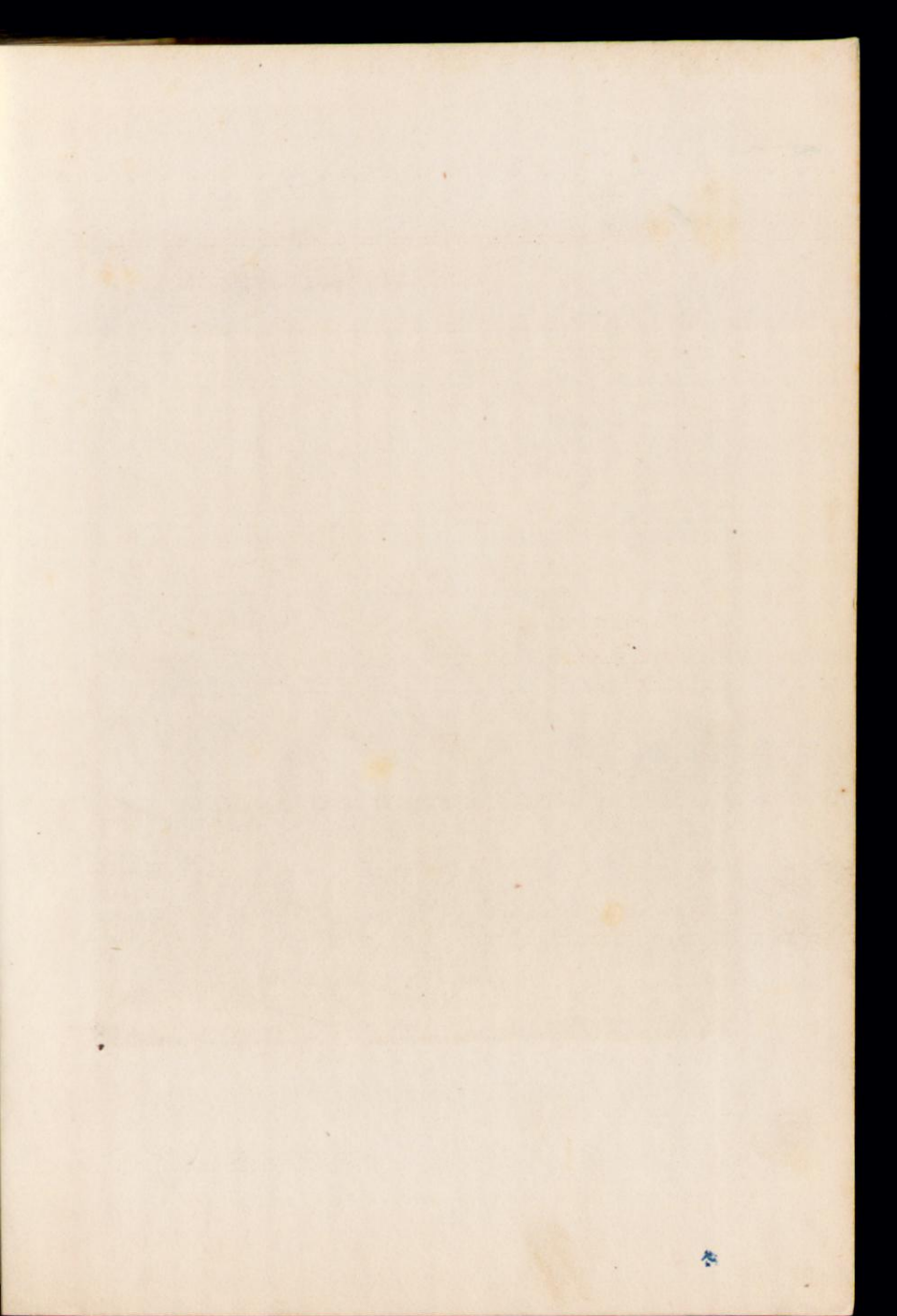
in Commision bei G. Dettliff.

Ke 321

J/EB Luzern 3/36

P. J. Hambro

[Faint, illegible handwriting]





Prinz Albert als Vater
auf der Londner Weltausstellung.

Schweizergabe

ZUR

Unterhaltung und Belehrung

(der Jugend.)



mit sieben illuminirten Bildern von August Beck,
herausgegeben

zum Besten der Missionsgesellschaft

in
BASEL,
von

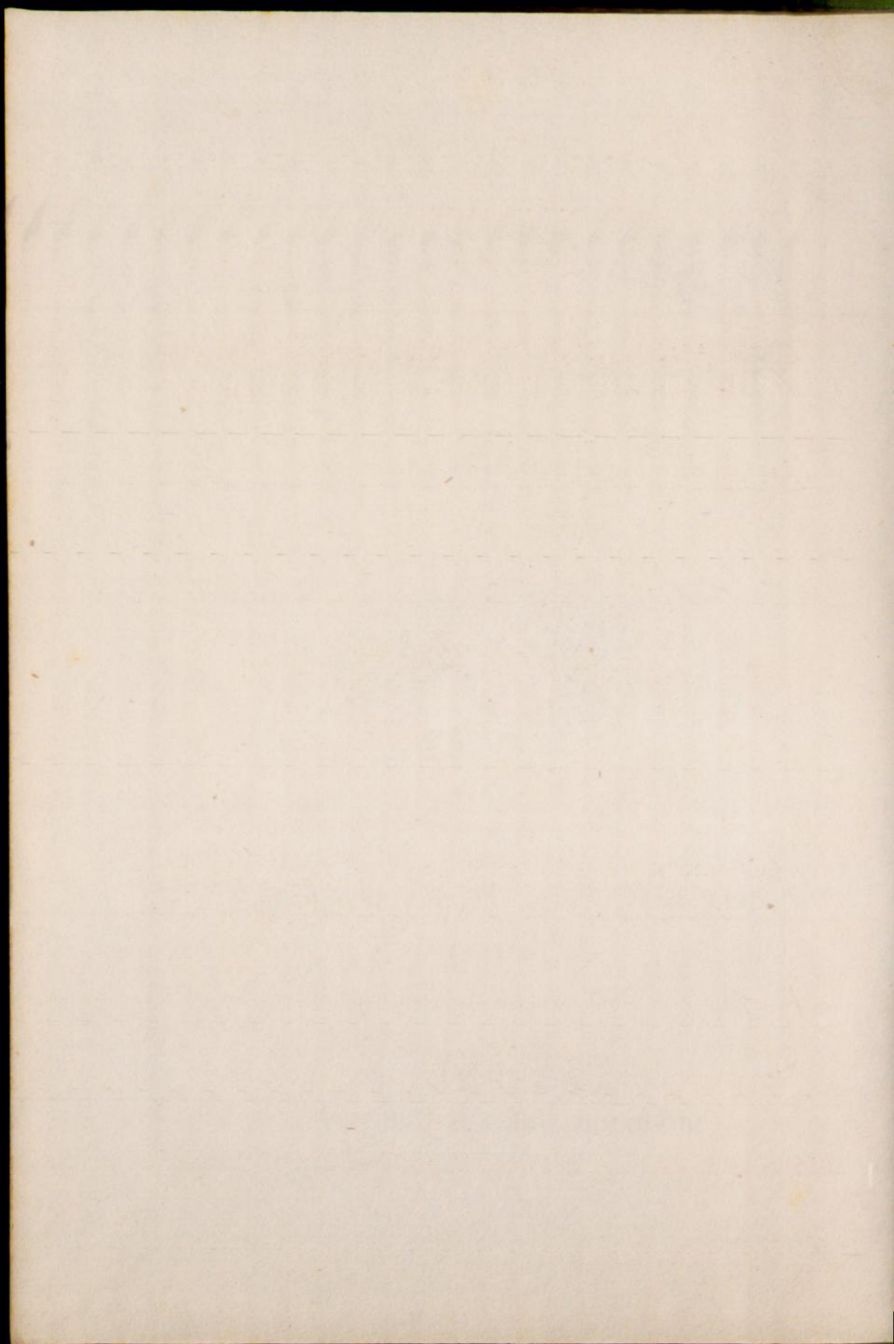
Joh Linder Archidiakon.

BASEL.

in Commission bei C Detloff.

1852

[Handwritten signature]



Schweizergabe

zur

Unterhaltung und Belehrung der Jugend.

Herausgegeben

zum

Besten der Missionsgesellschaft in Basel

von

Joh. Linder,
Archidiakon.

Mit 7 illuminirten Kupfern von August Beck.

Basel,

in Commission bei G. Detloff.

Handwritten signature in purple ink, likely of August Beck, with a diagonal line through it.

Erklärung

Ich, der Unterzeichnete, bestätige hiermit

das Bestehen der

Handlung

am

den

1875

am

Vorwort.

„Aber, ist denn das auch eine wahre Geschichte?“ — Das ist eine Frage, welche Eltern und Erziehern oft von Kindern vorgelegt wird.

Der Verfasser kennt Kinder, die sich beim Lesen einer Erzählung die Augen roth geweint haben, und sich nachher ihrer Thränen schämten, als ihnen klar gemacht wurde, daß Alles bloße Erdichtung sei.

Wie viele Jugendschriften enthalten aber entweder nur Dichtung, oder Wahrheit und Dichtung durcheinander. Und gerade die übertriebensten Gebilde der Phantasie sind oft am herrlichsten illustriert. Auch erbauliche Geschichten gibt es in Menge, die der geschichtlichen Wahrheit mehr oder weniger entbehren.

Wir wollen gern gelten lassen, daß solche Schriften auch Nutzen stiften können. Wir sind aber lebhaft überzeugt, daß der Wahrheitsinn, der sich bisweilen auf eine so erfreuliche Weise bei der Jugend findet, zu den schönsten Ueberbleibseln des durch den Sündenfall verloren gegangenen Ebenbildes Gottes gehört. Diesen Sinn zu nähren und zu pflegen ist die heiligste Pflicht aller Eltern und Erzieher. Denn nur zu oft muß man anderseits mit Schrecken wahrnehmen, wie der Geist der Lüge so mächtig überhand nimmt, daß mancher Schüler es wagt, vor zehn und mehr Mitwissern seinen Lehrer zu hintergehen, ohne daß einer von den Schülern es wagt, die Wahrheit zu Tage zu fördern.

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß täglich so viel Wunderbares und Unerhörtes wirklich geschieht, daß man nicht nöthig hat zu Erdichtungen seine Zuflucht zu nehmen, hat sich der Verfasser bewogen gefühlt, einen Versuch zu machen, die Zahl der Schriften, welche unvermischte Wahrheit enthalten, in etwas zu vermehren. Es enthält demnach dieses Buch, mit Ausnahme einer einzigen Volksfage, lauter Geschichten, die, so weit der Verfasser es erforschen konnte, wirklich geschehen sind. Bei der Sammlung derselben ist ihm die Gefälligkeit von Freunden und Freundinnen im engern Vaterlande sehr bereitwillig entgegen gekommen. Von ihnen rühren die Nachrichten aus England und Rußland, die Reisen nach Ost-

und Westindien, nach Afrika und Australien her. Der Verfasser benützt gern diesen Anlaß, allen seinen Mitarbeitern öffentlich den herzlichsten Dank zu bringen. Weil auch die Bilder von einem Basler Künstler herrühren, so nennen wir das Werk mit Recht eine Schweizergabe.

Es will dieses Taschenbuch nicht nur unterhalten, sondern auch belehren. Gepredigt wird darin nirgends, weil die Jugend die Zusprüche in solchen Büchern doch nur zu überschlagen pflegt. Es ist aber zu hoffen, daß viele wichtige Wahrheiten sich von selbst an's Herz legen und dem Gewissen tief einprägen werden.

Sollte diese Sammlung eine freundliche Aufnahme finden, so möchte künftiges Jahr eine ähnliche nachfolgen. Beiträge dazu aus der Nähe und Ferne wird der Verfasser mit vielem Dank in Empfang nehmen.

Durch die Herausgabe dieser Schrift wünscht er auch der Basler Missionsgesellschaft ein Scherflein zuzuwenden. Diese Gesellschaft ist bei ihrer immer weitern Ausdehnung der kräftigsten Unterstützung mehr als je bedürftig. Seit 36 Jahren ist sie ein so vielfach gesegnetes Mittel zur Neubelebung des christlichen Sinnes in Deutschland selbst gewesen, daß sie die Theilnahme des Publikums getrost in Anspruch nehmen kann. Es sind immer noch viele Begüterte, die sich bei diesem heiligen

Werke noch gar nicht betheiligt haben. Durch die Anschaffung dieses Buchs wird ihnen hiermit eine Gelegenheit dargeboten, auch Etwas für diese Sache zu thun.

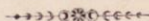
Basel, im December 1852.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
I. Reise nach Surinam, im Herbst 1849	1
II. Der Schuster von Hagenau, 1517	18
III. Vatter der Menschenfänger	21
IV. Luther auf der Jagd, 1533	24
V. Die Londoner Weltausstellung von 1851	32
VI. Das Wiederfinden, 1764	51
VII. Tagebuch einer Reise nach Neuholland, 1850 und 1851	57
VIII. Des Kindes Dank	81
IX. Leben des sechsjährigen Gottlieb Ehrlich, 1851	83
X. Der vollendete Knabe an seine Mutter	92
XI. Die Cholera im südlichen Rußland, 1830	95
XII. Züge der Vaterkreue Gottes	105
XIII. Der gewissenhafte Bäcker	111
XIV. Der Berner im Entlibuch	114
XV. Wunderbare Errettung aus einer Laubwinde, 1807	118
XVI. Des Herrn Wege	126
XVII. Merkwürdiges Unglück in einem Thurm in Basel, 1844	128
XVIII. Befehung eines Kriegskommissärs im Kapland	135
XIX. Graf Zinzendorf im Sturme, 1743	138
XX. Gegenseitige Lebensrettung	143
XXI. Besuch auf der Insel Ruba, 1851	145
XXII. Robert Hoe, der Erfinder der verbesserten Buchdrucker- presse	173
XXIII. Zur Naturgeschichte der Kröten und Spinnen	177
XXIV. Der Ludwigsritter, 1815	181
XXV. Jerry, der christliche Negerflave	185
XXVI. Krönung des Königs in Siam, 1851	190
XXVII. Eugenia	196
XXVIII. Frau Käthes List	203

	Seite
XXIX. Washington und der Farmer	205
XXX. Ein Brand aus dem Feuer	207
XXXI. Reise nach Ostindien, im Herbst 1851	211
XXXII. Des Bettlers Schloß	224
XXXIII. Der Marquis von Montcalm	233
XXXIV. Krieg und Friede unter den Thieren	239
XXXV. Kopernikus letzte Tage	241
XXXVI. Schicksale eines Schweizers in den Goldminen, 1852	250
XXXVII. Abschied eines auf der Reise nach Kalifornien Gestorbenen	263
XXXVIII. Die Schiffbrüchigen in der Hudsonsbay, 1849	261
XXXIX. Die befreite Sklavin	275
XL. Der Pole Stanislaus Staszko	279
XLI. Das tägliche Leben eines Diensthofen in einem angesehenen Hause in Languedoc	287
XLII. Eine Begebenheit aus der Jugend des Letzten der Condé	293
XLIII. Der Dienenjäger	298
XLIV. Schicksale eines Diamants	305
XLV. Errettung eines alten Kapitäns bei den Bahama-Inseln	309
XLVI. Gottes Fürsorge für zwei Knaben	316



I.

Reise nach Surinam,

im Herbst 1849.

Aus dem Tagebuch eines Missionars.

Den 1. Oktober kamen wir nach Amsterdam und besuchten bald den Kapitän Mint, auf dessen Schiff *Wilhelmine* wir die Reise machen sollten. Er scheint ein liebenswürdiger Mann zu sein und wohnt in einem allerliebsten Häuschen.

Den 3. ging's auf dem Kanal bis Abends 5 Uhr nach Nieuwendiep. Auf dem Treckschuyt (Zugschiff) trafen wir mit dem 18jährigen Fräulein Everts zusammen, welche uns schon früher von einer hochgestellten Person empfohlen worden war. Sie ist in Surinam geboren, und kehrt nun mit der angenehmen Aussicht zurück, dort ihre Eltern wiederzufinden.

Den 4. frühstückte die ganze Reisegesellschaft mit dem Kapitän auf dem Schiffe. Es war für meine Frau keine leichte Sache, in Holland als Theedame zu dienen. Denn man trinkt den Thee so stark, daß man nur immer in Sorge sein muß, daß er zu schwach sei. — Unser Schiff ist ein stattlicher Dreimaster. Die Kajüte fanden wir zwar etwas eng, aber sehr gemüthlich eingerichtet. Die Reisegesellschaft scheint sich gut in einander fügen zu wollen. Man ist bei einer Seereise gleich vertraulicher, als wenn man nur auf etliche Stunden in einem Post- oder Dampfswagen zusammentrifft.

Ein 56jähriger Engländer, Herr Barnet, scheint die Hauptrolle in unserer Gesellschaft spielen zu wollen. Er ist seit 35 Jahren Einwohner von Surinam und hat schon mehrere Besuchsreisen in Europa gemacht. Vor drei Jahren wollte er in England bleiben; aber das Land gefiel ihm nicht mehr, es war ihm zu kalt und die Menschen schienen ihm auch nicht mehr wie ehemals zu sein. Dieser Mann ist äußerst lebhaft, gutmüthig und jovial; seine größte Lust ist, die Gesellschaft durch seine gute Laune zu unterhalten. Er spricht nebst dem Englischen das Holländische und Negerenglische vollkommen; sein Deutsch ist nur gebrochen, aber sein Geberdenspiel ist von der Art, daß man ihn versteht, in welcher Sprache er auch seiner frohen Laune Lust macht. Wie er spricht, so singt er auch in allen Sprachen, mit gewaltigen Portamento's. Für jede Situation hat er ein besonderes Lied. Fühlt er sich recht behaglich, dann singt er: „Ueberall bin ich zu Hause“; steckt er in seinem Kabinet, so singt er: „Arm und klein ist meine Hütte.“ Neben seinem Scherz hat aber unser Reisegefährte auch viel Ernst; man kann sich recht interessant mit ihm unterhalten. Er scheint auch dem Christenthum nicht abgeneigt; es läuft aber bei ihm Alles durcheinander. Sein Neffe von 20 Jahren findet nur gut, was aus England kommt, will jedoch sein Glück in Surinam versuchen. Er hat bei der großen Demonstration der Chartisten bereits als Konstabler gedient, und trägt die Insignien seiner Würde, Prügel und Armband, bei sich.

Den 9. wurden wir früh durch das „hoi, hoi, ho“ der Matrosen und den Lärm auf dem Verdeck geweckt. Zugleich schien die liebe Sonne freundlich zu unserm Fensterchen, und mit ihr drang ein Hoffnungsschimmer hinein, daß die Matrosen sich vielleicht zur Abfahrt rüsteten. Doch nein, der Wind blieb schlecht. Wir blickten über die seit zwei Tagen so sturm bewegte Zuydersee hin. Ruhig und sanft war heute ihr Wellenschlag,

ganz arglos lag die Wasserfläche vor uns. Niemand sah ihr an, daß sie in der vorletzten Nacht fünf norwegische Schiffe, die auf der Rhede von Ilhe lagen, verschlungen hat. Von 72 Menschen wurden nur 25 gerettet; 47 haben ihr Grab in den Wogen gefunden. Noch birgt sie das Meer in seinem Schooß, gleichsam um sich nicht zu verrathen. Gott sei Dank, daß wir, während der Sturm tobte, sicher im Hafen liegen konnten.

Der 10. Okt. war ein schöner Tag, heiter und sonnig. Wir machten mit dem Kapitän einen Spaziergang um ganz Nieuwendiep herum. Der Ort ist ganz dem Meere abgetrogt und nur durch kostbare steinerne Dämme vor demselben gesichert. Von dem Kostenaufwand der Anlage und der Unterhaltung dieser Dämme kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß alle Steine dazu von Norwegen nach Holland gebracht worden sind. Der Ort ist aber sehr wichtig, indem er den Schiffen, die von und nach Amsterdam kommen, einen sichern Ankerplatz gewährt. Wir sahen hier Holländer von Ostindien und Surinam ankommen, Amerikaner, Engländer, Franzosen, Dänen und am zahlreichsten die Norweger. Als ich die norwegische Flagge wehen sah, wurde ich lebhaft in die Zeit meiner Jugend zurückversetzt. Ich ruhte auch nicht eher, bis ich die wohlbekannten Laute der heimatlichen Sprache hören konnte. Meine Begeisterung legte sich aber gleich, weil als erster Laut ein derber Fluch zu mir herüberschallte.

Noch bekamen wir einen andern Dämpfer. Wir hörten vom Kapitän, daß drei unsrer Passagiere, die beiden Engländer und der in Surinam geborne Holländer — Juden sind! Das hätten wir nicht gedacht, am wenigsten vom Alten. Er hat im Aeußern nichts Jüdisches. Und dann sind seine Aeußerungen voll religiösen Gefühls und Gottvertrauens. Wenn sich z. B. über die Verzögerung unsrer Reise bei Jemand Ungebuld regen

wollte, so sagte er: "Das nützt nichts, wir müssen ruhig abwarten, wie's der liebe Gott macht; er muß Wind und Wetter geben." Ein anderes Mal, als von seiner beständig fröhlichen Stimmung die Rede war, sagte er: "Ja, Gott sei Dank, ich bin immer vergnügt. Ich habe zwar viel Schweres in meinem Leben durchgemacht; es ist aber Gottes Gnade, die mich vergnügt macht. Ich denke eben, so wie es der liebe Herr mit uns macht, ist es lauter Liebe." Wir hatten gehofft, ihm allmählig näher zu kommen; nun wird's beim Allgemeinen bleiben. Doch ist es noch besser mit einem an Gott gläubigen Juden umzugehen, als mit Namenschristen, die nur an sich selbst glauben.

Den 11. Okt. Der ersehnte Augenblick ist da. Der Wind ist über Nacht umgesprungen. Ein starker Nordostwind, fast Sturm, faust über die Zuhdersee. Der Kapitän eilt, ihn zu benutzen. Alles ist in voller Thätigkeit; der Lootse ist an Bord. Zwei Dampfschiffe fangen an zu schnauben und zu zischen. Wir mußten aber drei Stunden geduldig zusehen, wie dieselben ein Schiff nach dem andern zum Hafen hinaus bugsirten. Es war ein interessanter Anblick. Besondere Aufmerksamkeit erregten zwei Ostindienfahrer, welche stolz an uns vorbeizogen. Laut schallte vom Verdeck der Gesang der Matrosen zu uns herüber.

Endlich kam die Reihe an uns. Bald wurde das Schiff mit großer Schnelligkeit in die offene See gezogen. Der Augenblick war ernst; aber es brachte die Scene zu viel reges, munteres Leben, als daß man Zeit gehabt hätte, trüben Gedanken nachzuhängen.

Nachdem der Lootse uns zwischen den durch Tonnen bezeichneten Untiefen hindurch in offenes Fahrwasser gebracht hatte, flog nun unsre Wilhelmine rasch mit straffen Segeln durch die Wogen. Bald stellte sich bei mehreren Personen der Störefried, die Seefrankheit ein.

Den 12. hatten wir schon die meisten der vor uns in See

gegangenen Schiffe eingeholt. Wir trafen auch einen großen Bremer Dreimaster mit Auswanderern an, dem wir so nahe kamen, daß die Kapitäne sich anrufen konnten; das Verdeck wimmelte von Passagieren. Wie mochte es jetzt, bei dem heftigen Schwanken, unten im Schiffsraume aussehen!

Den 13. waren wir schon über die englische Küste hinaus. Vögel, die vom heftigen Ostwind zu weit in die See verschlagen worden waren, suchten ganz ermattet auf unserm Schiffe Ruhe. Es wurden mehrere mit Leichtigkeit eingefangen.

In der Nacht auf den 15. holten wir einen Ostindienfahrer ein und segelten ihm zur Seite. Es macht Vergnügen, in der Einsamkeit der Gewässer einen Gefährten zu sehen. Die Damen kamen auch wieder auf das Verdeck und es konnte wieder gemeinschaftlich zu Mittag gespeist werden.

Die Gesellschaft sitzt beim Essen in der Kajüte um den Tisch, über welchem die Lampe samt dem Barometer von dem Fenster der Decke herabhängen. Diese befinden sich natürlich, wenn das Schiff sich heftig bewegt, beständig im Schwanken, so daß man an dem Winkel, den sie mit der Decke oder dem Tisch machen, die schiefe Richtung des Schiffs erkennen kann. Der Tisch ist durch ein niedriges hölzernes Gestell in Fächer abgetheilt, um das Herabrutschen der Gegenstände zu verhindern, was freilich nicht immer gelingt. Suppe kann man nur essen, indem man den Teller in der Hand behält und ihn so wagerecht als möglich zu halten sucht; und doch wird der Inhalt desselben bisweilen über den Rand hinausgespült. Mit den Fleischspeisen und dem Gemüse geht es schon besser; doch kommen auch verhängnißvolle Augenblicke. Oft ist man gerade im Begriff, einen guten Bissen zum offenen Munde zu führen. Getäuschte Hoffnung! Plötzlich fangen Teller, Schüsseln, Gläser u. s. w. an zu rutschen, und Alles droht, sich in Verwirrung zu überstürzen.

Da läßt man Messer und Gabeln fahren und Alles streckt die Hände aus, um nur das Geschirr vor dem Untergang zu retten.

Heute Abend, als wir eben im Begriff waren, uns dem süßen Schlummer zu überlassen, polterte es in unserm Kabinet. Siehe da! Unfre große Wasserflasche war aus dem Gestell gefallen, rollte auf der Diele herum und schüttelte ihren ganzen Inhalt aus. Zum Glück war der Hofmeister noch nicht zu Bett, so daß er das Wasser austrocknen konnte. Die Wasserflaschen sind übrigens sehr praktisch; sie werden von den Indianern in Surinam von rothem Thon verfertigt und sind sehr stark. Da sie kugelförmig sind, einen engen Hals haben und mit dem Boden in einem hölzernen Gestell stehen, so kippen sie nicht leicht um, und da sie beständig schwißen, so hält sich das Wasser sehr kühl darin.

Den 16. war ein herrlicher Morgen. Der wohlthuende Einfluß der südlichen Sonne ließ sich schon spüren. Alles was feucht war, wurde nun in die heitere, trockene Luft gehängt. Die Gemüse wurden erlesen: gelbe Rüben, Blumenkohl, Kraut, Wurzeln, alles was durch die Nässe Ansatß von Schimmel bekommen hatte, wurde der frischen Luft ausgesetzt. Der Ostindienfahrer konnte uns mit aller Anstrengung nicht nachkommen.

Unser Schiff ist mit allerlei lebenden Geschöpfen bevölkert. Thyas, ein junger Hund, den der Kapitän in Nieuwendiep gekauft hat, ist zwar noch ein Tölpel, aber doch der Liebling der Passagiere. Eine Ziege versieht uns alle Tage mit der hinreichenden Menge Milch, so daß der Kasse nicht schwarz getrunken zu werden braucht. Wird dieses Hausthier Abends etwas herausgelassen, so springt Thyas mit unaufhörlichem Gebell um dasselbe herum. Kommt er ihr zu nahe, dann giebt es Stöße und wunderliche Sprünge. In gehöriger Entfernung von der Kajüte sind ein Paar junge Schweine, und über denselben in Käfigen mehrere Gänse, die für uns gemästet

werden, samt anderm Geflügel. Des Morgens um 4 Uhr hört man schon den Hahnschrei; ein alter verständiger Hahn fängt an vorzuträhen, und die Zungen antworten nach Möglichkeit. Wäre das Schwanken des Schiffes nicht, so möchte man sich auf dem Verdeck oft in der Nähe eines Bauernhofes glauben. Endlich dringt auch das Zwitschern und Pfeifen von einer Menge Kanarienvögel uns oft durch die Ohren. Diese gehören dem Hofmeister und bilden für ihn einen Handelsartikel. Wir sollten aber auch andere Geschöpfe nicht vergessen, die auf, zwischen und unter dem Verdeck ihr Wesen treiben. Das sind die Ratten. Es wurden heute ganz schöne neue Segel aus dem Raum unter der Kajüte hervorgezogen, die von ihnen völlig durchgefressen waren. Das giebt wieder Arbeit für die Matrosen. Wenn das Schiff ausgeladen ist, macht man alle Lücken zu, stellt große Kohlenbecken hinein und macht so diesen gefräßigen Thieren den Garauß.

Man hat oft den Gedanken, man müsse sich auf einer See-reise auf alle möglichen Entbehrungen gefaßt machen. Uns ist es bisher anders gegangen. Am Morgen um halb 9 Uhr legt man den Grund mit einem steifen Brei von großen gekochten Gerstengraupen; diesen verzehrt man mit Butter und Syrup oder Zucker. Gefallen solche Zuthaten nicht, so hat man dafür gesalzene Häringe. Darauf bekommt man Butterbrot mit Käse oder geräuchertem Fleisch oder Zunge. Hierauf wird Kasse oder Thee servirt. Die furchtbare Idee von hartem Schiffszwieback, den man zuerst mit der Axt in Stücke hauen muß und an dem man sich hernach erst noch die Zähne ausbeißt, findet also hier keine Anwendung. Wir haben feines, schmackhaftes Brot, und zwar gewöhnlich frisches, da regelmäßig auf dem Schiff gebacken wird. Die Zwiebacke erhalten sich in Blechtrommeln ganz frisch. Das Frühstück bleibt sich alle Tage gleich.

Die Zeit bis zum Mittagessen ist für uns Arbeitszeit, da

bald englisch, bald holländisch gelernt wird. Um 12 Uhr wird ein Glas Madeira gereicht, wahrscheinlich um den Appetit zum Mittagessen zu reizen. Die Damen trinken gewöhnlich ein Glas Selterwasser mit Wein.

Gegen 3 Uhr wird zu Mittag gegessen. In den Suppen herrscht große Mannigfaltigkeit. Die ersten 14 Tage hat man Fleischbrühe und frisches Fleisch. Dieses hält sich ziemlich lange, wenn es frei in der guten reinen Seeluft hängt. Später kommt Hühnersuppe mit Fleisch, ausgezeichnete Weinsuppe, Kartoffelsuppe, vortreffliche Erbsensuppe mit kleinen Würstchen.

Die erste Zeit hat man Rindsbraten; später Schinken oder Pökelfleisch verschiedener Art, oder gebratene Rollwurst. Dazu Gemüse, herrliche holländische Kartoffeln, saure Gurken; dann entweder Blumenkohl oder gelbe Rüben, Dämpftraut, Kohlrüben u. s. w. Statt der Fleischspeisen erscheinen später auch Stockfische oder Salzische, sowie herrliche Lachsforellen oder Aale. Diese letztern werden vor der Abfahrt gekocht und in blechernen Büchsen wohl verwahrt, daß keine Luft dazu kommen kann. Zum Essen trinkt man Bordeaux, und zum Nachtisch genießt man Obst oder ein Gebäck. Nach Tische wird nach Bedürfniß ein Abendeschläfchen gemacht, und dann verbringt man die Zeit bis zur Abenddämmerung auf eine nützliche Weise. Man wird auf dem Schiff besonders inne, welch ein köstliches Ding es ist, wenn man seine Zeit auf eine nützliche Weise anwenden kann.

Während der Dämmerung wird Thee servirt. Man raucht dazu seine Cigarre. Des Nachts um halb 9 Uhr bekommt man gebratene Kartoffeln, oder einen gebratenen Kuchen, aus Fisch und Kartoffeln bestehend und stark gewürzt. Darauf folgt ein Butterbrot mit Zwieback und Käse, geräuchertem Fleisch u. dgl. Dazu trinkt man Bier oder Kasse. Die Kochkunst wird auf unserm Schiffe sehr gut geübt. Der Braten wird aber auf

eine eigenthümliche Weise zugerichtet. Ein großes Stück Fleisch wird zusammengerollt, mit Schnüren fest gebunden und in der Form gebraten, wodurch das Fette sich schön mit dem Mageren verbindet. Es wird dann von oben in dünnen Scheiben ab-
geschnitten. Auch die gesalzenen Speisen sind sehr gut; doch wird man ihrer mit der Zeit überdrüssig. Da bei den Holländern Reinlichkeit das halbe Leben ist, so schmeckt Alles um so besser. Von Drangsalen und Entbehrungen ist also hier wenig die Rede; wir haben es in Allem sehr gut. Möchten wir nur dafür recht dankbar sein! Nur unsre Kollegin ist leider meist unpäßlich, sie kann sich gar nicht an die See gewöhnen.

Den 20. Okt. Ein Tag träger Ruhe. Wir liegen ohngefähr in der Breite von Lissabon, ohne von der Stelle zu kommen. Die Strahlen der Sonne fangen an fühlbar zu werden; man rückt seinen Stuhl auf dem Verdeck nach dem Schatten. Tyras wälzt sich träge mit lechzender Zunge auf dem Verdeck herum. Das Federvieh scheint sich behaglich zu fühlen; die Hühner liegen zusammengebückt und gucken, mit den Augen blinzeln, in den hellen Sonnenschein hinein. Wir spüren nichts von den herbstlichen Stürmen, die jetzt in Europa die Luft trübe machen und das Laub von den Bäumen schütteln. Aber es ist doch unangenehm, nicht von der Stelle zu kommen.

Eben sinkt die scheidende Sonne am röthlichen Abendhimmel in's Meer. Sie taucht wieder auf, um sich wieder zu verbergen; nochmals blizt ein Lichtstrahl flimmernd über die Meeresfläche. Nun ist sie untergegangen, um einem andern Welttheile aufzugehen. Das dunkle Roth des Himmels wird blasser, der goldne Saum an den Wolken verliert sich mehr und mehr und die Dämmerung scheint uns schon jetzt schneller einzutreten als in den nördlichen Gegenden. Aber wir sind nicht ohne Leuchte: der stille Gefährte der Nacht ist schon da; des Mondes Sichel verbreitet schon ein sanftes Licht, das auf der großen Meeres-

fläche sich spiegelt. Der gestirnte Himmel erhöht noch den Reiz des Abends. Ein solcher Anblick kann im Herzen des Christen auch eine Sehnsucht nach Jenseits erregen. „Selig sind die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen!“

Den 21. Okt. Es ging heute hier auch sonntäglich zu. Die Matrosen nehmen sich recht nett aus in ihren feuerrothen wollenen Hemden und weißen Beinkleidern. Der Kapitän hat ihnen den Sonntag ganz freigegeben; nur die nothwendigste Arbeit muß gethan werden. Einen Gottesdienst wollte er nicht halten lassen, weil Leute von allen Konfessionen auf dem Schiffe waren. Es war aber wohlthuend, hie und da einen Matrosen mit einem Buche in der Hand zu sehen; auch einige Passagiere zogen sich in die Stille zurück. Alle unnöthigen Arbeiten ruhten und die unvermeidlichen wurden still verrichtet.

Unser Kapitän Alint ist ein sehr verständiger Mann, der fest und ruhig ist, und sich unter allen Umständen gleich bleibt. Er übt eine musterhafte Disziplin auf seinem Schiffe aus. Der Steuermann hat schon 27 Reisen mit ihm gemacht, der Hofmeister 29; der Kapitän selbst macht dießmal seine 56ste Reise nach Surinam. Sein Sohn, ein junger Mensch von 20 Jahren, der schon sein Steuermannsexamen gemacht hat, begleitet ihn. Der Bootsmann ist ein alter, ausgepichter Seemann; er war neun Mal in Ostindien und ist schon drei Mal um das Kap Horn nach Lima gefahren. Einmal hat ihn eine Welle über Bord gespült, ein anderes Mal hat ihn eine Wasserhose mitgenommen, und doch wurde er immer wieder gerettet. Der Schiffszimmermann ist ein Däne; er war schon 12 Mal in Ostindien und hat alle Länder und Meere Europas gesehen. Derselbe spricht aber gern von dem, was er gesehen und erlebt hat. Der Bootsmann hingegen scheint von den Fischen das Schweigen gelernt zu haben; er ist stumm und spricht nur, wenn er gefragt wird; man muß alles herauslocken. Wenn er als zweiter Steuermann

die Wache hält, sieht man ihn stundenlang nach allen Seiten in's Meer hinausschauen; ihm entgeht nichts.

Die fröhliche Laune des Herrn Barnet ist ganz unverwundlich. Die Hühner macht er ganz konfus. Sie haben bekanntlich ihre bestimmte Zeit zum Krähen. Er aber stellt sich etwa plötzlich hin und kräht zur Unzeit; es dauert nicht lange, so krähen alle Hühner mit. Er hat einen Pfeisenkopf von Meerschäum, der von Walter Scott herkommen soll. Sein Vater war ein Buchhändler in London und mit dem Dichter im Verkehr, von dem ihn jener zum Geschenk bekommen haben soll. Doch heute ist unserm Romiker auch etwas Romisches begegnet. Wenn wir uns des Nachts zu Tische setzen, wirft er gewöhnlich seine Mütze hinter sich auf das Fensterbrett. Nun dachte er aber nicht daran, daß jetzt wegen der großen Hitze die Fenster offen stehen, und warf demnach die Mütze in die offene See hinaus. Welch ein Gelächter! Er meinte, Neptun werde sie schon wieder mitbringen, wenn er bei dem Wendekreis an Bord komme.

Den 28. Okt. Seit vorgestern haben wir herrlichen Ostwind, der wahrscheinlich mit dem Passatwind zusammentreffen wird; wir sind daher sehr zufrieden und nähern uns der heißen Zone. Heute ist der dritte Sonntag auf dem Meer. Wir denken viel an die Heimath; aber auch nach Surinam ziehen die Gedanken voraus. Wir empfinden tief den Ernst des künftigen Berufs; wir machen keine Vergnügensreise, aber doch sind wir vergnügt, denn wir werden so gnädig vom Herrn geführt, daß es eine Lust und Freude ist. Die Fahrt über die Tiefe ist so sanft, das Meer so ruhig; Abends beständig Mondschein, so hell und klar, wie man ihn im nördlichen Himmelsstrich nie sieht. Auch unsre Kollegin, deren Zustand uns oft Sorgen machte, ist nun wieder ziemlich munter.

Den 31. Okt. Wir sind über den Wendekreis in die heiße Zone gelangt. Das Schiff schwankte heute mehr als gewöhn-

lich. Aus dem Anlaß ist dem Kapitän über das Mittagessen ein Unfall begegnet. Er sitzt am Tische, hat vor sich die mit köstlicher Weinsuppe gefüllte Terrine und ist im Begriff auszu- theilen; das Schiff senkt sich tief auf die eine Seite, die Terrine rutscht, und er greift mit beiden Händen zu. Aber die Teller rutschen auch und — er hat nur zwei Hände — sie sind nicht zu retten. Da liegen sie auf der Diele, zum Theil als Scherben. Eine augenblickliche Aufwallung, ein Blick auf den Hofmeister, gleichsam um zu sagen: Du bist Schuld, du hättest schnell zugreifen können. Aber gleich kehrt die Selbstbeherrschung und Ruhe zurück. Lächelnd sagte er nur: Jan, draußen im Schrank sind andere Teller.

Den 3. Nov. hatten wir einen Sonnenuntergang, wie wir ihn noch nie erlebt haben. Die Sonne hatte sich den ganzen Tag etwas zurückhaltend gezeigt und auch jetzt senkte sie sich nicht mit voller Scheibe in's Meer; aber gerade beim Untergang ließ sie einige funkelnde Strahlen zwischen den Wolken und dem Wasser durchblicken. Dann folgte ein über alle Beschreibung schönes Abendroth. Zuerst sah man nur einzelne Purpurflecken, wie glühende Kohlen; aber bald wurde der halbe Horizont mit einem rothen Schleier bekleidet. Wo der klare Himmel durchschien, hatte er eine unnachahmliche grüngelbe Farbe. Eine solche Naturschönheit muß auch in den unempfindlichsten Herzen das Empfinden einer ewigen Liebe bringen, die Alles so herrlich erschaffen hat und dem Menschen so großen Genuß verschafft.

Den 8. Nov. Schon gegen 1000 Seemeilen sind wir von der Heimath entfernt; noch 170 sind zurückzulegen. Heute kamen zwei fliegende Fische über Bord. Sie sahen appetitlich und niedlich aus, waren aber nicht größer als Forellen; ihre Flügel sind so durchsichtig, wie die der Insekten. Sie wurden zum Abendbrot zugerichtet und schmeckten unseren Damen sehr wohl.

Wir sahen mit Vergnügen den Steuermann eine Viertelstunde lang in Gofners Schatklästchen lesen, das Eines von uns auf der Bank hatte liegen lassen; ein Zeichen, daß er doch an solcher ernstten Lektüre Gefallen hatte. Der Nachthimmel war wieder prächtig gestirnt; der Orion stand hellstrahlend am östlichen Horizont; auch der Stier nahm sich gut aus.

Den 12. Nov. brachten uns große Seemöven den ersten Gruß von Surinam. Sie umschwärmten unser Schiff und erregten die Jagdlust unsers Tyras. Welche Gefühle werden uns durchziehen, wenn wir die ersten Negergesichter sehen werden! Sie sind uns schon jetzt sehr lieb; mögen sie es auch bleiben, wenn wir ihre große Versunkenheit in dem Schlamm der Sünde inne werden!

Den 13. Nov. Heute Morgen verließen wir schnell unsre Bojen und der erste Morgengruß war: Land! — Voll Erwartung eilten wir auf das Verdeck. Aber Surinam kann dem Auge keine erquickende Ansicht darbieten, denn es ist ganz flach; und zur Zeit der Fluth zieht sich das Meer tief in den Busch hinein, so daß man vorerst nur die Spitzen der Bäume sieht. Das Meer spült von Jahr zu Jahr mehr vom Lande ab. Der Meeresgrund besteht in meilenweiter Entfernung vom Lande aus nichts als Moder; die herrliche blaugrüne Farbe des Meeres ist nun schmutzig-gelb und die Oberfläche ist mit Theilen von verwesten Pflanzen bedeckt. Unsre Hoffnung, noch vor Abend vor Paramaribo ankern zu können, wurde leider durch ungünstigen Wind vernichtet. Mit fortwährender Benutzung des Senkbleis fuhren wir den ganzen Tag an der Küste hin, bis wir Abends die Einfahrt in den Fluß Surinam erreichten. Der Wind stand aber vom Lande her und die Zeit der Fluth war bald zu Ende; wir mußten daher laviren.

Je näher wir dem Lande kamen, desto mehr bekamen wir von der Ueppigkeit der tropischen Vegetation zu Gesichte. Eine

ganz fremde Pflanzenwelt, unbekannte Bäume und Stauden entfalteten je mehr und mehr ihre üppige Schönheit und sendeten uns einen betäubenden Duft entgegen. Bald sahen wir hie und da ein einzelnes Haus; dann zeigten sich die ersten Plantagen mit ihren hohen Schornsteinen, mit schönen Palmen umgeben. Der Anblick ergriff uns; wir fühlten uns in einer neuen Welt. Schwarze Gestalten bewegten sich am Ufer hin und her, oder fuhren mit taktmäßigem Ruderschläge und eintönigem Geschrei dicht am Ufer hin. Gedankenvoll standen wir da und blickten in diese neue Welt hinein, bis die einbrechende Dämmerung uns nichts mehr unterscheiden ließ. Unterhalb einer großen Plantage ließ der Kapitän die Anker fallen. Stille herrschte in der ganzen Natur; sie ward nur unterbrochen durch das Geräusch auf der nicht fernem Plantage, das Geschrei der Nachtvögel und das Summen und Schwirren der unzähligen Insekten, das vom Lande her deutlich zu vernehmen war. Wir können nicht sagen, daß eine freudige Ueberraschung bei uns die vorherrschende Stimmung gewesen wäre; wir waren vielmehr ernst gestimmt. O du glückliches Europa, mit deinem gesegneten, gemäßigten Himmelsstrich! Für uns hat deine Natur mehr Reize, als die verschwenderische Pracht des tropischen Landes darbietet. Wohl uns, daß wir dieses Land nicht selbst gewählt haben; wohl uns, daß wir nicht hieher kommen, um gute Tage zu sehen, sondern um den Heiden das Evangelium zu verkündigen! Giebt der Herr Gnade, daß wir hierin glücklich sind, dann sind wir zufrieden. Wir freuten uns doch auch auf alle die theuern Mitarbeiter, die wir nun bald sehen sollten. Wir zählten unter denselben mehrere nähere Bekannte und unsre Kollegin sogar einen leiblichen Bruder.

Den 14. Nov. Schon früh um 2 Uhr hatten wir die Anker gelichtet und fuhren, die Fluth benutzend, bei dem Fort Amsterdam vorbei. Wir hörten den Kapitän durch das Sprach-

rohr mit den Wachhabenden unterhandeln. Wenn Kranke am Bord sind, müssen die Schiffe hier eine Art Quarantaine aus- halten. Wir aber erhielten gleich Erlaubniß, weiter zu segeln.

Noch lag nächtliches Dunkel über die Gegend ausgebreitet, als wir auf das Verdeck kamen; die Sterne leuchteten in hellem Glanze; die Ufer waren aber so nah, daß man bald anfang, Gegenstände zu unterscheiden. Immer blasser wurde das Licht der Sterne; im Osten verkündete ein heller Schein die herein- brechende Morgenröthe. Schnell war der Uebergang vom ersten Schimmer der Morgenröthe bis zum Durchbruch der ersten Sonnenstrahlen. Ueberall am Ufer war dichtes Buschwerk und hinter demselben majestätische Bäume. Wir hörten das Geschrei der Papageie und anderer Vögel und das Brüllen der braunen Affen, welches schauerlich klingt. Es war eine Scene, daß wir uns fragen mußten, wachen oder träumen wir?

Unterdessen trieb unser Schiff nur langsam vorwärts. Lange lagen wir im Angesicht der Plantage, die dem Vater des Fräulein Everths gehörte. Unsrer Reisegefährtin sah in gespannter Erwartung nach dem Ufer, ob nicht ein Boot vom Lande abstoßen und sie in die Arme der theuern Eltern abholen würde. Endlich stieß auch ein solches mit vier weißbekleideten Negern in den Fluß. Ein großer, hagerer Mann mit einem Strohhut, in schwarzem Rock und mit weißen Beinkleidern stand in der Mitte: Es war Herr Everths. Das Boot legte an, er kam an Bord, und Vater und Tochter hielten sich bald sprach- los in den Armen; nur Thränen konnten den tiefgerührten Herzen Luft machen. Auch wir wurden von der Scene ergriffen und vor unsre Seele trat lebhaft die Vergangenheit, mit ihrem Wiedersehen und Abschiednehmen. Fräulein Everths verabschiedete sich nun von uns und fuhr an's Ufer, wo eine liebende Mutter sie sehnüchtig erwartete.

Langsam fuhren wir den Fluß hinauf; noch eine Biegung,

und vor uns lag das Ziel unsrer Reise, die Stadt Paramaribo. Nun ruderten Boote vom Lande auf unser Schiff zu. Bald wimmelte es auf dem Verdeck von fremden Gesichtern, und es entstand ein Bewillkommen, das kein Ende nehmen wollte. Es waren meist Juden oder Kreolen und Mulatten. Endlich legte auch ein Boot an mit einem einzelnen Herrn: es war der Vorsteher unsrer Mission, der uns im Namen aller unsrer künftigen Kollegen herzlich willkommen hieß. Aber auch eine traurige Pflicht hatte er zu erfüllen, und unsre Freude sollte einen starken Niederschlag erhalten. Es hatte dem Herrn gefallen, die Reihen unsrer Mitarbeiter in Surinam wieder zu lichten, und ach! auch der Bruder unsrer mitreisenden Freundin, der seit fünf Jahren im Buschnegerland arbeitete, war vor wenigen Wochen vom Herrn heimberufen worden. Das war für uns ein ernster Eintritt in den neuen Wirkungskreis. Wir sollten von Anfang lernen, daß wir sterben müssen, damit wir gleich unser Haus bestellten. Ueber dieser Trauerbotschaft vergaßen wir alles Betrachten der Gegend und der Lage von Paramaribo. Wir waren ur Stelle; die Anker fielen. Dem Herrn sei Dank, der uns nach einer sehr angenehmen Reise von fast fünf Wochen so glücklich an's Ziel gebracht hat.

Der Abschied von Kapitän, Steuermann und Mitreisenden war rührend. Man wunderte sich nicht über die Anhänglichkeit an das Schiff, die man nach einer langen Seereise empfinde. Es war uns, als wenn das letzte äußere Band zerrissen würde, durch das wir noch mit Europa zusammenhingen.

In einem kleinen Boote wurden wir an das Land gebracht. Gegen die Strömung ankämpfend schwankte das Fahrzeug sehr, und bei der Ungeschicklichkeit der Ruderneger stieß es so stark gegen ein anderes an, daß den lieben Frauen zuletzt noch angst und bange wurde.

Ein großer Haufe der armen Schwarzen begrüßte uns am

Ufer, so daß es fast Mühe kostete, sich durch denselben hindurchzudrängen. Es ist übrigens kein erfreulicher Anblick um diese zerlumpten und halbnackten Männer und Weiber und ganz nackten Kinder. Das Auge eines Europäers fühlt sich dadurch beleidigt und kann sich erst nach und nach daran gewöhnen. Vieles ist schon geschehen an diesem armen Volke; aber wie viel bleibt noch zu thun übrig, bis daß durch die Wirkung des Evangeliums äußere Zucht und Sitte und besonders Schamhaftigkeit unter diesem Volke herrschend wird! Der Eindruck, den wir gleich beim Bewillkommen unsrer künftigen Mitarbeiter erhielten, war wehmüthig, weil wir nur gelbe und hagere Gesichter sahen, mit tiefliegenden Augen und mattem Blick. Doch that uns ihre Liebe gar wohl. Unser Leben wird wohl ein Streiter- und Pilgerleben werden. Wie der Herr will; wenn er uns nur Gesundheit und Kraft erhält.

Leider ist der am Schluß dieses Tagebuchs ausgesprochene Wunsch nicht in Erfüllung gegangen; denn nach einem treuen und eifrigen Dienst von nur zwei Jahren ist die Gattin des Berichterstatters, eine Schweizerin, am gelben Fieber entschlafen. Es sind damals überhaupt binnen acht Monaten vierzehn Glieder der Missionsfamilie hinweggerafft worden.



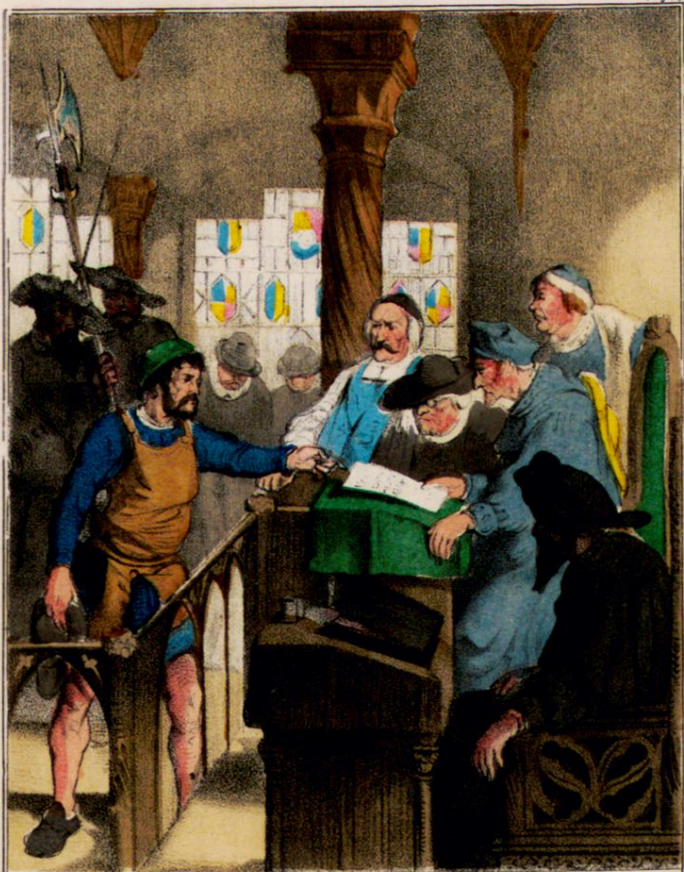
II.

Der Schuster von Hagenau.

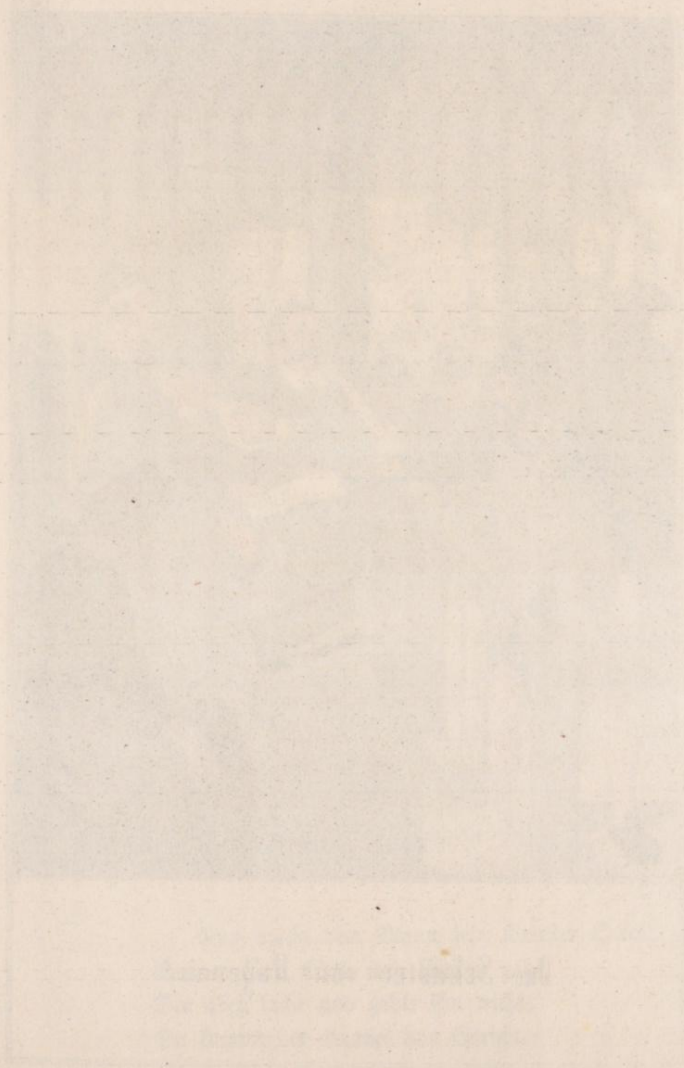
Zur Zeit, da mit dem Ablassfram
Nach Wittenberg ein Tegel kam,
Bot auch ein Mönch in Hagenau
Im Elsaß, solches Ding zur Schau.
„Wer,“ rief er, „will die Seel' berathen
Mit Ablass von des Pappst's Legaten?“

Dies hört ein Weib, und sie dünkt's fein,
So schnell der Sünden quitt zu sein.
Ihr Mann, von Sanctt Krispinus Junst,
Hieß zwar den Ablass Unvernunft,
Allein sie hat ihn doch erworben;
Und — bald hernach ist sie gestorben.

Nun macht dem Mann sein Priester Dual,
Daß er für's Weib ihm Messen zahl'.
Der aber lacht und zahlt ihn nicht,
Da kommt der Handel vor Gericht.



Der Schuster von Hagenau.



Des alten Glaubens strenger Wächter
Verklagt den Spötter und Verächter.

Drei Häfcher bringen ihn vor Rath;
Da sitzt der Priester im Ornat.
Der Richter spricht: „Starb nicht dein Weib?
Wie sorgtest du für sie?“ — „Den Leib,“
Sprach Meister Hans, „ließ ich begraben;
Die Seele wird mein Herrgott haben.“

„Was, Frevler! Zahltest du doch nicht
Fürs Seelenamt nach Christenpflicht?“ —
„O Herr, das fällt mir nimmer ein;
Wie sollte das noch nöthig sein?
Es ist mein Weib, der Erd' entnommen,
Geraden Wegs zu Gott gekommen.“

„Wie, Schuster, wer macht das dir weiß?“ —
„Hier — strenge Gnaden! — mein Beweis.“
Drauf streckt er seinen Ablaß her
Und spricht: „Für einen Gulden schwer
Ist mein Gemahl der Gluth entgangen
Und hat des Himmels Kron' empfangen.“

„Wenn ich nun abermals den Zoll
Für Seelenmessen zahlen soll,
So hat des Papstes Heiligkeit
Mein Weib betrogen seiner Zeit;
Und ist es damals nicht geschehen,
So will man jetzt mich hintergehen!“

Der Richter auf dem hohen Sitz
 Erstaunt ob dieses Schusters Wig.
 Der Vater schweigt, und ledig spricht
 Den Inculpirt das Stadtgericht. —
 Verdammt sei, wer mit Geld und Habe
 Erkaufen will des Höchsten Gabe!

Apostelg. 8, 20.

III.

Barter der Menschenfänger.

In Folge der Uniformitätsakte, welche die Prediger in England nöthigen wollte, sich der bischöflichen Liturgie unbedingt zu unterwerfen, legten bei 2000 Geistliche ihr Amt nieder und hielten nun hie und da Privatgottesdienste, welche aber von der Obrigkeit streng verboten wurden. Der fromme Richard Barter hatte irgendwo auf dem Lande einen solchen Gottesdienst zu einer sehr frühen Morgenstunde bestellt. Um nun nicht zu spät anzukommen, beschloß er, schon am Abend vorher hinzureiten. Die Nacht war finster; er verirrte sich, und endlich klopfte er an einem ansehnlichen Hause an, um sich zu rechtweisen zu lassen. Ein Bedienter meldete den Fremden bei seinem Herrn an; diesem schien es unpassend, daß ein Mann von so achtbarem Aussehen so spät noch herumirren sollte, und er lud ihn ein, bei ihm über Nacht zu bleiben. Barter nahm die Einladung gern an, und wurde sehr gastfreundschaftlich behandelt.

Seine Unterhaltung flößte seinem Wirth eine immer höhere Meinung von seinem Verstande und seiner Gelehrsamkeit ein. Er wurde um so begieriger zu wissen, weß Standes und Berufes sein Gast sei, und nach Tische sagte er zu ihm: „Weil die meisten Leute eine Anstellung oder einen Beruf haben, so werden Sie wohl auch irgend ein Geschäft betreiben?“

Baxter antwortete lächelnd: „Ja, mein Herr, ich bin ein Menschenfänger.“

„Ein Menschenfänger sind Sie,“ sagte der Gutsbesitzer; „da kommen Sie mir gerade recht; Sie sind der Mann, den ich brauche. Ich bin der Friedensrichter dieses Distrikts und habe so eben den Auftrag erhalten, mich der Person eines gewissen Dick Baxters zu versichern, welchen man morgen früh in der Nachbarschaft erwartet, um einen Konventikel abzuhalten. Sie kommen denn morgen mit mir und wir werden unstreitig den Kerl leicht abfassen können.“

Herr Baxter willigte ein, ihn zu begleiten, und der Friedensrichter ritt am folgenden Tag mit ihm zu der verabredeten Stelle. Als sie dort angelangt waren, zeigte sich wirklich eine beträchtliche Anzahl von Personen in der Gegend des Hauses; sobald diese aber den Gerichtsmann sahen, war ihnen die Sache verdächtig, und sie wagten es nicht, in das Haus zu gehen. Der Richter sagte zu seinem Gefährten, er vermüthe, Baxter werde von seinem Auftrag Nachricht bekommen haben und demnach ausbleiben. Er schlug daher vor, einen Umweg zu machen, damit die Leute sicher würden und sich unterdessen versammelten. Als sie aber zurückkamen, zauberte das Volk noch immer, in das Haus zu treten. Der Friedensrichter nahm an, daß die Sache gefehlt habe; weil er aber wußte, daß diese Leute sehr gegen die Regierung eingenommen seien, sagte er zu Baxter, er würde ihm sehr verbunden sein, wenn er diesem Volk eine Ansprache hielte, um sie zur Loyalität und einem guten Betragen aufzufordern. Baxter erwiderte, daß, da diese Leute sich versammelt hätten, um einen Gottesdienst zu halten, ihnen mit einer politischen Rede nicht sehr gebient sein möchte; wenn aber der Friedensrichter mit Gebet anfangen wolle, so werde er sehen, was dann weiter zu sagen sein möchte. Der Richter antwortete: er habe kein Gebetbuch bei sich, sonst würde er gern in diesen Vorschlag

eingehen; er sei aber überzeugt, daß er, sein Mitreisender, ebenso wohl im Stande sei, mit den Leuten zu beten, als mit ihnen zu sprechen, und er möchte denn Beides nach Belieben thun.

Das war Barter ganz erwünscht. Sie gingen in's Haus; das Volk zog ihnen nach. Barter betete mit großer Andacht und Eifer. Der Magistrat, der neben ihm stand, brach bald in Thränen aus. Der fromme Geistliche predigte mit seinem gewöhnlichen Glaubensmuth und Feuer, und als er fertig war, wandte er sich zu dem Friedensrichter und sagte: "Mein Herr, ich selbst bin der Dick Barter, den Sie aufzugreifen beauftragt sind. Ich stelle mich nun zu Ihrer Verfügung!"

Der Magistrat hatte während dieses Gottesdienstes einen tiefen Eindruck von der göttlichen Wahrheit empfangen; er sah die Dinge nun von einem ganz andern Standpunkte an. Er wurde der Freund und Fürsprecher der Verfolgten, und zugleich ein wahrer Christ.



IV.

Luther auf der Jagd.

(1533.)

Aus Wittenberg, im Reisgewand

Zog Doktor Luther über Land;
 Ihn hatt' des Marschalls Löfcher Gnaden
 Auf's Schloß zu Bretsch zu Gast geladen,
 Daß zu dem heiligen Geschäfte,
 Den Schatz der Bibel auszubeuten
 Und kund zu machen allen Leuten,
 Auf's neu' er stärke seine Kräfte;
 Denn unverdrossen Monden lang
 Der Doktor war voll Glaubensdrang
 Geseßen über Gottes Wort,
 Und hatt' geforscht in Einem fort.
 In seinem Eifer hatt' vergessen
 Er oft das Trinken gar und Essen,
 Für all das Schreiben und das Lesen
 War ihm der Tag zu kurz gewesen,
 Ob seiner Bibel manche Nacht
 Hatt' er beim Lampenschein durchwacht,

So daß dem theuren Mann am Ende
 Todmüde wurden Kopf und Hände;
 Und also kam ihm allermwegen
 Des Marschalls Güte sehr gelegen.
 Wie gern tauscht er den frischen Dufst
 Mit seiner Stube dumpfer Luft,
 Wie grüßt er froh das Himmelblau,
 Die Berge klar, das Grün der Au,
 Des Buchenwaldes Farbenpracht,
 Und drüberhin der Tannen Nacht;
 Der Tag war eben duftig zart
 Und schimmernd, wie's des Herbstes Art.

Hin wandert Luther neugeboren,
 In all die Herrlichkeit verloren,
 Und singet seinem Gott zum Preise
 Aus tiefer Seel' manch schöne Weise,
 Denkt zwischendrein auf seinem Pfade
 Stillselig seines Heilands Gnade;
 Und setzt er sich zur Ruh im Wald,
 In Gottes Wort liest er alsbald,
 Denn seine Bibel trug er mit,
 Die mocht' der Doktor lassen nit.

So kam er frohen Muths nach Pretsch;
 Mit Bellen kündet und Gefletsch
 Der Schloßhund alsogleich den Gast.
 Herr Löscher springt heraus voll Hast
 Und schließt den Doktor in die Arme,
 Preßt ihn an's Herz, das freundeswarmer.

Wie thät sein Aug vor Wonne brennen,
 Daß er einmal willkomm darf nennen
 Den Luther unter seinem Dach!
 Er führt hinauf ihn in's Gemach,
 Und was nur Rüd' und Keller heut
 Befiehlt er alsbald hoherfreut.

Zusammen tauschen trauter Weise
 Die Beiden bald bei Trank und Speise
 In heil'gem Ernst, in heitern Scherzen
 Das Manneswort aus tiefstem Herzen;
 Der Marschall war noch nie so froh,
 Dahin flog nie die Zeit ihm so,
 Viel besser als die leß're Küche
 Behagen ihm des Gastes Sprüche;
 Im Becher läßt den Wein er stehen,
 Daß ihm kein Wörtlein mög' entgehen;
 Er denkt: Das ist ein ganzer Mann,
 Wie ihn der Herrgott brauchen kann!

Des andern Tags in seinem Wagen
 Nahm er den Luther mit zum Jagen
 In seinem wildereichen Forst,
 Der Hirschen, Reh' und Sauen Forst.
 Und sieh', derweil auf flücht'gem Rosse
 Dem Wild er nachsetzt mit dem Trosse,
 Den Fuchs aufjagt aus seinem Bau,
 Mit kund'ger Hand abfängt die Sau,
 Das Reh erlegt im ersten Schuß,
 Dem Hirschen nachsprengt durch den Fluß, —

Bleibt Luther sitzen in dem Wagen
 Und hält den Psalter aufgeschlagen;
 Ihn störet nicht der Brackenellen
 Und nicht der Pfeifen schrillernd Gellen,
 Und nicht der Schüsse laut Getrach,
 Wenn nah ein Hirsch den Busch durchbrach,
 Und nicht des Hornes heller Ton,
 Ründend des kühnen Jägers Lohn;
 Ernst sinnet unterm Blätterdach
 Der Doktor seinem Psalme nach,
 Still seufzend um des Geistes Segen,
 Die Worte richtig auszulegen;
 Er schreibt und schreibt mit flücht'ger Schrift,
 Zu langsam gleitet fast der Stift,
 Besser als in der Stubenluft
 Schärft er des Liedes Edelstein
 Im würzig süßen Waldesdust
 Im heimlich trauten Dämmerchein.
 Es ist: Für Gottes reiche Güte
 Der Dank aus brünstigem Gemüthe,
 Wie seiner Vatertreue Spur
 Wird kund jedweder Kreatur,
 Und minder nicht dem bangen Herzen
 Seufzend unter der Sünde Schmerzen:

„Lobet den Herrn, denn köstlich ist
 Lieblich solch Lob zu aller Frist;
 Der Jerusalems Mauern baut
 Sammelt, die er zerstreuet schaut;
 Der heilet die zerbrochenen Herzen

Mit sanfter Hand verbindet die Schmerzen,
 Der aller Sterne Zahl wohl kennt,
 Allesammt sie mit Namen nennt.
 Groß und machtvoll ist der Herr,
 Wie so weise regieret Er!
 Die Armen richtet auf er wieder,
 Die Frevler aber stürzt er nieder.
 Singet dem Herrn den Lobgesang,
 Laßt ihm erschallen der Harfe Klang!
 Der mit Wolken deckt den Himmel blau,
 Daß Regen strömet auf die Au;
 Der Kraut und Gras läßt sprossen dicht,
 Der auch des Viehs versäumet nicht;
 Der hört der jungen Raben Ächzen
 Die da zu ihm um Speise krächzen.
 Nicht hat er Lust am starken Roß
 Und nicht am riesigen Kriegertröß;
 Gefallen hat er nur an denen,
 Die sich nach seiner Gnade sehnen.
 Preise Jerusalem Gott den Herrn,
 Sing' ihm Zion hoch zu Ehr'n!
 Deiner Thore Miegel macht er fest,
 Deine Kinder segnet er auf's best';
 Schafft deinen Grenzen wieder Frieden,
 Hat goldnen Weizen dir beschieden.
 Zur Erd' schickt er sein heilig Wort,
 Daß kund es werde jedem Ort;
 Wie Wolle streut den Schnee außs Land
 Den Reif wie Asche seine Hand;

Erstarren heißt er Flüs' und See'n,
 Wer mag vor seinem Frost besteh'n?
 Ein Wort nur — und es schmilzt das Eis,
 Ein Hauch, so thaut es schneller Weis'!
 Jakob machet sein Wort er kund,
 Israel seinen heil'gen Bund;
 Den Heiden thut er nimmer so,
 Meine Seele sing' dem Herren froh!"

Schnell Stund' um Stunde so verrann
 Dem Doktor selig in dem Lann;
 Schon wundersam bricht durch das Grün
 Mit sanftem Licht das Abendglühn,
 Da zieht der Marschall mit dem Troß
 Mit reicher Beut' zurück aufs Schloß,
 Und müde von dem langen Jagen
 Sitzt er zu Luther in den Wagen;
 Schier will er zürnen seinem Gast,
 Daß er nicht auch die Büchs' erfaßt,
 Statt auf den Pelz den Hirsch zu brennen
 Sich nicht konnt' von den Büchern trennen.
 Der Luther aber lächelt fein
 Und denket in der Still' das Sein';
 Hell strahlt auf seinem Angesicht
 Des Friedens und der Freude Licht.

Beim Marschall noch der Doktor weilt
 So lange, bis er gar geheilt,
 Die alte Kraft durchströmt die Glieder,
 An Leib und Seel erstarkt er wieder;

Zu seines edlen Wirthes Gram
 Ach nur zu bald er Abschied nahm,
 Thät höflich danken für den Wagen
 So lang' ihn seine Füße tragen.

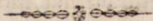
Von Haus dem Freund' er aber sandt'
 Des Psalmes Deutung unverwandt,
 Und also war dabei geschrieben:

„Als Ihr mich neulich, Euer Lieben,
 Zur Jagd mitnahm in Euern Wald,
 Da hielt' nicht minder ich alsbald
 Auf edles Wild ein lustig Jagen;
 Und nimmer dürft's, o Herr, ich wagen
 Frech wie ein Wilberer zu schalten,
 Was ich erlegte zu behalten.
 Nehmt an die Beute gnädiglich,
 Behalt' ich sie doch auch für mich;
 Denn solches Wild läßt wunderbar
 Sich theilen, daß der Eine gar
 Daß Ganze kriegt, und auch der Andre
 Nicht minder reich von dannen wandre.“

Und wahrlich an des Doktors Beut'
 Legt sich der Marschall hocheufreut;
 Er staunt ob seines Jägers Augen
 Wie gut sie zu den Hirschen taugen,
 Wie gleich den rechten Fleck er trifft.
 Und als er liest und liest die Schrift,
 Noch höher thät das Herz ihm schlagen,
 Denn bei dem allerkühnsten Jagen.

Und also lispelt er für sich:
„Was wär', o Herr, ich ohne dich?
Reich bin ich wohl an Gut und Ehr',
Wie arm, so deine Gnad' nicht wär'!
Nur der ist reich, nur der ist satt,
Der deinen süßen Frieden hat!
Habt Dank, Herr Doktor, brünstiglich,
Daß solches Ihr gelehret mich,
Gesehn' Euch Gott noch fort und fort,
Die hohe Jagd in seinem Wort!“

F. D.



V.

Die Londoner Weltausstellung von 1851.

Weist aus den Papieren einiger Damen.

I. Ankunft in London.

Es war ein trüber, grauer Aprilmorgen, als wir mit der Eisenbahn von Dover in London anlangten. Wir hatten das heitere Paris erst am vorhergehenden Abend um acht Uhr verlassen, und wurden durch die nächtliche Eisenbahn- und Dampfschiffahrt fast wie im Traum an die englische Küste geworfen.

London ist groß, unermesslich groß! Das war der erste Eindruck, der sich unser bemächtigte, als wir von der Eisenbahn in eine der zahlreichen Miethskutschen stiegen und bald über die schöne Londonbridge rollten.

Die Hauptstraßen sind fast immer mit einer drei- oder vierfachen Wagenreihe besetzt, und man begreift oft kaum, wie schnell und geschickt die Kutscher einander auszuweichen verstehen. Zu Fuß über eine solche Straße von einem Trottoir zum andern zu gehen, ist bisweilen eine lebensgefährliche Sache. Wir mußten oft eine Weile warten, bis wir einen passenden Augenblick dazu fanden. Es ist wahr, was schon Schiller gesungen hat:

Wohl von großem Leben muß es rauschen,
Wo fünf Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse auf dem Markt der Welt.

Tausend Schiffe landen an und gehen;
 Da ist jedes Köstliche zu sehen
 Und es herrscht der Erde Gott, das Geld!

Die Themse selbst ist eine von Londons Hauptstraßen, und viele von den Dampfschiffen, die darauf kreuzen, sind bloß dazu bestimmt, um Hunderte und Tausende von einem Theil der Stadt zum andern zu bringen.

Besonders ungeheuer ist der Zudrang bei einigen Eisenbahnen. Das Volk wird aber überall, theils durch ein gewisses eigenes Ordnungsgefühl, theils durch die zahlreichen, elegant und doch einfach dunkelblau uniformirten Polizeimänner in Schranken gehalten. Diese Leute sind nie mit Waffen versehen, sondern tragen nur in der Rocktasche einen kleinen Stock mit einem metallenen Knopf, mit dem sie nöthigenfalls tüchtig auf die Köpfe losschlagen können. Das Volk anerkennt in ihnen die Aufrechterhalter der Geseze, und würde es nicht wagen, sich an ihnen zu vergreifen. Man findet alle hundert Schritte einen solchen Polizeimann. Die Fremden können sich in jeder Angelegenheit an sie wenden und erhalten stets höfliche Auskunft.

Was dem Fremden bei der Ankunft in London besonders in die Augen fällt, ist der äußere Anstand, den auch die niedersten Klassen dort noch beobachten. So trägt fast jede Bettlerin einen Hut, mag er auch noch so schmutzig und zerdrückt sein. Der Bettler hat auch meist einen schwarzen Rock, einen Hut und oft noch eine weiße Halsbinde.

Der ewige Kohlendampf und Nebel in London ist eine sehr unangenehme Erscheinung. Anfangs lächelt man darüber, daß die Bewohner einen Tag, wo die Sonne wenigstens auf Augenblicke hervorbricht, einen herrlichen, wunderschönen Tag nennen; aber nach und nach lernt man sie verstehen. Durch den Ruß, den die zahllosen Ramine ausspeien, hat ganz London ein schwarzgraues und trübes Ansehen erhalten. Wenn man hier gewesen

ist, so begreift man auch, warum die Engländer, die auf dem Continent reisen, so viel mit der Reinlichkeit zu thun haben und die Wäsche so oft wechseln. In London ist dieß nämlich eine durchaus nothwendige Sache, denn der Kohlendampf schwärzt Wäsche und Haut dergestalt, daß, wenn man nur mit dem Schnupftuch über die Stirne fährt, man schon einen schwarzen Streifen darauf wahrnehmen kann.

Im Winter läßt sich der Nebel oft so dicht herunter, daß in den zum Theil engen Straßen der Altstadt Londons schon um Mittag die Gaslampen angezündet werden müssen. In dem westlichen Ende Londons, wo die vornehmste Welt wohnt, ist es freundlicher und stiller. Mit Vergnügen bewunderten wir dort die vielen schönen, großen, durch pallastähnliche Häuser gebildeten Plätze, in deren Mitte sich ein Garten befindet.

Ein Samstag Abend in London giebt Stoff zu vielfältigen Betrachtungen. Die Straßen und Buden sind durch die vielen Gaslichter hell erleuchtet wie am Tage. Märkte und Garfküchen sind bis Mitternacht besucht. Bier- und Brantweinschenken sind von Proletariern aller Art ganz angefüllt. Auf einigen Plätzen hört man Musik ertönen. In Cremornegarden sah es um diese Zeit aus wie in einem Feenreich, durch den Zauber des Lichts von allen Farben, im Garten und an den Gebäuden. Dort fanden sich auch Schaubuden; in der einen konnte man wilde Buschmänner sehen, in der andern Küchlein, die zwischen Glas in heißem Wasser binnen 20 Tagen ausgebrütet worden u. s. f.

Doch nie war der Zubrang von Menschen so arg, als da die Königin eines Abends nach Guildhall fuhr, um aus Anlaß der Ausstellung einem Bürgerballe beizuwohnen. Die Straßen und Häuser waren illuminirt, und die V und A glänzten überall in den herrlichsten Farben. Kutschen durften keine fahren. Nur für einige Minuten wagten wir uns aus einem Gäßchen hervor in den Menschenknäuel, der mit Ungeduld auf das Vorbeifahren

der Königin wartete. Endlich kam sie herangefahren, umgeben von ihrer Leibwache zu Pferde, die mit ihren blanken Helmen und brillanten Uniformen sich in dem Lichtmeere gar wunderbar ausnahm. Von den Stufen eines Hauses konnten wir einigermaßen über die Köpfe der Tausende wegsehen. Aber zwei junge Damen unsrer Gesellschaft wurden ihrer Börsen beraubt; es ist doch zu arg, wie hier die Taschendiebe ihre Kunst verstehen!

Die meisten von Londons merkwürdigsten Gebäuden stehen an der Themse. Weit von dem jetzigen Mittelpunkte des vornehmen Lebens ist der ehemalige Königspallast, der Tower, der mit seinen vielen Thürmen, Gräben, Höfen und mittelalterlichen Zinnen lebhaft an die Vergangenheit erinnert. Dort wurde die unglückliche Anna Boleyn, Mutter der großen Königin Elisabeth, gefangen gehalten. Die Wärter tragen Uniformen, wie die Garde vor 300 Jahren unter Heinrich VII., und sind gutgenährte, kräftige Gestalten. Nebst vielen Harnischrittern und Waffen aller Art sahen wir auch im Jewelsaal die Staatskrone, welche Viktoria bei der Krönung getragen hat. Zwischen dem Golde ist Purpursammet und alles ist mit Diamanten besetzt.

Weiter oben in der Stadt, mitten im geräuschvollen Geschäftsquartier, erhebt sich die leider nur zu eng umbaute Paulskirche, deren 350 Fuß hohe Kuppel das Häusermeer ringsherum beherrscht. — Bei der Westminsterbrücke ist die Abtei gleichen Namens, wo viele berühmte Männer Englands begraben liegen; und ganz in der Nähe steht das vielleicht großartigste von Londons Gebäuden, der Westminsterpallast, ein kaum vollendeter Prachtbau, wo das Parlament seine Sitzungen hält, und dessen ungeheure, ganz gothische Fassade sich von der Themse her prächtig ausnimmt. Wir haben eines Abends bis gegen 11 Uhr einer Sitzung des Unterhauses beigewohnt. Unter Andern hörten wir Lord Palmerston, einen großen,

ächten Engländer, der uns aber nicht vorzüglich zu sprechen schien. Die Reden von d'Israeli und Cobden fanden wir ausgezeichnet; auch Hume hörten wir.

2. Der Krystallpallast.

Doch wir eilen weiter und immer westlicher dem Krystallpallast zu; denn dieses Wunder der Welt, zu welchem im Jahr 1851 sechs Millionen Menschen gewallfahrtet sind, war ja das eigentliche Ziel unsrer Reise. Inmitten der grünen Wiesen und Bäume des Hyde parks ist dieses Wunder der Welt errichtet worden.

Wir standen also an der vordern Mitte des Gebäudes. Um sich einen Begriff von seiner Länge zu machen, braucht man Einem nur zu sagen, daß man bei nicht hellem Wetter von dort aus die beiden Enden nicht sehen konnte.

Mit einem gewissen Stolz schritten wir an den vielen Neugierigen vorbei, die zu beiden Seiten des Gebäudes standen und noch nicht hinein durften. Denn vor der Eröffnung der Ausstellung wurden nur Die eingelassen, die durch eine eigene Karte beweisen konnten, daß sie beim Auspacken und Ordnen der Gegenstände etwas zu thun haben.

Beim Eintritt hoben sich unsre Augen staunend zu dem ungeheuren, gewölbten Glasdach in der Mitte empor, zu dem sogenannten Transept. Wir waren ganz versunken in diesen herrlichen Anblick. Ein Polizeimann wies uns den breiten mittlern Gang hinunter, und wir suchten mühsam unsern Weg durch die vielen großen Kisten, das Packtuch und das Stroh, das überall aufgehäuft war. Endlich gelangten wir zu der für die Schweiz bestimmten Abtheilung; aber auch hier wurden wir erst eingelassen, nachdem wir zum dritten Mal unsre Karte vorgewiesen hatten.

Um den Pallast besser überschauen zu können, stiegen wir

balb auf eine der Gallerien, die sich in doppelter Reihe von einem Ende des Gebäudes zum andern hinziehen. Dort oben konnten wir nun die merkwürdige Bauart dieses achten Wunderwerks der Welt — wie es die Engländer gern nennen — noch besser kennen lernen. Nirgends ein Mauerwerk, nirgends schwere Balken; Alles wird von schlanken Eisenstäben gehalten, die, wie auch die Gallerien, hellblau angemalt sind. Diese freundliche Farbe und das aus lauter übereinandergelegten Glasziegeln bestehende Dach machen, daß jede Ecke des Gebäudes hell ist. Damals war das Glas von außen noch unbedeckt, so daß die warme Frühlingssonne nach allen Seiten hin ungehindert herniederglänzen konnte. Später wurde über das Ganze eine Decke von weißen baumwollenen Tüchern gespannt, um die heißen Strahlen der Sommer Sonne abzuhalten und das Dach gegen Regen und Hagel einigermaßen zu schützen.

Fast eben so merkwürdig als das Gebäude selbst war um diese Zeit das Treiben und Tzen der verschiedenen Nationen durch einander. Nicht nur Deutsche, Franzosen und Italiener durchkreuzten sich da in buntem Gemische, sondern auch Muselmänner aus Tunis, Chinesen und Indier ließen sich in ihren fremdartigen Sprachen vernehmen. An manchen Orten sah man noch die kahlen Wände, und die Tischler waren erst im Begriff, Gerüste aufzuschlagen. Anderwärts saß ein halbes Duzend Näherinnen beisammen, emsig beschäftigt, Draperien von rothem Tuch zu verfertigen. An einem dritten Orte waren die Schauegegenstände schon ausgepackt und die Aussteller suchten sie so vorthellhaft als möglich zu ordnen. Glaser hatten überall zu thun, weil manche Scheibe zerbrochen worden war. Karrenschieber schafften das Stroh und den Rehricht hinaus. Hier wurde eine Kirchenorgel gestimmt, deren gellende falsche Töne weithin drangen; dort wurde gehämmert, genagelt, gefeilt; weiter=

hin wurden Piano's und Pianino's probirt. Trotz der vielfachen Thätigkeit wuchs das Werk doch im Ganzen nur langsam.

Am letzten April, als dem Tag vor der Eröffnung, galt es Ernst. Da erreichte das Durcheinanderrennen, das Befehle-ertheilen, das Lärmen und Schreien seinen höchsten Gipfel. Was bis Nachmittags um 4 Uhr nicht beendet war, das mußte am ersten Mai so bleiben. Es sah aber an manchen Orten noch sehr unvollkommen aus; besonders bei der Abtheilung von Frankreich war so zu sagen noch nichts fertig. Das gab vielen Anstoß. Man hätte erwarten sollen, daß die Franzosen, als die nächsten Nachbarn, am leichtesten zur festgesetzten Zeit hätten fertig werden können; sie haben aber auch bei diesem Anlaß wieder gezeigt, daß sie mit Worten schneller bei der Hand sind, als mit der That.

3. Die Eröffnung der Ausstellung.

Am ersten Mai erwachten wir zu einem freundlichen Tag. Festlich gekleidet machten wir uns schon um halb acht Uhr auf den Weg nach dem Krystallpallast, dessen Pforten um neun Uhr geöffnet werden sollten. Halb erdrückt gelangten wir endlich hinein.

Welch einen prächtigen Anblick gewährte heute das Ganze! Der Fußboden war mit rothen Teppichen belegt; unzählige Bänke, mit rothem Tuch überzogen, standen auf beiden Seiten des Haupteingangs. Wo etwa die Waaren noch fehlten, war die Blöße mit Draperien und Vorhängen künstlich bedeckt. Jedem Eintretenden wurde sein Platz angewiesen; und ob wir gleich einige Stunden sitzen mußten, so wurde uns doch die Zeit nicht lange; denn es war sehr unterhaltend, auf die immer mehr sich sammelnde Menschenmenge hinabzuschauen.

Um halb zwölf Uhr wurde Niemand mehr eingelassen, und Schlag zwölf Uhr erschien die Königin. Zwei Zeremonien-

meister gingen rückwärts voran, stets das Gesicht gegen Ihre Majestät gewendet. Sie trug ein rosafarbenes Damastkleid, mit Silber durchwirkt, ein Diadem von Diamanten und weiße Federn in den Haaren. Prinz Albert hatte ihr den Arm gereicht, und ihre beiden ältesten Kinder begleiteten sie.

Bei dem Eintritt der königlichen Herrschaften schmetterten die Trompeten und ein Chor von Sängern, die auf einer besondern Gallerie aufgestellt waren, empfing sie mit dem Nationallied: *God save the Queen*. Die Königin bestieg den Thron, der für sie im Mittelpunkte des Pallastes errichtet worden war. Sie verbeugte sich tief und wartete, bis der Gesang zu Ende war. Darauf verlas Prinz Albert eine Anrede an sie, die sie mit einigen Worten beantwortete. Der Erzbischof von Canterbury sprach ein Gebet, in welchem besonders die Stelle wichtig war, „daß sich doch die Nation wegen dieses gelungenen Unternehmens nicht überheben, und daß dasselbe zur Befestigung des Friedens unter den Völkern beitragen möge.“ Darauf folgte das Hallelujah von Händel, und nun setzte sich der Staatszug in Bewegung, um das Gebäude in seiner ganzen Länge zu durchwandern.

Zuerst schritten goldgekleidete Diener mit Stäben einher, dann hohe Offiziere, die Kommissäre der fremden Nationen, Herr Paxton, der den Plan des Krystallpallastes gemacht hatte, hohe Beamte, Rektoren der hohen Schulen und Obergerichte mit großen Perücken und Pelzröcken, mit rothen und gelben Umschlägen, goldenen Ketten und kurzen Beinkleidern. Nun folgte der alte Herzog von Wellington und der Marquis of Anglesea, die Minister, die zwei rücklings gehenden Zeremonienmeister und endlich die Königin mit ihrem Gemahl, ihren zwei Kindern und dem ganzen Hofstaat.

Ueberall wo die königliche Familie vorbeikam, wurden die Hüte geschwenkt und Vivat gerufen. Es ist dieß ein erfreuliches

Zeichen der Liebe, welche die Engländer für ihre Königin hegen; aufrichtig und warm giebt sie sich kund, während in manchen andern Ländern das Ansehen der Fürsten so sehr gesunken ist.

Fast eben so großen Beifall ernteten aber die beiden Helden von Waterloo, die auf einander gestützt nur mühsam vorwärts schritten. Denn der Marquis of Anglessea hat im Kriege ein Bein verloren und der Herzog von Wellington hatte am heutigen Feste das Alter von 82 Jahren erreicht.

Wieder auf dem Thron angelangt, erklärte Viktoria durch den Mund des Hofmarschalls die Ausstellung eröffnet. Hierauf zog sich der Hof zurück. In diesem Augenblick erhoben sich die Zuschauer von ihren Sitzen, die sie drei Stunden lang nicht hatten verlassen können, und Alles strömte bunt durcheinander. Wir waren aber von dem merkwürdigen Schauspiel der Eröffnung selbst so hingenommen, daß wir nichts Einzelnes bewundern konnten, und es auf die folgenden Tage versparten, die verschiedenen Länder ausführlich zu bereisen.

Es gab Wochentage, wo man nur 1 Schilling zahlte, an denen dann das gemeine Volk zu vielen Tausenden hereinstömte, Tage zu 2½ Schilling, und Samstags mußte man 5 zahlen. Die, welche selbst zu den Ausstellern gehörten, genossen den Vortheil, daß sie immer freien Zutritt hatten. Jeder Tag hatte sein Interessantes. An den Schillingstagen strömte das englische Volk aus allen Gauen herbei; da konnte man allerlei Leute sehen und die Eindrücke beobachten, welche so viele Neuigkeiten auf sie und ihre Kinder machten. An den Samstagen konnte man sich die Sachen mit größerer Muße ansehen, denn da fanden sich nur die Vornehmsten und der Adel ein. Doch wurde an diesen Tagen auch den Kranken und Gichtbrüchigen erlaubt, sich in kleinen Wagen und andern Fuhrwerken herumstoßen zu lassen, von welchen wir einmal gegen hundert zählen konnten. An einem Sonnabend hatten wir die Ehre, die Königin der Fran-

zosen zu sehen. Die Königin Viktoria sahen wir mehrmals mit ihrem Gemahl, den königlichen Prinzen und der Prinzessin ganz nahe bei uns vorbei spazieren. Sie trug ein sammetnes Mäntelchen mit schwarzen Spitzen, einen weißen Rock und Vilahut, hat übrigens keine einnehmenden Züge, während Prinz Albert ein schöner, großer Mann ist. Die Bildnisse dieser hohen Herrschaften finden sich im ganzen Gebäude auf eine beinahe lächerliche Weise dargestellt, in Lebensgröße in Marmor, in Leinwand gewoben, auf seidenen Bändern, in Bronze, Holz, Gyps und sogar in Seife. Es mag ihnen wirklich oft zu viel geworden sein.

Bekannt ist übrigens, daß Prinz Albert seine musterhafte Kinderzucht auch im Krystallpallast bewährt hat, indem er einem seiner Prinzen, der sich's nicht wehren ließ, einige Gegenstände zu betasten, durch eine kleine Züchtigung zurechtwies.

4. Ueberblick des Ganzen.

Es ist unmöglich, Dem, der nicht selbst Augenzeuge gewesen ist, einen rechten Begriff zu geben von der Pracht, Herrlichkeit und Kostbarkeit aus aller Welt, die sich im Krystallpallast zusammengehäuft fand. Wenn man vier ganze Stunden herumgeirrt ist, so hat man viel gesehen, und doch nichts. Bildhauerwerke und Gussarbeiten waren zu beiden Seiten des Transepts in großer Anzahl aufgestellt. Die Amazone auf dem Pferd, von einem Tiger angefallen, war jedenfalls das schönste von allen. Das Pferd bäumt sich schrecklich, während die Amazone, Furcht und Entschlossenheit zugleich zeigend, der Bestie einen Speiß in den Leib wirft. Der bronzene Löwe aus München ist kolossal, aber nicht so anziehend und kunstgerecht, wie das vorgenannte Werk von Riß. Besser gefiel uns der Gottfried von Bouillon aus Belgien.

Aber auch das Ohr hatte seinen Genuß in dieser Zauber-

welt. Die große Kirchenorgel, die sich am Haupteingang befand, ließ von Zeit zu Zeit ihre majestätische Stimme, begleitet vom Schall der Posaunen, hören. Es waren der Orgeln drei vorhanden; sie standen aber so entfernt von einander, daß keine die andere störte. Die vielen Klaviere waren den ganzen Tag von jungen Künstlern in Anspruch genommen, die gern ihr erstes öffentliches Konzert vor einem so zahlreichen Publikum gaben, das sie auch oft tapfer beklatschte.

Nähe beim Transept war der prachtvolle indische Diamant der Königin Viktoria zu sehen; er war etwas größer als eine Haselnuß, und von einem starken eisernen Käfig umschlossen. Von vielen Wachskerzen erleuchtet, in allen Farben strahlend, nahm er sich wunderschön aus. Auch ein Schmuck, für die Königin von Spanien bestimmt, zog die Aufmerksamkeit Vieler auf sich. Es war ein Blumenkranz, das Laub aus Gold und Smaragden, die Blumen aus Perlen und Diamanten bestehend. Diese zitterten bei jeder leisen Berührung und warfen ihre Strahlen nach allen Seiten hin.

5. Etwas von den verschiedenen Ländern.

England, Schottland und Irland waren billig bei der Ausstellung am vortheilhaftesten und stärksten repräsentirt. Nebst den Baumwollen- und Eisenwaaren, den prächtigen Möbeln und Luxuswagen, sind auch die zahlreich herunterhängenden Teppiche von ungeheuerem Umfang zu erwähnen, deren einer von Londoner Damen gestickt war. Bei der Taucherglocke und dem Tauchermännchen haben sich besonders die Kinder viel aufgehalten. In den letzten Tagen entdeckten wir noch eine ganze Sammlung von etwa 60 englischen Wagen aller Art, vom einfachen Cab bis zur purpurverbrämten und goldbeladenen Staatskutsche.

Aber im Geschmack stand Frankreich, das sich so spät eingestellt hatte, weit oben an England. So fand sich z. B. in den Gold- und Silberarbeiten in Hinsicht auf Eleganz und Schönheit ein großer Unterschied. Es war aber auch Alles gar trefflich aufgestellt. Oben auf der französischen Gallerie glaubte man sich fast in einen schwebenden Garten verzaubert, so prachtvoll nahmen sich die Pariser Blumen aus, die durch künstlich angebrachte Spiegel verdoppelt erschienen. Neben ihnen schimmerten die Lyoner Stoffe und Bänder.

Die Zollvereinsstaaten hatten unter Anderm prächtige ausgestopfte Thiere aus Stuttgart geliefert. Von oben her schwebten ungeheure Raubvögel mit ausgebreiteten Schwingen über uns, an kaum sichtbaren Drähten aufgehängt; sie schienen sich jeden Augenblick auf uns herabstürzen zu wollen. Eine große Nachtule mit feurigen Augen breitete ihre langen Flügel schützend über ihr Nest, in welchem wenigstens sechs kleine Eulen mit ganz ernsthaften Gesichtern saßen. Daneben waren Szenen aus Reinecke Fuchs, nach Kaulbachs Zeichnungen, wie z. B. der listige Reinecke den armen Hasen Lampe, in dessen ganzem Wesen die größte Angst ausgebrüht ist, vor dem Löwen zur Rechenschaft zieht. Ferner eine ganze Familie Mäuse; eine Wildschweinsjagd voller Leben. Diese Stücke wurden allgemein bewundert, aber später beim Verkauf wurde bloß der Preis der Felle daraus gelöst.

In der österreichischen Abtheilung waren durch Vorhänge und Bretterwände eine Reihe prachtvoller Zimmer geschaffen, die mit kunstreich geschnittenen Möbeln geziert waren. In der Ecke des Schlafzimmers stand in einem Blumentisch ein kleiner Springbrunnen von kölnischem Wasser; die Damen durften hier ihre Tücher eintauchen. Der Springbrunnen war natürlich immer dicht umlagert. Diese Zimmer mit ihrer Ausstattung,

von Leistler aus Wien, sollen von einem englischen Lord um schweres Geld erkaufte worden sein.

Die Schweiz hatte freilich keine so großartigen Kunstwerke aufzuweisen. Doch zogen die Appenzeller und St. Galler Stickereien die Augen vieler Besuchenden auf sich. Sie waren aber auch wirklich prächtig und übertrafen alle andern Arbeiten dieser Art. Ein Tellsprung, in einen mächtigen Rahmen eingefasst, war zu 10,000 fl. angeschlagen. Eine kleinere Stickerei, den gleichen Gegenstand vorstellend mit der Appenzellerin, die daran arbeitet, soll, wie uns der Fabrikant selbst versicherte, dreimal so viel werth sein als die große. Die Uhren von Neuenburg und Genf gehören bekanntlich zum Ausgezeichnetsten in diesem Fach. Die Stroharbeiten aus dem Kanton Argau sind auch berühmt. Die Seidenstoffe von Zürich waren auf eine ihres Werthes unwürdige Weise an einem dunkeln Orte aufgestellt. Basel stand mit seinen Seidenbändern in so fern einzig da, als man im ganzen Gebäude sonst nirgends so viele Fabrikanten fand, die zusammengehalten hatten.

Die herrlichen Glasmalereien, deren Farbenpracht uns von Weitem entgegenleuchtete, kamen größtentheils aus Italien, dem Lande der Kunst. Die Gegenstände waren meist der heiligen Geschichte entnommen, wie Isaaks Opferung und der Verkauf Josephs. In dem Sängerknaben Rizzio, mit seinem Saiteninstrument vor Maria Stuart auf den Knien, scheint die Kunst ihren Gipfel erreicht zu haben.

Die Brüsseler Spitzen haben besonders die Aufmerksamkeit der weiblichen Beschauer in nicht geringem Grade auf sich gezogen. Damit ihre reichen Muster besser hervortreten möchten, waren in gläsernen Kästen Wachsfiguren aufgestellt, welche mit Gewändern behangen waren, an denen diese Spitzen sich zeigten. Und so mußte ein Kardinal, ja sogar ein heiliger Vater der Damenwelt als Modeträger dienen. Eine einzige Garnitur um

einen sammetnen Ueberwurf erfordert gerade so viel Spitzen, als eine fleißige Klöpplerin in einem ganzen Jahre zu liefern im Stande ist.

Sahen wir uns nach den andern Welttheilen um, so begegneten wir vor allen dem industriellen Asien, das uns schon von Weitem durch seine prächtigen indischen Shawls, sowie durch seine buntdurchwirkten persischen Teppiche anzog. Auch die Türkei bot dem Auge viel Ergögliches. Studierende schauten mit Verlangen nach den rothen Pfeifen, die aber von den anwesenden Muselmännern streng bewacht wurden. Auch das allerhöchste königliche Paar verschmähte nicht den Anblick der golddurchwirkten Gewänder sowie der mit blizenden Diamanten besetzten Gürtel, welche die dortigen Großen zu tragen pflegen. Mancher muthige Knabe weilte länger bei der asiatischen Abtheilung als anderswo; träumte er sich doch bei den zierlich gearbeiteten Sätteln und anderm Reitzzeug schon im Geiste auf dem schäumenden Araber. Der Anblick der krummen Säbel, der Damaszenerklingen, der Fahnen, des Rosschweifs und des Halbmonds erweckte ohne Zweifel in manchem Beschauer die Erinnerung an die für seine Phantasie so bezaubernden morgenländischen Heldengeschichten.

Die chinesischen Stoffe, obgleich künstlich gewoben, sind doch dem Auge des Europäers zu fremdartig und seinem Geschmack zu wenig angemessen. Die chinesischen Schriften, die aufgelegt waren, ließen den Reichthum, aber auch die Alles übersteigende Weitläufigkeit der Sprache jenes Volkes ahnen. Das Originellste bei der chinesischen Ausstellung war und blieb aber doch der kleine, bezopfte, lebende Chinese selbst, welcher auf einer Theekiste sitzend sein Pfeifchen rauchte, ohne sich durch die neugierigen Blicke der gaffenden Menge in seiner behaglichen Ruhe stören zu lassen.

Weniger reichhaltig und ausgezeichnet, aber in ihrer Art

eben so wichtig waren die amerikanischen Gegenstände. Pflüge, Eggen und andere Ackergeräthschaften, Guttapercha-Ueberwürfe, Schuhe, Sohlen und Riemen zeugten von der Industrie der Vereinigten Staaten. Westindien hatte Zucker, theils als Syrup, theils als Cassonade geschickt, sowie Kaffee, Reis und Baumwolle und einen Tisch voll köstlicher Havannah-Cigarren. Aus Afazienholz waren viele Gegenstände gearbeitet. Kanada lieferte Pelzwerk, besonders aber allerliebste kleine Schlitten, mit dem feinsten Hermelin ausgefüttert und mit zwei ausgestopften Rennthieren bespannt, ganz so wie sich die Leute in dortiger Gegend derselben bedienen. Auch Fußsäcke, Fuchspelze, Zobelmantillen, Mütze und Boa's waren da, so daß sich unsere Damen am liebsten in diesem weiblichen Zeughause auf den kommenden Winter versehen hätten.

Labradora's Beisteuer zum Glaspallast bestand in etlichen aus Seehundsknochen geschnitzelten Häusern, Menschen und Thieren. Diese Arbeiten gefielen so wohl, daß sich stets eine große Anzahl von Beschauern bei dem Estimo-Schränken aufhielt.

6. Die Ruheplätze.

Gegen Mittag pflegte das gemeine Volk sich in Gruppen abzusondern und auf den Bänken Platz zu nehmen. Viele Leute stellten sich auch längs der herrlichen bronzenen oder krystallinen Springbrunnen auf, die unter den zwei hohen Ulmenbäumen standen, welche das ungeheure Gebäude in sich aufgenommen hatte. Diese Bäume des Hydeparks beherbergten in ihren Zweigen eine Menge Vögel, die sich zwitschernd hören ließen. Unter ihnen wurde manche ländliche Mahlzeit gehalten, bestehend aus kleinen Kuchen, Brot, Chesterkäse, Drangen u. dgl.; auch ein Glas Porter oder anderes Bier durfte nicht fehlen. Auch wir verschmähten es nicht, uns um diese Zeit in der Nähe der

plätschernden Springbrunnen und der duftenden Gebüſche ein kühles Ruheplätzchen auszuſuchen. Auf dem grünen Teppich vor der Hauptfontaine prangten in den letzten Tagen im herrlichſten Farbenschmuck frischer Blumen die Worte: Gott ſegne alle Nationen! An den dort herum angebrachten, von weichen Sitzen umgebenen Tiſchen fanden wir, was wir bedurften. Ein Zeichen mit einem daſtehenden Glöckchen, — gleich ſtanden zwei, drei Bediente vor uns und erkundigten ſich nach unſerm Begehren. Da wurde einem freilich die Wahl ſchwer, denn auf den langen gedeckten Tiſchen unter den Gallerien war kein Mangel an Gefrorenem und Limonade, Kuchen, Bisquits und was den Gaumen nur immer reizen konnte. Lange durfte man ſich aber nicht beſinnen; denn ehe man ſich's verſah, waren wieder andere Gäſte vorhanden, die ſchon auf unſern Platz warteten. Für die Ausſteller war auch eine beſondere Reſtauration vorhanden, zu der ſonſt Niemand Eingang erhielt, und wo man für 1½ Schillinge ſo viel eſſen konnte als man wollte; eine bequeme Einrichtung für diejenigen, welche nur Logis ohne Koſt genommen hatten.

In Abweſenheit der Königin haben wir auch ſchnell einen Blick gethan in den allerliebſten, eigens zum Ausruhepunkt für dieſelbe beſtimmten Salon. Ein hellblauer damastener Sopha war dort ihr Sitz; Teppiche der weichſten Art bedeckten den Fußboden, und Spiegel, die ihre hohe Perſon zehnfach wiedergaben, waren ringsherum an den Wänden angebracht. Es war in der That ein niedliches Toiletten-Kabinet, gleichſam aus Buckingham-Pallaſt in den Hydepark hinein gezaubert. Hier wurde die Monarchin bei ihrer Ankuſt jedesmal feierlich empfangen, hieher zog ſie ſich zurück, wenn ſie ſich ermüdet fand, und wenn es galt heimzufahren, ſo verſammelte ſich hier ihre kleine Familie. So wurde denn dieſes Zimmer in den Augen der für ihre Königin begeisterten Engländer das wichtigſte Stück im Glashaufe.

7. Die Maschinen.

Nun galt es aber auch, in die uns zum Theil noch ganz neue Maschinenwelt zu gelangen. Da erblickten wir denn gleich beim Eingang die uns so wohl bekannte Jacquard-Maschine, welche durch Dampf getrieben in die schwersten Stoffe die prächtigsten Muster wirkt. Natürlich kam uns gleich der Gedanke, wie viel auch bei uns durch Anwendung des Dampfes noch könnte gewonnen werden. Weiterhin wurde den Besuchenden auch die ganze Verarbeitung der Baumwolle anschaulich gemacht; da sah man, wie der rohe Stoff durch eine Reihe von Röhren geht, bis er zum dünnen Faden wird, wie ihn der Weber braucht. Diese Art von Dampfspinnerei war uns so neu, daß wir gerne noch länger dabei verweilt hätten; aber ein angenehmer KakaoGeruch, der uns schon von Weitem entgegentrat, lockte uns immer näher zu dem Ort, wo man der Chocobereitigung zusehen konnte. In großen steinernen Trögen wird der Kakao und Zucker in Pulver verwandelt und durch mehrere von Dampf erwärmte Kessel getrieben, bis die Masse in schön geformten Täfeln zu einem Trichter heraus kommt. Der Eigenthümer, ein gar höflicher Franzose, bot uns beim Vorbeigehen freundlichst von seiner Waare an, um sich zu Bestellungen zu empfehlen.

Dicht daneben standen mehrere kleine, auch durch Dampf getriebene Maschinen, die uns plötzlich aus dem Zuckerbäckergeschäft in eine Quincaillerieshandlung versetzten, indem die eine dieser Maschinen in einer Minute 1000 Stück Stahlfedern, die andere in derselben Zeit 30 bis 40 zusammengeklebte Briefcouverts und die dritte in einer Sekunde einen Nagel versfertigte. Bald lockte uns ein großes Wasserrauschen weiter, und siehe, wir standen vor einem prächtigen, etwa 30 Fuß hohen Wasserfall. Aber so groß war das Getöse von Maschinen und Men-

sehen in diesen Räumen, daß wir das Rauschen erst bemerkt hatten, als wir schon ganz nahe dabei standen. Abermals ist es der Dampf, der dieses Schauspiel möglich gemacht hat; der Behälter, aus welchem das erforderliche Wasser immer wieder hinaufgepumpt wurde, war ganz in der Nähe. Lange betrachteten wir dieses Wunderwerk, das uns in unser Vaterland, etwa an den Gießbach zurückversetzte. Aber die strömende Menge riß uns mit sich fort, denn selbst an einem Fünffhillingstage waren hier alle Räume gedrängt voll.

Auch eine Kasseröstmaschine belustigte uns sehr, in welcher wohl 20 Pfund dieses edeln Gewächses auf einmal gebräunt wurden, ohne anzubrennen. Manches Küchenmädchen, dem es beim Kasserösten heiß wird, würde eine solche Einrichtung nicht verachten, wo sich Alles von selbst macht.

Aber auf einmal wurden wir selbst zur Maschine, denn man ersuchte uns, still zu stehen, und nun wurden wir wider unsern Willen baguerröthpirt, so daß wir späterhin die Ehre hatten, in einer Nummer der illustrierten Zeitung zu erscheinen. Nicht weit von der Stelle wurde die letztere selbst gedruckt, und das unbeschreiblich schnelle und nette Abdrucken dieser ungeheuern Blätter hat uns auch ausnehmend ergötzt und zum Staunen gebracht. Bald aber hörte das Summen um uns her auf, die Maschinen gingen langsamer, es nahte die Stunde des Schlusses, und Jedermann suchte einen Ausweg aus dem Labyrinth. Im Hinausgehen sahen wir noch das mechanische Bett, welches die lobenswerthe Eigenschaft hat, daß träge Leute zu einer bestimmten Stunde aufgerichtet und gewaltsam zum Aufstehen genöthigt werden. Diese Einrichtung scheint uns besonders für die Londoner Welt empfehlenswerth, wo man von dem Sprüchwort: Morgenstunde hat Gold im Munde, ganz und gar nichts zu wissen scheint.

In dem Maschinen-Departement begegnete einem unsrer
Schweizergabe.

Landsteute eine kleine Unannehmlichkeit. Er hatte sich erlaubt, der überall lesbaren Verordnung zuwider, Etwas in seine Briefftasche abzuzeichnen. Als er am besten daran war, kam ein Polizeidiener, forderte ihm seine Briefftasche ab, riß das betreffende Blättchen aus, zerriß es und führte nun den Uebertreter des Gesetzes vor die Thüre des Krystallpallastes, mit dem Bedeuten, wenn er wolle, könne er nun wieder hinein, müsse aber den Eintritt auf's Neue bezahlen. Das Alles geschah aber mit der größten Höflichkeit, so daß der Betreffende sich über nichts zu beschweren hatte.

Es that uns am letzten Abend leid, von dem kolossalen Pallast zu scheiden, wo wir so vielen Genuß gehabt hatten und wo trotz der großen Menschenmasse stets eine so fröhliche Stimmung herrschte. Wir werden uns immer freuen, dieses Wunderwerk gesehen zu haben, von dem man noch lange sprechen wird.



VI.

Das Wiederfinden.

(1764.)

Fern über's Meer her zog der Weiße
Mit Weib und Kind in's schöne Land
Der Freiheit, und mit eifrigem Fleiße
Schwang Beil und Hacke seine Hand;
Bald statt des Urwalds Ulmenriesen,
Statt der Lianen wildverworr'n,
Sich weithin dehnen fette Wiesen
Und wogen üppig Mais und Korn.

Ein Blockhaus nach dem andern mällig
Reicht sich den breiten Strom hinauf;
Hinfließt dem Pflanzler friedensfelig,
Eintönig wohl, der Tage Lauf;
Doch weh', wenn aus dem Waldesdunkel
Der Indianer kriecht hervor,
Urpöthlich schwingt mit Wuthgefunkel
Grinsend den Tomahawk empor!

Mit Weib und Sohn und Tochter wohnte
 Aus Deutschland dort ein frommer Mann,
 In seiner Hütt' der Frieden thronte
 Und auf sein Feld der Segen rann,
 Der Segen, den der Herr will spenden
 Dem, der ihn liebt von ganzer Seel',
 Ihn ansieht mit des Glaubens Händen
 Und vor ihm wandelt ohne Fehl'.

Im fremden Lande war noch immer
 Ihr reichster Schatz des Herren Wort,
 In Gottes Haus wohl hör'n sie's nimmer,
 In traurem Kreis nur ist's ihr Hört;
 Das ist des Hauses höchste Wonne,
 Nach all' des Tages saurem Schweiß
 Unter der glühend heißen Sonne,
 Zu forschen in dem Wort mit Fleiß.

Die Mutter mit verklärter Miene
 Sieh'! auf dem Schooß die Bibel hält,
 Erzählt der lauschenden Regine
 Von dem Erlöser aller Welt,
 Und präget sorglich Sprüch' und Lieder
 Dem jugendlichen Herzen ein,
 Ein Lied vor allen immer wieder
 Singt sie dem holden Töchterlein;

Das Lied das ihrem bangen Herzen
 Stets wieder süßen Trost gebracht,
 Wenn in des tiefen Heimwehs Schmerzen
 Sie leise weinet in der Nacht:

„Allein und doch nicht ganz alleine
 Bin ich in meiner Traurigkeit,
 Denn wenn ich ganz verlassen scheine,
 Vertreibt mein Jesus mir die Zeit.“

Und wieder hat sie einst gesungen
 Mit feuchtem Aug' ihr Lieblingslied,
 War fern vom Hause noch gesprungen,
 Das Vieh zu holen aus dem Ried —
 „Horch! welch ein Heulen war das eben?
 Hilf Gott! sind das die Wilden nicht?“
 Hastig verbirgt sie sich mit Beben
 In eines Maisfelds Blättern dicht.

Und Jammerlaute deutlich schallen
 Der Zitternden von fern in's Ohr,
 Und Schüsse hört sie knatternd fallen
 Wie aus des Pflanzers langem Rohr;
 Dann bald tief stille ward es wieder,
 Als wäre nimmer was gesch'eh'n,
 Der Strom nur singet seine Lieder,
 Nur leise rings die Büsche weh'n.

Scheu wagt sie sich aus dem Verstecke,
 Der Kummer läßt ihr nimmer Ruh,
 Athemlos tritt sie durch die Hecke
 Und wanket ihrer Hütte zu;
 Entsetzlich! — vor der Schwelle liegen
 Vater und Sohn grausam skalpirt! —
 Irrt fast des Weibes Blicke fliegen,
 Zu innerst ihr das Mark gefriert.

Und als mit der Verzweiflung Miene
 Sie schreit nach ihrem Töchterlein, —
 Mit Hunderten, ach Gott! Reginen
 Entführet in den Wald hinein!
 Nur fern noch sieht sie aus dem Schwarme
 Der Wilden Federbüsche weh'n,
 Zusammenbricht vor Leid die Arme,
 Schwerter durch ihre Seele geh'n.

Der schwersten Arbeit Joch muß tragen
 Ihr Kind fortan im fernen Land,
 Und ohn' Erbarmen wird's geschlagen
 Von der Nothhäute plumper Hand;
 Doch seufzet leis' es nur das Eine,
 Wird es getröstet jederzeit:
 „Allein und doch nicht ganz alleine
 Bin ich in meiner Einsamkeit.“

Die Mutter auch, die tief verwaiste
 Find Ruhe wieder in dem Lied,
 Ohn' Murren, mit gelass'nem Geiste,
 Trägt still sie, was der Herr beschied;
 Wohl steht die Wunde täglich offen,
 Bläß ward die Mutter von dem Weh!
 Nur Eines blieb ihr noch: das Hoffen,
 Daß sie Reginen wiederseh'.

Neun Jahre waren so vergangen,
 Ach lange, gleich der Ewigkeit,
 Da siegreich in die Wälder drangen
 Die Engelländer vor im Streit;

Zu Hunderten die Leiber lagen
 Der Wilden in dem dichten Wald,
 Und als ihr Häuptling auch erschlagen,
 So war der Stamm besieget bald.

Und all' die Weißen, die vor Jahren
 Sie schleppten in die Sklaverei,
 Die führen nun in bunten Schaaren
 Die Sieger im Triumph herbei;
 Und jeder sucht sich aus der Menge
 Sein Weib, sein Kind in freud'ger Hast;
 Schon hatten selig im Gedränge
 Laut schluchzend Manche sich umfaßt.

Meginens Mutter forschend irret
 Die Reihen auf und ab schon lang,
 Vor Freud und Angst ihr Auge schwirret,
 Wie schlägt ihr Herz so froh, so bang!
 Ach wie sie ruft und ruft, die Arme!
 Sie findet nicht das theure Kind,
 Schon Stund' um Stund', daß Gott erbarme!
 Verhallt ihr Jammern leer im Wind.

Denn längst zur Jungfrau war geworden
 Von hohem Wuchs die zarte Maid,
 Zur Wilden bei den rohen Horden
 Ward sie an Sitte ganz und Kleid,
 Die Heimathssprache ganz die traute —
 Vergaß sie in den langen Jahr'n,
 Und nur der Indianer Laute
 Der Armen, ach! verständlich war'n.

So suchen ihre Kinder Viele
 Mit Mühe lang, und endlich doch
 Gelangen sie zu freud'gem Ziele, —
 Reginens Mutter suchet noch;
 Bläß wie der Tod ringt sie die Hände,
 Nicht kann sie weinen mehr vor Schmerz,
 Daß Gott der Herr ihr Hülfe sende,
 Schaut trocknen Aug's sie himmelwärts.

Sieh, plötzlich auf der Mutter Stirne
 Was leuchtet für ein Hoffungsstrahl?
 „Ein geistlich Lied sang ich der Dirne
 In ihrer Kindheit hundertmal,
 Vielleicht noch kennet sie die Weise
 Die ihr dereinst so theuer war!“
 Und horch, anhebt sie zitternd leise
 Zu singen vor der ganzen Schaar:

„Allein und doch nicht ganz alleine
 Bin ich in meiner Einsamkeit,
 Denn wenn ich ganz verlassen scheine
 Vertreibt mein Jesus mir die Zeit.“
 Raun sind die ersten Wort' verklungen,
 Einstimmt Regine lauten Schalls,
 Kommt schluchzend aus dem Schwarm gesprungen
 Und stürzt der Mutter an den Hals.

F. D.

VII.

Tagebuch einer Reise nach Neuhollland

in den Jahren 1850 und 1851.

1. Reise bis zu den Inseln des grünen Vorgebirgs.

London, den 4. Nov. 1850. Einsam sitze ich hier im Zimmer und lasse alle die schönen Bilder glücklich verflossener Jugendjahre vor mir vorüberziehen. Ich denke an meine Lieben alle im theuern Schweizerlande, die ich auf lange, lange Zeit nicht mehr sehen werde. Möge der Gott, der mich bisher väterlich geführt, auch ferner mein Begleiter und mein starker Schutz sein!

Gravesend, den 6. Nov. Die erste Nacht, die ich auf dem Schiffe zugebracht habe, war für mich nur zu kurzweilig. Denn kaum eingeschlafen, fiel ich mit meiner Bettstelle, die von den Zimmerleuten schnell gemacht worden war, auf die Lagerstätte des unter mir Liegenden, der natürlich von dieser plötzlichen Berührung ziemlich erschreckt wurde. In der That, ein schöner Anfang meiner Seereise!

Den 11. Nov. Die Speisen auf dem Schiffe sind sehr gesund. Ich denke, es wird nicht uninteressant sein, wenn ich die Speisefarte folgen lasse. Früh Morgens nach 7 Uhr be-

kommt jeder Passagier $\frac{1}{2}$ Unze Thee und hinreichend Zucker, sowie Zwieback in Hülle und Fülle. Es schmeckt für den Anfang sehr gut, wird aber bald dem Gaumen, der das Brot eben nicht vergessen kann, verleiden. Um 9 Uhr $\frac{3}{4}$ Pfund gutes frisches Fleisch, das jedoch bald durch gesalzenes ersetzt werden wird. So lange noch grüne Gemüse vorhanden sind, wird der Magen mit Kraut gespiet; später werden dürre Erbsen und Bohnen nicht verachtet werden. Butter erhält man genug. Zum Kochen und Waschen erhält jeder Passagier täglich 3 Maß Wasser. Es wird angenommen, daß der Reisende sich den Thee selbst bereitet. Das Fleisch, Gemüse u. s. w. wird dem Schiffskoch eingehändigt, der verpflichtet ist, für Jeden zu kochen.

Den 12. Nov. So eben sind die schweren Ankerketten klirrend ausgezogen worden; der längst ersehnte Wind ist Gottlob eingetreten. Prrr, wie sich das Schiff bewegt! Es ist 12 Uhr, wir sind im Kanal! Glücklicherweise habe ich wenigstens bis jetzt über die Seekrankheit gesiegt. Aber wenn's so fortgeht, kann ich für nichts stehen.

Seiner große, dicke, freundliche Mann mit dem Fernrohr in der Hand, der gravitatisch hin und her spaziert, jedoch keine Uniform anhat, ist Kapitän Darby. Es ist dieser Mann sehr geschickt und verständig, und besitzt dabei, was für einen Seemann unumgänglich nothwendig ist, eine Löwenstimme, die man wohl eine Stunde weit hören sollte. Er leitet unser Schiff, die eble Jungfrau Mary Ann, mit Klugheit und Vorsicht. Dieselbe ist aber auch einer der besten Segler; alle Schiffe, die mit uns abgefahren, sind nur noch in der Ferne hinter uns zu sehen.

Dort diese drei in schwarz und weiß gekleideten Gestalten sind Nonnen, von denen zwei noch sehr jung sind; es ist wirklich schade, daß sie der Welt ganz entsagt zu haben scheinen. Seiner lustige und muntere Herr mit der Zigarre im Munde ist der Herr Doctor, dem ich, so Gott will, nichts zu denken

geben werde. Er ist gerade im Gespräch mit einem etwas stolzen Herrn, der als Ingenieur die Reise mitmacht. Diese Personen haben die ersten Plätze. Die zweite Klasse, wozu auch ich gehöre, ist im Raume des Schiffes einquartiert. Sie besteht aus drei Familien und vielen jungen Leuten. Im Ganzen sind 30 bis 40 Passagiere von drei Klassen da, was nicht viel heißen will.

Den 13. Nov. Prachtvolles Wetter, schöner Anfang der Reise. Wir haben bereits die Insel Whigt aus dem Gesichte verloren und sehen kein Land mehr. Ich befinde mich ganz wohl auf dem weiten Meer. Mögen auch die Stürme um mich her toben, so fürchte ich mich dennoch nicht, denn Gott wird mich, sein Kind, nicht verlassen; und will er mich bald zu sich rufen, so kann ich sagen: Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!

Heute haben wir zum Begleiter auf dem Schiffe einen Finken erhalten. Das arme Thierchen war ganz müde und hungrig, es fraß beinahe aus meiner Hand. Fahre wohl, lieber Vogel, eile zu meinen Lieben in der fernen Heimath und verkündige ihnen, daß ich mich wohl befinde.

Den 15. Nov. Gottlob, daß diese Nacht vorüber ist. Ich konnte beinahe kein Auge zuschließen. Laut brachen sich die zürnenden Wogen an unserm Schiffe, das wie auf einer Schaukel hin und her bewegt wurde. Es ist wirklich merkwürdig, alle diese bleichen Gesichter zu erblicken. Da liegt Einer auf dem Verdeck und schläft, dort wischt sich Einer den Schweiß von der Stirne nach harter Arbeit des Magens. Von gesellschaftlichem Leben kann da keine Rede sein. Nur drei bis vier Passagiere sind von der Seefrankheit verschont geblieben, und unter diesen bin ich.

Den 17. Nov. Schon eine Woche auf dem Meere! Ich muß gestehen, mein Gefängniß ist mir schon so ziemlich zur

Heimath geworden. Mein Hauptstudium ist bis jetzt das Essen und Schlafen. Wie überall in England, so auch auf dem Schiffe feiert man den Sonntag. Jeder Engländer hatte heute Vormittag auf dem Verdeck sein Gebetbuch in der Hand und hielt für sich Gottesdienst. Daß auch ich den meinigen halte, unterliegt keinem Zweifel; habe ich doch Ursache genug, dem Allmächtigen für seine Güte und Barmherzigkeit zu danken.

Den 24. Nov. Eine höchst erfahrungsreiche Woche liegt hinter uns. Montags den 18. waren wir auf der Höhe von Brest, da überzog sich der Himmel mit grauschwarzen Wolken. Ich konnte nicht mehr schreiben und eilte auf das Verdeck. An dem sorgfältigen Prüfen jedes Seiles, an dem geschwinden Hin- und Herklettern der flinken Matrosen, an dem festen Auftreten des Kapitäns konnte ich hinlänglich erkennen, daß wirklich ein Sturm uns überfallen würde. Die Wogen schwellen zusehends an, die Spitzen derselben wurden mit einem blendend weißen Schaum bedeckt. Unmöglich konnte unser Schiff mehr gegen die haushohen Töchter des Meeres kämpfen; alle Segel wurden deshalb eingerollt. Sehr wenige Passagiere blieben auf dem Verdeck, die meisten liefen ängstlich hin und her und verkrochen sich unten im Schiff, wo es am dunkelsten ist. Angekleidet legte ich mich Abends zu Bette. Vom Schlafen war natürlich keine Rede; hier ein Glas oder eine Flasche, die klirrend auf den Boden fielen, da ein Faß, das donnernd hin und her geschleudert wurde. Am Morgen war große Unordnung in unsrer Kabine, so daß ich genug zu reden hatte, bis meine jungen Reisegefährten sich zum Aufräumen verstanden.

Den ganzen Dienstag währte der Sturm fort, welches zur Folge hatte, daß mein Bett auf's Neue brach und auf dasjenige des unter mir Liegenden herabfiel. Ein Gleiches begegnete meinem Nachbar. Ich nahm mein Bett und streckte mich mit

demselben auf meiner Kiste in einem benachbarten Raume aus; daß ich wieder nicht schlafen konnte, ist natürlich.

Am Mittwoch früh ungefähr um 3 Uhr kroch ich den Wänden nach, so gut es das Schaukeln des Schiffes zuließ, auf das Verdeck, um mich nach dem Wetter umzuschauen. Aber kaum oben angekommen machte mich eine Sturzwelle dergestalt gefalzen naß, daß ich ganz ärgerlich meine Witterungsbeobachtungen wieder einstellte und den Rückzug antrat. Zum Glück fand ich neben meinem harten Lager einen Korb voll Aepfel, der unsrer Gesellschaft gehörte. Ich hatte ungemein Hunger, indem ich Tags vorher nur einiges Bisquit (Schiffszwieback) und fünf kalte Kartoffeln gegessen hatte. Ich langte also hinein, und tröstete mich so über mein Bad.

Gegen 10 Uhr sprach ich gerade mit dem Kapitän, ob wohl der Sturm noch lange anhalten würde, als plötzlich eine Woge sich an unserm Schiffe brach und nicht nur das ganze Verdeck in eine Sündfluth verwandelte, sondern auch das Boot, das an einer Seitenwand befestigt war, zertrümmerte. Ich stand bis an die Knie im Wasser und dachte: Kommt es so, so kannst du dich noch auf Allerhand gefaßt machen. Doch Abends gegen 8 Uhr ließ das Unwetter nach. Ach, wie wohl wirds Einem zu Muth, wenn man wieder mit zufriedenen Blicken in die blauen Wogen hinausschauen kann. Da fragt man nicht, ob der Wind günstig ist oder nicht, man ruht gleichsam mit der Natur aus.

Am Freitag hatten wir einen neuen Sturm zu bestehen, der mit Donner und Blitz verbunden war. Das Heulen des Windes glich gerade dem Getöse eines Dampfers, wenn der Dampf ausgelassen wird. Doch dieses Mal hatte ich auch nicht die geringste Angst. Wie sich doch der Mensch an Alles gewöhnen kann, selbst an die Gefahr!

Nach des Kapitäns Versicherung haben wir die ganze Woche nicht 100 Seemeilen zurückgelegt.

Den 27. Nov. Schönes Wetter seit drei Tagen. Fürwahr wieder etwas Neues für das lüsterne Auge. Alles athmet wie neu auf; selbst die Ragen des Schiffes kommen auf das Verdeck, um sich an den Strahlen der Sonne gütlich zu thun. Bereits fängt es an, ziemlich warm zu werden; auch die Farbe des Meeres hat sich geändert, ein tiefes Blau lacht mir entgegen. Ich plaudere besonders gern mit den Matrosen, die für eine Pfeife Taback sehr gesprächig werden. Ich schmeichle mir, ziemlich von jenen muntern Söhnen Englands geliebt zu werden.

Den 29. Nov. Alle Abende singen wir, Engländer, Schotten und Schweizer, aus voller Brust alle möglichen Lieder, die dann und wann wirklich recht gut harmoniren. Ueberhaupt fängt man an, sich besser kennen zu lernen. Natürlich muß der Mensch auf einem Schiffe Unterhaltung haben, wenn er nicht ganz eintönig werden will; da kann kein Stolz, kein Reich-Erscheinen herrschen.

Den 1. Dez. Schon ist die Hitze bedeutend; ohne Rock spaziere ich auf dem Verdeck herum. Was die Kleidung anbelangt, so hat jetzt alle Etiquette ein Ende. Ein Jeder zieht seine schlechtesten, abgetragenen Kleider an. Theer und Talg lehren einen nur zu gut, was Trumpf ist. Inzwischen wird die Keilichkeit nicht vergessen. Der Engländer will auch immer sein properes Hemd haben.

Den 8. Dez. Die armen Frauen dauern mich, denn bei jeder starken Bewegung des Schiffes lamentiren und ächzen sie, daß es mir durch Mark und Bein geht. Ich wollte letzter Tage eine derselben trösten und ihr von meinem Schauerbalsam eintröpfeln. Nach langem Auspacken fand ich das Fläschchen; es war aber zerbrochen und alle Flüssigkeit durchgesiebert. Da konnte ich mit vielen Entschuldigungen beschämt wieder abziehen.

Nun ist meine Geduld bald zu Ende. Wie sehr hängt doch die gemüthliche Stimmung der Menschen vom guten Wetter ab! Schwer wird es mir oft, für mich allein zu sein. Bekannte habe ich genug auf dem Schiffe, mit denen ich scherzen und lustig sein kann; aber meine Gedanken kann ich Niemand mittheilen.

2. Besuch auf der Insel St. Jago.

Den 15. Dez. Wir haben im Angesicht der portugiesischen Insel St. Jago geankert. Ach, wie lieblich, wie angenehm ist doch jenes Grün auf den Bergen. Wie wohl thut es überhaupt, nach fünf Wochen wieder einmal Land zu sehen; das Quarantaine-recht hat uns aber bis morgen früh an's Schiff gebannt. Schon sind einige Boote mit Früchten angekommen. Es ist sehr komisch für mich, lauter schwarze Menschen zu sehen, die höchst widerwärtig lächeln, indem sie die weißen Zähne zeigen. Für $\frac{1}{2}$ Schilling kann man 100 Drangen kaufen, für 1 Schill. 5 Kokosnüsse oder 2 Buschel Bananen, die ausgezeichnet wohl schmecken. So gut aber diese Früchte auch sein mögen, so nehme ich mich doch sehr in Acht, des Guten zu viel zu thun, weil ich nicht krank werden mag.

Nun ist die erste Lieferung meines Tagebuchs auf dem Wege nach dem Vaterlande, und kann meinen Lieben sagen, daß, wenn gleich das Meer keine Balken hat, das Schiff einem doch zur Heimath werden kann.

Den 16. Dez. Früh Morgens um 8 Uhr wurden wir an's Land gesetzt. Unfre ganze Gesellschaft bestand aus 14 Personen. Da die See ziemlich hoch ging und die Wellen sich deshalb an dem flachen Ufer brachen, konnte unser Kahn nicht ganz bis zum Lande kommen; wir wurden deshalb von einem Haufen halbnackter, schwarzer Gestalten umringt, die uns mir nichts dir nichts aus dem Fahrzeug nahmen und durch die zischenden Wogen

auf festen Boden brachten. Nachdem ich den Trägerlohn bezahlt hatte, konnte ich mich erst recht meiner Füße freuen, die nun wieder fest und sicher auftreten konnten.

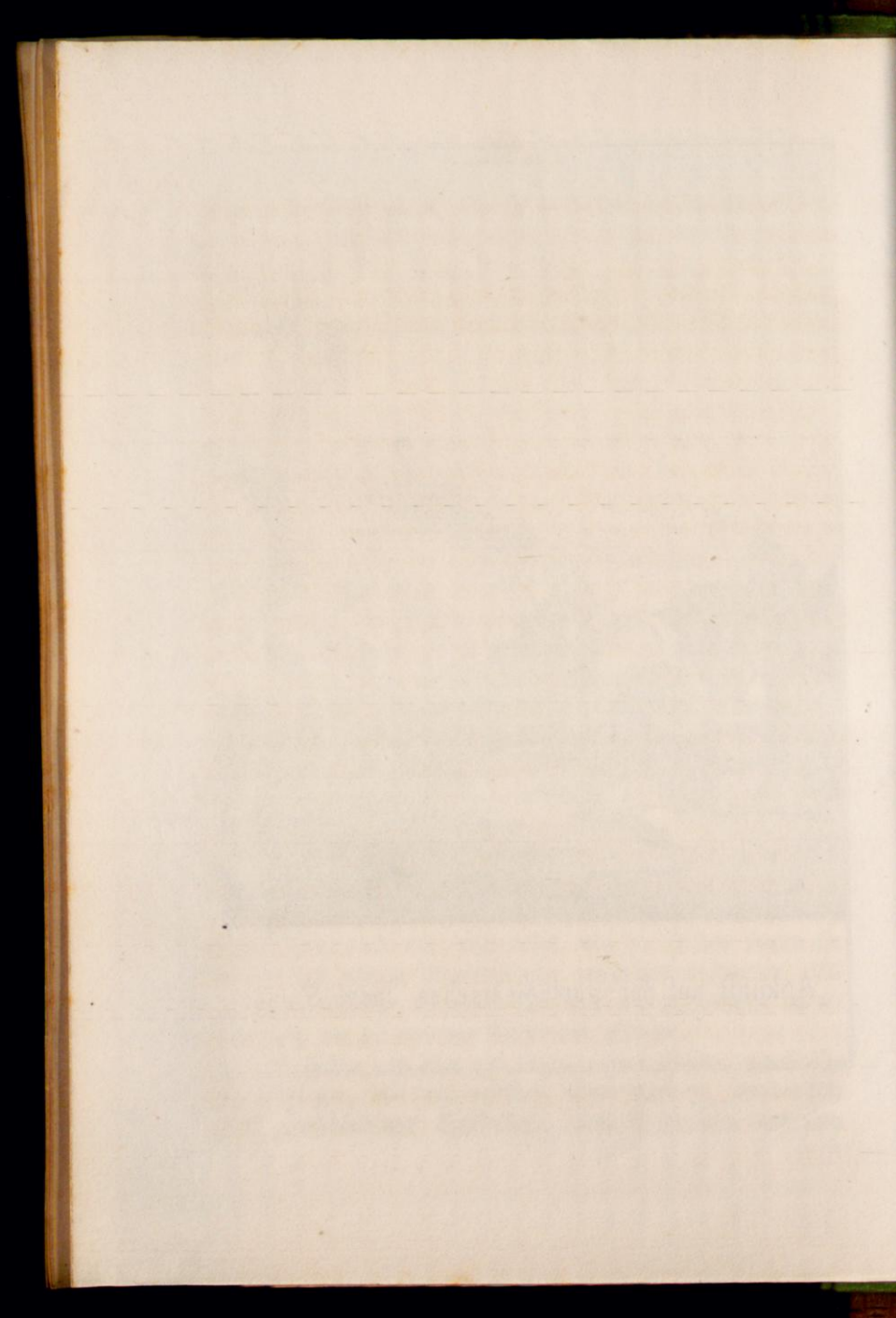
St. Jago ist eine große, ziemlich felsige Insel an der afrikanischen Küste. Gerade vor uns auf der Höhe lag die Hauptstadt Porto Finto. Links und rechts sind Felsen und sandige Steppen. Einige hundert Schritte vom Ufer ist das Zollbureau, ein niedriges und schlecht gebautes Haus, wo sich etliche schwarze portugiesische Soldaten aufhalten, die höchst drollig und schlecht montirt sind. Von dem Zollhause windet sich ein ziemlich breiter Fußweg die Felsen hinan zur kleinen Stadt hinein. Die Häuser derselben sind meist nur einstöckig, oft nur mit einem flachen Dach versehen, und gleichen mehr abgebrannten als bewohnten Räumen. Die Straßen sind sehr schmal und schmutzig, und lachen mußten wir, daß einem solchen Neste der Name Stadt beigelegt werden könne.

Es widerfuhr uns die Ehre, daß wir gleich einer Menagerie angestaunt wurden. Die Beschauer selbst waren fast durchgängig Neger, mit rabenschwarzen Haaren und weißen Zähnen. Die Tracht der Männer war europäisch; ein Polizeibeamter trug einen zerschundenen Hut, einen langen abgeschabten Rock und weiße Hosen mit Stegreifen; dabei war er barfuß. Die Weiber sind sehr phantastisch gekleidet. Um den ganzen Kopf herum windet sich ein Tuch, das meist von rother oder gelber Farbe ist; der Nacken sowie der obere Theil des Körpers ist meistens ganz nackt und unförmlich, um die Hüften tragen sie eine Art von weitem Unterrock von verschiedenen Farben. Es war gerade Markt. Drangen, Bananen und Kokosnüsse waren aufgehäuft, wie bei uns die Äpfel und Birnen.

Wir ließen uns nun von einem weißen Wirth ein Frühstück auftragen, das mir wirklich besser mundete, als die sich immer gleichbleibende Schiffskost. Der Wein war gut und



Ankunft auf der portugiesischen Insel S' Jago.



stark, die Flasche zu 9 bis 18 Pence. Nach dem Frühstück beschlossen wir ein in der Nähe befindliches Thal zu besuchen. Die Mehrzahl von uns nahm Pferde oder Esel, die aber recht armselig aussahen. Wir Fußgänger nahmen einen Führer und wanderten gemüthlich bei Palmbäumen vorbei, durch Orangenhaine und Olivengebüsche. Obgleich es Dezember war, brannte doch die Sonne furchtbar auf uns hernieder; selbst meine Füße schmerzten mich, indem der Sand so heiß war, daß ich meine Hand nicht lange ruhig auf demselben liegen lassen konnte. Die Gegend selbst aber war bezaubernd für mich; den Himmel hatte ich noch nie so schön gesehen. Inzwischen fing ich bald an, Durst zu empfinden, und war froh, als uns ein Mann, den wir antrafen, in seine Hütte führte und uns mit Früchten und Rum erfrischte. Die Hütte hatte vier dünne Mauern, die Thüre war zugleich das Fenster, als Sparren des Dachs dienten dicke Meerrohre, und um dieselben war eine Art Geflecht von Zuckerrohr. Nebst dem Neger, seiner Frau und vier Kindern bewohnten auch Hühner und Schweine diesen Raum, was ganz idyllisch aussah. Wir beschlossen die Orangen vom Baume selbst zu kosten, und wurden deshalb von der ganzen Familie durch Zuckerrohrgesträuch hindurch zu einigen Bäumen geführt, von welchen wir nach Herzenslust nehmen konnten.

Gegen 2 Uhr brachen wir auf. Fürchterlich brannte die Sonne auf unsre armen Schädel herunter; froh waren wir daher, als uns der kühlende Schatten eines Baumes aufnahm. Hier legte sich nun ein Jeder auf's Ohr und schlief ein. Um 5 Uhr ward in Porto Finto noch ein frugales Mittagessen eingenommen. Dasselbst kaufte ich auch Taback und Cigarren, indem für mich das Rauchen ein unumgängliches Bedürfniß auf dem Schiffe ist.

Um 7 Uhr marschirten wir wieder an den Strand zu unserm Boot, das wir jedoch zuerst flott machen mußten. Wir

Legten unsre Einkäufe in dasselbe hinein, zogen die Röcke aus, stülpten die Hosen um und griffen dann lebhaft an; hoch gingen die Wellen, was zur Folge hatte, daß wir oft bis unter die Arme im Wasser stehen mußten, bevor wir unsern Zweck erreichten. Diese Art von Bad war aber bei der großen Hitze ganz wohlthuend für mich. Glücklicherweise langten wir bei dem Schiffe an und kramten unsre Neuigkeiten aus. Das Neueste war, daß wir Alle bestohlen worden waren; ich vermißte 8 Schillinge und mein Schnupstuch, ohne die schlechten Cigarren zu rechnen. Besonders niedergeschlagen war ein junger Mensch, der 10 Schillinge, seine Mütze, seinen Gürtel und sein Schnupstuch eingebüßt hatte. Wie ich bestohlen wurde, weiß ich nicht, indem ich mich sehr vor den schwarzen Dieben in Acht nahm.

Den 17. wollte ich vom Mastkorb aus eine Skizze von Porto Finto machen; als ich aber auf der Hälfte Wegs angelangt war, kamen schnell zwei Matrosen, die mich festbinden wollten, wenn ich nicht eine Flasche Branntwein bezahlte. Dieses Manöver ist schon gegen einige Passagiere geübt worden. Wir haben nun aber, nachdem wir bezahlt haben, die Freiheit, auf allen Stricken herumzuklettern.

3. Reise bis zum Kap der guten Hoffnung.

Den 21. Dez. So, nun wären wir schon wieder drei Tage weit vom Lande; aber die Hitze drückt sehr. Ich weiß mir oft nicht zu helfen, so leicht ich auch gekleidet bin, und freue mich jeden Tag auf den kommenden Morgen; denn da stehe ich jedes Mal, wenn das Schiff gewaschen wird, an der Pumpe und lasse das Wasser über mich hinunterkübeln, daß es eine wahre Freude ist. Ich werde träge und rutsche den schattigen Stellen im Schiffe überall nach, während man bei uns zu Hause jetzt die sonnigen Stellen aufsucht.

Den 25. Dez. Da der Kapitän den Matrosen keine Spässe unter der Linie erlaubte, gestattete er ihnen hingegen gestern, sich zu verkleiden. Nach und nach aber wurden, durch die Rumflasche hervorgezaubert, die Spässe zu grell. Einige Matrosen bekamen Streit mit einander. Da hatte ich denn auch Gelegenheit, die englische Kunstfertigkeit im Boxen zu bewundern. Die Kerls schlugen einander in's Gesicht, als wenn es von Holz wäre; die Folge davon ist, daß heute vier bis fünf der Kämpfer mit hochgeschwollenen und blutunterlaufenen Nasen herumlaufen.

Keine Glocken haben wir gehört, welche die Christen anderwärts so zahlreich zu den Tempeln des menschgewordenen Gottessohnes gerufen haben. Und doch habe ich, wenn auch nur in Gedanken, mit den Meinigen die heiligen Hallen überschritten, um Dem zu danken, der der Menschheit Erlöser geworden ist, und mit ihnen zu singen: „Dieß ist der Tag, den Gott gemacht!“

Den 26. Dez. Heute hatten wir das große Vergnügen, einem Rotterdamer Schiffe zu begegnen, das von Batavia kam. Der Kapitän desselben schien aber ein grober Mensch zu sein, indem er nicht einmal Briefe von uns mitnehmen wollte. Um meine Zeit nicht unnütz zu verlieren und noch besser englisch sprechen zu lernen, habe ich heute angefangen, Zeichnungsunterricht zu geben. Das Schiff steuert ruhig durch die Wellen, einen goldnen Faden hinter sich zurücklassend; aber die Richtung des Windes ist uns nicht günstig. Ein Matrose hat einen ziemlich großen Fisch harpunirt, der zubereitet ungefähr wie Beefsteak schmeckte.

Den 29. Dez. Heute haben wir ein englisches Schiff zu Gesichte bekommen und von demselben durch telegraphische Zeichen erfahren, daß es von Liverpool aus seit 47 Tagen, also gerade so lange wie wir, unterwegs ist. Sein Name ist Athen, sein Ziel Batavia. Es hat jedes Schiff ein Zeichenbuch; die ver-

schiedenen Farben der Flaggen geben die Ziffern von 1 bis 9 an. Wenn nun vier Flaggen von verschiedenen Farben aufgezogen werden, so kann man damit bis 9999 verschiedene Sätze ausdrücken. Da heißt z. B. 3458: Wann hat dieses Schiff England verlassen? Man antwortet mit 6524, das heißt: Den 7. September u. s. f.

Den 31. Dez. Nun, der letzte Tag im Jahr ist bald vorüber. Viele Menschen, die letzten Sylvester noch gesund und frisch herumgepilgert sind, ruhen nun schon von ihrer Arbeit, und die Sonne bescheint ihre Gräber. Unter diese gehört auch mein herzlich geliebter Vater, den des Todes kalte Hand uns Allen entrissen hat! Jetzt ist ihm wohl, er hat überstanden und bittet bei dem Throne des Allmächtigen um unser Aller Glück und Heil! Gebe Gott, daß der nächste Sylvester in jeder Beziehung meinen Wünschen entspreche, und daß ich dann ausrufen könne: „Wer nur den lieben Gott läßt walten, und hoffet auf Ihn allezeit, den wird er wunderbar erhalten in aller Noth und Traurigkeit.“

Mittwoch, 1. Jan. 1851. Sei mir begrüßt, du 1851r Jahr! Was wird wohl in deinem dunkeln Schooße für mich aufbewahrt sein? Ohne Zweifel der Mühen und Sorgen viel, der Freuden wenige, sehr wenige! Gebe Gott, daß ich die Kräfte habe, erstere als Mann und Christ standhaft zu ertragen, letztere aber wohlweislich zu benutzen.

Den 2. Jan. Heute früh haben wir die Linie passirt. Des Abends wurden wir durch das Geschrei: „ein Hai, ein Hai!“ auf das Verdeck gerufen. Bald sahen wir dieses Ungeheüm, das vielleicht 8 bis 10 Fuß lang war. Schnell wurde ein Stück Schweinefleisch an einen Haken befestigt und an einem Strick in's Wasser gelassen. Der Hai biß an; doch der Strick war zu schwach und zerriß. Mit dem Haken in der Schnauze suchte der Fische das Weite.

Den 4. Jan. Es ist mir eine ziemlich unverhoffte Beschäftigung geworden. Der Kapitän, sei es um zu untersuchen ob ich wirklich Etwas verstehe, oder um mir Arbeit zu geben, sprach mich an, etliche Flecklinge von Hand zu sägen. Ich machte mich natürlich gleich tüchtig an die Arbeit. Der Kapitän sowohl als die Passagiere lobten mich; ich aber dachte im Stillen: Es ist doch gut, wenn man was gelernt hat. Nach einigen Tagen wurde der Kapitän ein Bißchen unverschämt, indem er mich beinahe als den Schiffszimmermann betrachtete. Es ist freilich angenehm, Einem im Schatten zuzuschauen, der, den Strahlen der Sonne ausgesetzt, seine Arbeit verrichtet. Ich will aber meine Studien nicht ganz bei Seite setzen, und werde hinfort nur arbeiten, wenn ich dazu aufgelegt bin.

Den 5. Jan. Schon einige Tage sind wir nicht nur vom schönsten Wetter, sondern auch vom besten Winde begleitet. O wie schön sind doch die mond hellen Nächte um den Aequator! Wie prachtvoll prangen die Milliarden Sterne am hohen Himmelsdom! Da sitze ich gewöhnlich vorn auf dem Schiff und denke, was wohl mein künftiges Schicksal sein wird. Aber erst 6000 Meilen von 16000 zurückgelegt und noch weit vom Kap der guten Hoffnung. Fürwahr, eine lange Reise.

Den 12. Jan. Der Sonntag ist auf einem englischen Schiff sehr langweilig. Die geselligen Engländer halten das Gebot sehr genau: am siebenten Tage sollst du kein Werk thun; sie leben aber dafür an den sechs andern Tagen um so weltlicher. Ich habe, wenn das Wetter erlaubte den Gottesdienst zu halten, demselben mehr aus Schicklichkeit, als aus innerm Triebe beigewohnt, indem ein Kapitel aus der Bibel mich mehr erbaute als die langweiligen Litaneien.

Den 16. Jan. Heute habe ich wieder einmal tüchtig als Zeichnungslehrer und auch als Zimmermann gearbeitet. Ich fange an große Freude an meinen drei Schülern zu haben, in-

dem sie sich wirklich Mühe geben. Die Leute im Schiff sind übrigens nicht scheu; denn kaum hatte ich zum Scherz einen meiner nähern Bekannten porträtirt, so wollte gleich ein ganzes Duzend abconterfeit sein.

Den 22. Jan. Die letzten Tage waren sehr angenehm. Wir belustigten uns damit, die großen Wasservögel, Albatros, zu fischen, welche in diesem Meer sehr häufig sind. Wir ließen eine ziemlich große Angel, an die ein Stück Schweinefleisch gesteckt war, an einer starken Schnur in's Wasser. Die dummen Thiere, die nichts von der menschlichen Grausamkeit wissen, bissen an, und auf diese Weise fingen wir einige, die wir jedoch wieder frei ließen. Prachtvoll sehen diese Thiere aus. Große, schöne Augen zieren den blendend weißen Kopf; diese Farbe verwandelt sich bis an das Ende der Flügel in's dunkelste Braun. Die Füße sind ziemlich kurz und enden in drei Krallen, zwischen denen große Schwimmhäute sind. Von dem Verdeck aus konnten diese Vögel nicht fortfliegen. Indem sie auf demselben hin und her stolperten, verursachten sie ein eigenthümliches Geräusch, als wenn sie mit Holzschuhen liefen. Ihre ganze Größe mit ausgebreiteten Flügeln beträgt 8 bis 10 Fuß.

Den 28. Jan. Es fängt an von Süden her bedenklich kalt zu werden; die plötzliche Abwechslung möchte leicht schädlich werden, wenn man sich nicht warm anzieht.

Heute war ein unglücklicher Tag für uns. Schon um 1 Uhr Morgens wurde eine fürchterlich große Welle über Bord geworfen, die unsre Kabine mit Wasser füllte und die Thüre derselben zertrümmerte. Man kann sich mein Erwachen denken; mein Koffer und meine Schuhe schwammen im Wasser. Wir entledigten uns desselben so gut wir konnten, und krochen wieder in die ziemlich nassen Betten. Um 2 Uhr Nachmittags brach schönem Himmel drang wieder eine ungeheure Wassermasse auf's Verdeck und von da in die untern Räume, die alle offen standen.

Das Geschrei der Weiber und Kinder, die natürlich glaubten, nun verloren zu sein, war herzerreißend. Ich für meinen Theil machte einige Sprünge, um dem unerwünschten Fußbad zu ent-rinnen, und arbeitete wieder wie in der Nacht. In Zeit von zwei Stunden war das Schiff wieder gekehrt.

Den 1. Febr. Bereits 12 Wochen habe ich nun auf dem Schiffe zugebracht. Es herrscht auf unserm Verdeck ein gar freundliches, angenehmes Treiben. Beinahe die ganze Gesellschaft besteht aus jungen, regsamen Leuten, die sich nach und nach sehr gut verstehen gelernt haben. Es ist kein Streit, keine absichtliche Kränkung; Spiele und Scherze wechseln mit fröhlichen, heitern Liedern ab. Beständig sind wir jetzt mit einer großen Zahl von Vögeln umgeben, die besonders die See sehr belebt machen. Einige Passagiere, die auch zur See ihre Jagdlust nicht unbefriedigt lassen können, erlauben sich oft das Vergnügen, einige dieser gefiederten Bewohner der Luft herunterzuschießen; ich für meinen Theil sehe diese Thiere lieber da, wo sie hingehören, als todt in den schäumenden Wogen, und lasse deßhalb mein Schießgewehr in meinem Koffer.

4. Vom Kap bis nach Freemantle.

Den 2. Febr. In dieser Nacht haben wir das Kap der guten Hoffnung passiert. Diese Stelle ist sonst gefährlich für die Schiffe. Am letzten 16. September sollen sechszehn größere und kleinere Fahrzeuge mit allen Menschen hier untergegangen sein. Was doch für Schätze im Meeresgrund begraben liegen!

Ich war heute in ganz fideler Stimmung und scherzte deßhalb mit den Matrosen. Es sind dieselben höchst drollige Bursche, die für ein Glas Rum oder Brandy Alles thun. Dabei leiden sie aber viel vom Aberglauben; so z. B. lieben sie es nicht, wenn man bei großem Wind und Regen lustige Lieder, und

umgekehrt, wenn man bei schönem aber ziemlich windlosem Wetter religiöse Lieder singt. Im ersten Fall glauben sie, der Wind könne sich leicht in einen Sturm umändern, im zweiten hingegen, der Wind könnte gänzlich aufhören. Auch sehen es diese Söhne des Meers sehr ungern, wenn man einen Sturmvogel tödten will.

Bei diesem schönen Wetter öffnete ich wieder einmal meinen Koffer, war aber nichts weniger als zufrieden. Durch die Nässe und Feuchtigkeit, welche durch die Ueberschwemmungen in unsrer Kabine entstanden war, hatten verschiedene meiner Kleidungsstücke Flecken erhalten; manches war noch feucht. Ich half mir und trocknete so gut ich konnte.

Den 9. Febr. Kein Wind, der unser Schiff bewegt; einsam und verlassen steht dasselbe in dem weiten, großen Ozean. Wie unglücklich ist doch ein Schiff, dessen Segel schlaff herunterhängen! Nur zu bald theilt sich dieser Zustand den Passagieren mit, die gedankenlos auf dem Verdeck herumstiefeln, dann und wann einen ärgerlichen Blick nach den Wolken sendend. Die armen Albatros haben es dann zu büßen, indem dieselben oft ein Opfer der menschlichen Langeweile werden.

Den 18. Febr. Ich wünsche mir von Herzen Glück, einer großen Gefahr entronnen zu sein.

Samstags den 15., als unser Schiff ungefähr die Höhe der Insel Mauritius erreicht hatte, änderte sich plötzlich der Wind. Um 4 Uhr, als ich gerade auf dem Deck nach unsern Theetöpfen sah, merkte ich zu meinem großen Mißbehagen, daß derselbe gänzlich aufgehört hatte. Die Luft war schwül, die Wellen gingen sehr hoch, der Himmel verfinsterte sich zusehends; ängstlich flogen die Vögel, unsre beständigen Begleiter, umher, als wollten sie einen Ort suchen, um sich zu verbergen. Stangen und Segel waren schon alle heruntergenommen und auf dem Verdeck angebunden. Die Masten alle streckten kahl ihre Spitzen zu dem schwarzen Himmel empor. Sie und da waren noch

einige Matrosen beschäftigt, alles Bewegliche zu befestigen. Ein Sturm stand uns bevor.

Raum waren des Kapitäns deutliche und kurze Befehle vollzogen und unser Schiff, soviel Menschenhände ausrichten konnten, auf Alles vorbereitet, so rückte das Ungewitter mit aller Macht auf uns an. Ich eilte an meinen Koffer, um meine Empfehlungs- und Kreditbriefe in meine Brieftasche zu stecken und alle beweglichen Gegenstände zu befestigen; dann zog ich meine wasserdichte Jacke an und eilte auf's Verdeck. Wie sollte ich in diesen wenigen Minuten Alles verändert finden! Zischend thürmten sich die Wogen an unserm Schiffe empor und brachen donnernd über dasselbe herein. Oft war das Wasser 2 bis 3 Schuh tief, mußte jedoch schnell wieder ablaufen. Als ich das Alles sah, empfahl ich meine Seele Gott und war auf Alles gefaßt.

Als ich wieder hinunter kam, war Alles finster. Ich kroch in's Bett, das meines Erachtens der beste Platz im Sturm ist. Doch nur zu bald wurde ich in meiner Ruhe gestört und mit aller Gewalt hinausgeworfen. Jetzt begab ich mich zu den übrigen Passagieren, die in verschiedenen Gruppen um unsern großen Speisetisch herum saßen, von wo doch ein spärliches Licht mir entgegenschimmerte.

Bei einem Sturme giebt es nach meiner Beobachtung dreierlei Stimmungen. Die Einen, namentlich die ältern Passagiere, besonders Frauen, halten ihr Gebetbuch zitternd in der Hand und stammeln halblaut ihre Gebete her. Die Andern zeigen eine erzwungene Fröhlichkeit, die von der Rumflasche herührt, und sind gerade die, welche am wenigsten Muth besitzen. Die dritte Klasse halte ich für die beste. Dahin gehören die, welche ruhig und still da sitzen, und — auf das Schlimmste gefaßt — sich in ihren Zustand ruhig fügen. Unter welche von

diesen Klassen ich gerechnet werden soll, mögen meine lieben Leser wohl am Besten beurtheilen können.

Das fürchterliche Hin- und Herschaukeln des Schiffs, die stummen Figuren und das Gerassel der Scherben konnten mich aber unmöglich unten halten; ich mußte wieder auf das Verdeck. Es mochte zwischen 8 und 9 Uhr Abends sein. Das Wüthen des Sturmes hatte sich noch verstärkt. Sprechen zu können war eine Unmöglichkeit, indem der Wind Einem den Athem verhielt, sobald man den Mund öffnete. Pechschwarz war der Himmel. Die Wellen schienen oft bis an den Hauptmast hinauf zu reichen; plötzlich fiel eine solche auf das Schiff, daß Alles frachte; ich ward bis an die Hüfte naß. Doch unser Schiff erhob sich wieder und das Wasser lief wie vorhin ab, ein Beweis, daß das Schiff nicht stark beschädigt sein könne. Ein eigenes Gefühl bemächtigte sich meiner. O wie fühlte ich in diesen Augenblicken, wohl den schrecklichsten meines Lebens, wie eitel und vergänglich alles menschliche Machwerk sei gegen solche Naturkräfte. Und was für ein beengendes Gefühl ist das, nirgendshin sich retten zu können, sondern in der Gefahr ganz still stehen zu müssen.

An einem dicken Tau mich festhaltend, verweilte ich noch eine geraume Zeit auf dem Verdeck, indem mir, ich gestehe es offen, eine gewisse Angst nicht erlaubte hinunter zu gehen. Lieber wollte ich die Wolken sich gegen uns heranthürmen sehen, als unten in einer peinlichen Ungewißheit schweben. Doch gewöhnte ich mich endlich gleichsam an die augenscheinliche Gefahr. Etwa um 10 Uhr rutschte ich mit einem Strick in der Hand zu meinem Nachtlager, um mich so viel als möglich an's Bett festzubinden. Angekleidet legte ich mich zur Ruhe und betete während dem Windegeheul und dem Toben der Wellen ein ächtes Kerngebet zum Herrn. Bis gegen 1 Uhr wütheten die empörten Elemente gleichmäßig fort. Nach 3 Uhr hatte der Wind bedeutend nachgelassen und ich schlief den Sonntag Morgen ruhig bis gegen

8 Uhr. Ach wie wohl befindet man sich nach einem solchen Sturm! Wie vergißt man alles Peinliche und Mißliche im Hochgenuß des Glücks der Errettung! Im Vergleich zu diesem Sturm war freilich der im Biscayahschen Meerbusen eine Kleinigkeit.

Den 20. Febr. Man sollte meinen, daß man bei einer großen Seereise auch Vieles sehen müßte. Aber Himmel und Wasser bleiben sich gleich. Hat man aber die Seekrankheit überstanden, haben die Passagiere sich kennen gelernt, ist das harte Bisquit und das gesalzene Fleisch Einem zum Ueberdruß geworden, so kommen Einem die letzten 14 Tage länger vor als die ganze Reise.

Meiner Gewohnheit gemäß war ich nach 8 Uhr noch auf dem Verdeck, um gemüthlich meine kurze Kölner Pfeife rauchend die Wellen zu betrachten. Ich wollte von einer Schiffsseite zur andern gehen, glitschte aber unglücklicher Weise aus und fiel mit dem ganzen Gewicht meines Körpers auf den Kopf, so daß ich für einige Zeit glaubte, die Sinne verloren zu haben. Einige Matrosen hoben mich auf, worauf es bald anfang mir besser zu werden; nur schmerzten mich meine Schläfe sehr empfindlich.

Bald darauf stieg ich unsre steile Treppe hinunter, um mich zu Bett zu legen. Dort angekommen, sah ich, daß mein Koffer nicht mehr recht fest war, und wollte ihn deßhalb mit einigen Nägeln befestigen, als plötzlich ein großes Mehlsfaß, 4 bis 5 Zentner schwer, durch das heftige Rollen des Schiffs von der entgegengesetzten Seite mit aller Macht, gleich einer Lawine, gegen die eine Bretterwand angerückt kam, dieselbe einschlug, und mir die Hälfte eines zerbrochenen Bettstückes an den armen Kopf schmiß, so daß ich nun für einige Zeit wirklich halb betäubungslos da lag. Gerade oben an dem einen der Schläfe hatte ich eine ziemlich bedeutende Wunde erhalten, aus der Blut quoll,

welches aber bald mit etwas Rum gestillt wurde. Ein heftiges Kopfweh jedoch sollte mich die ganze Nacht hindurch wach erhalten. Freilich wird man sagen, warum ich denn nicht ausgewichen sei? Aber das Mehlsaß kam so schnell, daß ich meinem Schicksal nicht mehr entinnen konnte. Ihr, die ihr ohne Gefahr zerquetscht zu werden im festen Hause wohnt, habt Verdauern mit Einem, der die Wucht eines Mehlsaffes auszustehen gehabt hat!

5. Ankunft in Neuholland und erster Aufenthalt daselbst.

Den 6. März. Endlich konnten wir Land erblicken! Denke man sich Land! O ein schönes Wort, wenn man zwei Monate lang keines gesehen hat! Alles ist im eifrigsten Einpacken und Aufräumen begriffen. Erst zeigte sich die Insel Rottneest, ungefähr 10—12 englische Meilen von Freemantle. Um 3 Uhr kam der Lootse, um unser Schiff sicher in den Hafen hinein zu bugjiren.

Den 7. März. Sei gegrüßt, du schöner, längst ersehnter Tag, der von der Vorsehung bestimmt war, unsrer Reise ein Ziel zu stecken; sei gegrüßt du neues Heimathland, das mir so schön entgegenlacht! Daß ich die letzte Nacht nicht gut schlief, ist wohl natürlich. Immer wähnte ich das Klirren der Ankerkette zu hören, die mir anzeigen sollte, daß wir dem Meere entronnen seien; und war doch Alles lauter Spiel der Phantasie. Ihr, liebe Leser, wißt freilich nicht, was für ein Gefühl Einen ergreifen muß, wenn man am Ziele langgehegter Wünsche angelangt ist, nachdem man 121 Tage lang allen Gefahren eines fürchterlichen Elements ausgesetzt gewesen ist.

Freemantle, den 27. März. Noch einen Blick zu der Mary Ann, die mich so sicher hieher gebracht hatte, und mein

Fuß war auf fester Erde. Wohin mein Auge schaute, konnte es nur große Sandflächen, spärlich mit einigem Grün bewachsen, erblicken. Fürwahr, Freemantle gewährt beim ersten Anblick eben keinen einladenden Eindruck. Eine einzige vernünftige Hauptstraße konnte ich erblicken, sonst nur hier ein angefangenes nun verlassenes Haus, dort eine miserable Hütte. Die Hauptstraße ist eine kleine englische Meile lang; sie beginnt mit dem Leuchtturm und endet mit einer englischen Kapelle. Der Stuhl der hiesigen Bauten ist höchst arm.

Die erste Nacht, die ich wieder auf fester Erde zubrachte, schwand ruhig und glücklich dahin. Hell und freundlich schien die Sonne in mein Zimmerchen, als ich erwachte. Es war Sonntag. Obgleich noch keine Glocken da sind, die den Christen zum Gotteshause rufen, so betrat doch mein Fuß diesen heiligen Ort, um von Herzensgrunde dem Allmächtigen für meine glücklich vollendete Reise zu danken, und ihn um seinen Beistand und Segen zu meinen Unternehmungen zu bitten.

Für mein Logis und eine ziemlich vernünftige Kost ohne Wein muß ich wöchentlich 21 Shillinge zahlen. Da lernt man rechnen. Alles ist hier so fein und hübsch gekleidet wie in England. Wenn man die schmuck angezogenen Damen sieht, und wenn das Ohr auf der Straße die Raubertöne eines Klaviers mit Wonne vernimmt, so sollte man nicht glauben, daß man sich auf australischem Boden befindet. Aber die Gestalt der Eingebornen erinnert wieder daran, und der Sand den man nach allen Seiten erblickt und unter dem der fruchtbare Boden 4 bis 5 Fuß tief begraben liegt. Man weiß in Europa gewöhnlich gerade so viel von Australien, als man hier von meinem Heimathlande weiß. So z. B. fragte mich leztthin eine Dame: „Was sind doch die Schweizer für eine Nation? Sind's kultivirte Menschen? Nicht wahr, ihre Hautfarbe ist schwarz?“ Ich antwortete: „Sie sehen einen Schweizer vor sich.“

Das Klima ist hier sehr angenehm und gesund. Des Mittags ist zwar die Hitze groß; sie ist aber nicht so beschwerlich als in Europa. Bei 110° Fahrenheit zeichnete ich, auf einem Felsen sitzend, Freemantle ab, den Strahlen der Sonne ausgesetzt und fühlte mich ganz wohl dabei. Lästig sind nur die unzähligen Sandfliegen, die den Menschen auf allen Schritten verfolgen. Die Winterszeit beginnt im Juni; Plazregen und Wolkenbrüche sollen dann oft vorkommen, aber von Schnee und Eis sei keine Spur. Von inländischen Früchten kenne ich bis jetzt nur Wassermelonen und Feigen; daß jedoch Weinreben und Oliven hier auch gedeihen, unterliegt keinem Zweifel. Das einzige Wild, das hier haust, ist das Känguruh. Tausende derselben streifen in den Urwäldern — zwischen den Mahagonibäumen — herum. Das Fleisch, besonders der dicke Schwanz, soll sehr wohlschmeckend sein. Das Meer gewährt eine unaufhörliche Ausbeute an Fischen, und eben so der Wald an zahllosen Vögeln.

Wenn vor 20 Jahren ein Weißer, der nicht gut bewaffnet war, sich nur ein wenig von seinem Aufenthaltsorte entfernte, so wurde er erbarmungslos von den Wilden hingeschlachtet. Nun mischen diese sich harmlos unter die Weißen, lernen mit Leichtigkeit die englische Sprache und verrichten um's Geld alle möglichen Dienste. Wenn Jemand z. B. ein Känguruh wünscht, so giebt er einem Natis sein Gewehr mit Pulver und Blei und schießt ihn in den Busch. Er kann versichert sein, in zwei Tagen sein Eigenthum wieder zu haben, und der Natis ist froh und zufrieden, wenn er für seine Mühe 1 bis 2 Schill. erhält. Ihre Waffen bestehen aus einem langen hölzernen Speer und einem gekrümmten scharfen Stück Holz. Den Speer wissen sie so gut zu führen, daß ihnen selbst die Fische im Wasser nicht entrinnen. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun; ihr Gesicht ist mit rother Farbe bemalt und ist in der That scheußlich zu nennen, besonders da

durch die Nase gemeiniglich ein 5 bis 6 Zoll langes Stäbchen geht. Schon einige Male habe ich mich mit diesen Kindern des Busches in's Gespräch eingelassen und war wirklich erstaunt, sie so gut englisch sprechen zu hören.

Es komme aber Niemand nach Freemantle und überhaupt in diese Kolonie, um in einigen Jahren schon sein Glück zu machen. Im ganzen Umkreis ist kein einziger reicher Mann, und wo kein Geld ist, da ist es eben sehr schwer, reich zu werden. Mit der Zeit wird's besser kommen.

Ende Juli. Ich traf in meinem Hotel einen „Settler“, Hrn. Dempster, an, der mich einlud, zu ihm auf die Insel Rottneft zu kommen, 12 engl. Meilen von Freemantle, und mich seiner Kinder anzunehmen. Ich wurde dort äußerst zuvorkommend aufgenommen. Es wohnen hier nur zwei Familien; aber Kinder sind genug da. Ich habe von 9 bis 12 Uhr vier wilde Jungen zu unterrichten. Doch ich muß vorne anfangen.

Ihr tretet in ein großes, spärlich erleuchtetes Zimmer. Das erste, was euch bewillkommt, sind drei Hunde und eine große Kage. Vier Knaben und drei Mädchen, sämmtlich ohne Schuhe und Strümpfe, laufen ohne gehörige Beschäftigung hin und her. Herr und Frau sitzen behaglich um ein wärmendes Kaminfeuer, mit Cypressenholz angefacht. Zucker, Reis und Mehlsäcke stehen über einander; Sachen von Werth an Orten, wo sie leicht zerbrechen konnten, Brot und andere Lebensmittel neben den schmutzigen Mützen. Um das Haus herum liegen Scherben aller Art, Knochen von jeglicher Beschaffenheit, die einem das Spazierengehen verleiden. Dazu Ungeziefer genug. Die Schweine laufen herum, wo es ihnen gefällt, und sind äußerst zudringlich. Doch so sehr mir Unreinlichkeit und Unordnung mißfällt, bin ich doch nicht undankbar gegen diese zuvorkommende Familie; das hieße schlecht einen Samariterdienst vergelten.

Den 3. August. Die Buben fangen an etwas verständiger zu werden. Ich spreche nun geläufig die Landessprache. Tritt dann und wann ein Bock unter die Schafe, so ist derselbe eben bald geschossen. Nachmittags habe ich den Fischen, deren es hier eine Unzahl giebt, von den prachtvollsten Farben und sonderbarsten Gestalten, den Krieg angekündigt; wir wohnen nur 30 Schritte vom Meer. Es ist jetzt Winter hier; wir haben also viel Regen. Donnernd gleich Artilleriesalven brechen sich oft die Wogen am felsigen Ufer. Oft meine ich des Nachts, der gewaltige Wind müsse wenigstens die Kamine herunterjagen.

Ich bin in die Nothwendigkeit versetzt, Schneider zu werden, um meine Beinkleider mit neuen Stücken zu versehen. Noth bricht Eisen. Ich habe sie dann auch ausgebügelt.

Den 8. August. Diese Insel scheint durch eine vulkanische Kraft aus dem Schooße des tiefen Meeres herausgehoben worden zu sein; denn auf den höchsten Hügeln finde ich die Erde mit einer Unzahl von Muscheln vermischt. Die Felsen sind zerbrochen und hin- und hergeworfen. Alte Einwohner des Landes behaupten, die Insel einst aus dem Meer herauskommen gesehen zu haben.

Heute hatte ich zum ersten Mal die Freude, mit Hrn. Dempster in seinem Wallfischboote auszufahren. Ich war froh, daß ich das Rudern in Lausanne gelernt hatte. Fische von 20 bis 30 Pfund lohnten die Mühe. Ich muß aber gestehen, daß, ob ich gleich nicht wasserscheu bin, ich doch froh war, meinen Fuß wieder auf festes Land setzen zu können. Die ganze Küste ist sehr gefährlich, einestheils wegen der Felsen, andernteils wegen der hungrigen Raubfische.

Den 11. August. Ha! Was ist dieß? Ein Schiff, das mit vollen Segeln Freemantle zueilt! Werde ich wohl dasmal Briefe erhalten? Ich will lieber nicht hoffen; ich bin schon zu oft getäuscht worden.

Den 13. August. Große Freude! Zwei Briefe für mich! Was ich da empfunden habe, als ich theure, bekannte Züge in meiner Hand hielt! Fragt nicht, welche Gefühle mein hochklopfendes Herz bewegten, als mein sehnenndes Auge mit Heißhunger den Inhalt verschlang. Nein, vergessen bin ich nicht! Liebe haucht mir entgegen; Liebe, das kostbare Band, das mit Zaubergewalt die fühlenden Herzen der Menschen umschlingt. Wie freut mich die Billigung meines Thuns und Treibens von den Meinigen! Gott dem Allmächtigen gebührt deßhalb die Ehre!



VIII.

Des Kindes Dank.

Lernte heut' von meinem jüngsten Kinde,
Meinem Büblein mit dem steten Lächeln,
Wie ich danken sollte meinem Gotte
Für die tausend Gaben seiner Güte:

Hielt's die Mutter zärtlich auf dem Schooße,
Mit dem einen Arm hob sie sein Köpfchen,
Mit dem andern von dem Morgensüppchen
Reicht sie — sorglich blasend — ihm ein Bröcklein,
Denn schon lange harrt' es offenen Mundes.

Und o sieh! nach jedem Schlücklein hebet
 Lächelnd auf das Kind sein blühend Antlit,
 Neigt sich wieder dann und isset weiter.
 Ach nicht einen Bissen hätt's genommen,
 Ohne zu der Mutter aufzublicken!

Als gemacht das Schüssellein geleeret,
 Heftet's länger noch mit ernstem Ausdruck
 Seine blauen Augen auf die Mutter,
 Lehnt sich müde dann an ihren Busen,
 Auszuruh'n von seiner schweren Arbeit.

Und ich seufzt': o möcht' ich also danken
 Dir, o Gott, wie dieses Kind der Mutter,
 Der mit Güte mich so reich gekrönet,
 Dessen Treu' dieselbe jeden Morgen!
 Geh' nicht in's Gericht mit deinem Knechte,
 Hab des Dankes gleich ich oft vergessen!

Stille schaut' ich in des Kindes Augen
 Lange noch mit meinen thränenfeuchten,
 Bis ihm niedersanken seine Wimpern
 Und's die Mutter leise trug in's Bettchen.

F. D.



IX.

Leben des sechsjährigen Gottlieb Ehrlich.

Wer kennt nicht aus Gellerts unsterblichen Fabeln das Lied: „Von einem Greise will ich singen, der neunzig Jahr die Welt gesehen“? Es zeigt uns, daß Menschen sehr lange leben können, ohne irgend Etwas zu Gottes Ehre und des Nächsten Wohl gethan zu haben.

Aber eben so wahr ist es, daß auch ein sehr kurzes Leben schon reichhaltig und lehrreich sein kann. Und von einem solchen wollen wir hier Einiges mittheilen. Es ist das Leben eines Knaben, der bereits im sechsten Jahr auf eine sehr traurige Weise von dieser Welt abgerufen worden ist. Wir wollen ihn Gottlieb Ehrlich nennen.

Schon seine Geburt war merkwürdig; denn er war wie Isaak und Jakob, Samuel und Johannes der Täufer ein erbetenes Kind. Sieben Jahre hatten seine Eltern geharrt, als ihnen diese theure Gabe vom Herrn bescheert wurde; ihm wurde daher das Kind auch von Anfang an geweiht. Es war das größte Herzensanliegen seiner Eltern, ihren Sohn nebst einem Töchterlein, das ihnen später noch bescheert wurde, zu Gottes Ehre und Freude zu erziehen.

Das ist aber nicht so leicht, zumal bei einem so langersehnten Kinde. Da artet die Liebe der Eltern gar leicht in Schwäche aus, daß sie ihren Kindern nichts abschlagen können. Bei Gottlieb war es besonders nöthig, daß das junge Bäumchen früh gebogen wurde, denn gar bald regte sich bei dem so kräftigen Knaben ein starker Eigenwille. Was er sah, wollte er haben, und ehe man es ihm geben oder abschlagen konnte, war er schon auf der Bank oder dem Tisch, um es selbst zu holen. Aber Gott schenkte seiner Mutter, — die ihn natürlich in den ersten Jahren am meisten um sich hatte, — die nöthige Festigkeit und Ruhe, um seiner außerordentlichen Lebhaftigkeit zu begegnen.

Einst hatte Gottlieb es unternommen, während die Mutter mit Jemand sprach, hinter ihrem Rücken ein ganzes Bücherbret abzuräumen. Als sie zurückschaute, lagen alle Bücher umher auf Stühlen. „Was hast du gemacht, Gottlieb?“ sagte sie; „nun kannst du alle diese Bücher eins nach dem andern nehmen, und wieder hübsch an ihren Platz stellen.“ Der Knabe that als hörte er nichts, und fragte nach einer Weile, als wenn nichts obwaltete: „Mutter, darf ich in den Garten gehen?“ Die Mutter antwortete: „Man denkt nicht an sein Vergnügen, ehe man seine Pflicht gethan hat. Was habe ich dir vorhin befohlen?“ Gottlieb stand eine Zeitlang in Gedanken da; der Ungehorsam kämpfte mit dem Gewissen. Schon hatte er die Hand an der Thürfalle, und dachte in einem unbewachten Augenblick zu entflüpfen. Da schaute ihn seine Mutter noch einmal mit einem warnenden Blicke an, und das Gute hatte gewonnen. Gottlieb kehrte zurück, nahm das erste Buch und stellte es auf das Bret. Bald fing ihm die Sache an so lustig zu werden wie das Abräumen; in einigen Minuten waren alle Bücher an ihrem Ort, und Gottlieb hüpfte in den Garten.

Ein anderes Mal hatte die Mutter Besuch, und Gottlieb durfte still mit seinem Bilderbuch neben ihr an dem Tisch sitzen.

Er kriegte auch etwas Konfekt von ihrem Teller. Daran hatte er aber nicht genug; er bat um mehr. „Nein,“ sagte die Mutter, „du hast ja dein Abendbrot schon gehabt.“ Bald darauf ging sie aus dem Zimmer und noch lag einiges Konfekt auf ihrem Teller. Behende wußte der Kleine diesen Teller vor sich zu bringen, und in einem Augenblick war Alles, was darauf lag, verschwunden. Die anwesenden Freundinnen der Mutter bemerkten das. Sie hatten das Kind lieb, lachten also nicht zu dieser kleinen Schelmerei, sondern eine sagte: „Aber Gottlieb! du hast das Konfekt deiner Mutter gegessen; wenn sie nun wiederkommt, so hat sie nichts mehr!“ Das ging ihm an's Herz; daran hatte er nicht gedacht. Als sie wieder in's Zimmer trat, und noch ehe sie bemerkt hatte, daß ihr Teller leer sei, rief er: „Mutter, was habe ich gethan! Ich habe all dein Konfekt weggeessen!“ Die Mutter machte eine ernsthafte Miene und sagte: „So? das ist nicht schön, das mußt du nie mehr thun!“ aber im Herzen dankte sie dem lieben Gott, daß er das Herz ihres Kindes aufrichtig gemacht hatte.

Wie alle Kinder, hatte Gottlieb gern viel Spielzeug. Und ehe er mit dem einen sich recht vergnügt hatte, wünschte er schon wieder ein anderes. Das war aber dem Ordnungssinne seines Vaters zuwider. Wenn dieser heimkam und Gottlieb seine Soldaten aufgestellt hatte, so hieß es etwa: „Ach, Vater, erzähle mir was aus dem schönen Bilderbuch!“ „Nein,“ sagte der Vater, „wir wollen erst die Soldaten aufräumen.“ Das schien dem Kinde langweilig. Nun machte aber der Vater selbst Anstalt dazu, und während des Aufräumens hatte er allerlei von den Soldaten zu sagen, von welcher Nation sie seien, wie ihre Anführer heißen, worin sich eine Uniform von der andern unterscheide u. dgl. Diese Erzählungen fesselten den Knaben so, daß er emsig mit wegräumen half; und am Ende durfte keiner

der Soldaten in der Schachtel krumm liegen, sonst hätte er nicht gut geschlafen!

Hatte Gottlieb gelernt, seine Spielsachen aufzuräumen und in Ordnung zu halten, so war es ihm auch der Mühe werth, recht damit zu spielen. Oft sahen die Hausfreunde ihm mit Verwunderung zu. Wenn er seine Soldaten nach Regimentern aufgestellt hatte, so ließ er sie Krieg führen. Da ging es aber nicht so zu: Puff, pass! nun liegen alle todt; sondern er ließ seine Truppen sich ordnen; sie unterhandelten mit einander, sie hielten ganze Neben, sie holten Proviant, sie suchten nach Wasser auf den Bergen, — das waren Schränke und Kommoden. Plötzlich sprudelte in seiner Einbildungskraft frisches Wasser aus einem Schlüsselloch heraus, und die müden Krieger konnten ihren Durst stillen, wie einst die Israeliten unter Moses in der Wüste. Mit frischem Muth gingen sie zurück in's Gefecht; sie gewannen die Schlacht oder sie stürmten die Festung. Die Belagerten flehten um Gnade; es wurden ihnen Bedingungen gemacht, z. B.: wenn ihr euch nicht mehr empören, sondern ruhig bleiben wollt, soll euch das Leben geschenkt sein. Die zerstörten Häuser wurden wieder aufgebaut und Alles geordnet; dann zogen die Truppen ab, und es blieb nur noch eine Besatzung da. Ein solches Spiel dauerte oft mehrere Stunden fort.

Gottlieb fragte nie: was soll ich jetzt anfangen? er wußte immer, womit er sich beschäftigen wollte. Hieß es aber mitten im Spiel: du mußt aufräumen, man braucht den Tisch sonst! da regte sich wohl der Gedanke in ihm: wie schade! jetzt steht Alles so schön! Aber im folgenden Augenblick hatte er den Widerstand überwunden und ging ohne Widerrede an's Werk; denn Widerstreben war nicht seine Sache.

Vor aller Gottlosigkeit hatte er den größten Abscheu. Oft sagte er: „Nicht wahr, Mutter, ich werde nicht gottlos? Die Gottlosen kommen nicht in den Himmel; ich will in den Himmel

kommen.“ Wenn er allein war oder sich unbeachtet glaubte, hörte man ihn oft sich selbst anklagen: „Was hast du gethan, Gottlieb, du bist ungehorsam gewesen; ist das recht? Kannst du ein frommes Kind sein, wenn du nicht gehorchen willst? Der Herr Jesus hat dich gesehen; was wird er sagen?“ — Was er sagen würde, das wußte Gottlieb wohl; denn die biblischen Geschichten waren ihm unter allen die liebsten und bekanntesten. Wenn man nicht Zeit hatte, ihm zu erzählen, so nahm er die Bilderbibel selbst zur Hand und erzählte sich selbst seine liebsten Geschichten mit lauter Stimme. Er ließ dann den Heiland selbst reden, z. B. „Mein, ihr Jünger, jagt mir meine lieben Kinder nicht fort, ich habe sie gern, sie sollen auf meinem Schooß sitzen; ich will ihnen selbst sagen, wie sie fromm werden sollen!“

An einem schönen Sonntag Nachmittag nahmen die Eltern ihren Gottlieb mit in einen großen Lustgarten, wo zwischen Felsen und Gebüsch sich niedliche Wege den Berg hinauf schlängeln. Da sah Gottlieb ein altes Schloß, einen Teich, eine Einsiedelei und prächtige Blumenbeete. Endlich ward er auch ein Kreuz am Wege gewahr. Da sagte er: „Hier will ich knien und beten, denn an einem Kreuz ist der Heiland gestorben.“ Man ließ ihn machen. Unterwegs sang er: „Hilf, Jesu, du auch mir dazu, daß ich mag heilig sein wie du!“ Dann kam er zum Vater und sagte: „Vater, bin ich denn nicht heilig?“ Der Vater suchte ihm begreiflich zu machen, daß kein Mensch hienieden schon vollkommen ist. Da sagte er ganz ängstlich: „Aber gottlos bin ich doch nicht?“

Im vierten Jahre kam Gottlieb in eine Kleinkinderschule, wo Knaben und Mädchen untereinander waren. Im Anfang wollte er mit den Mädchen die gleichen Spiele versuchen, wie mit den Knaben; diese schrien aber, denn er war ihnen zu rasch. Nach und nach lernte er sanfter mit ihnen umgehen; er trug ihnen ihre Bücher und Körbchen nach und führte sie den besten

Weg nach Hause. Die Ermahnungen, die ihm die Lehrerin ertheilte, waren ihm sehr wichtig; er wiederholte sie daheim. Weil nun auch Erinnerungen über Dinge vorkamen, die sich auf dem Heimwege zugetragen hatten, so sagte er einmal: „Denk, Mutter, die Lehrerin weiß Alles, was wir machen, und doch müssen wir um eine Ecke gehen; kann sie denn um die Ecke herum schauen?“ Die Mutter sagte; „Weißt du, wer um alle Ecken und durch alle Mauern schaut?“ Gottlieb antwortete: „Ja, der liebe Gott!“ Darauf sagte er einmal einem kleinen Freunde: „Denk nur, der liebe Gott kann durch die dicksten Mauern hindurchschauen!“

Die rechte frohe Schulzeit ging aber erst an, als Gottlieb das fünfte Jahr zurückgelegt hatte und in die Knabenschule eintrat. Das war eine Lust! Der erste beim Lernen und der erste beim Spiel; immer munter und doch immer ernsthaft in Erfüllung seiner Pflicht: so war Gottlieb. Mit Augen der Liebe wachte auch sein Lehrer über dem Guten, das Gott in seine Seele gelegt hatte. Wenn Gottlieb aus der Schule kam, ging er beinahe immer an des Lehrers Hand; seine junge Seele hing mit allem Ernst an ihm.

Immer mehr erstarkte auch sein Körper. Im letzten Sommer machte er nach einem Landaufenthalt mit seinen Eltern einen Weg von mehr als fünf Stunden über das Gebirge. Unterwegs kamen sie wieder bei einem Kreuzifix vorbei; da sagte er wieder: „Kommt, wir wollen hier knien und zu dem Heiland beten, der am Kreuze hängt.“ Der Vater sagte ihm, er solle nicht auf öffentlicher Straße beten, wo ihn die Leute sehen können, sondern zu Hause im Kämmerlein. Gottlieb war aber damit nicht zufrieden, sondern kehrte wieder um, kniete allein unter dem Kreuz nieder, verrichtete sein Gebet und lief dann seinen Eltern wieder nach, die ihm von Weitem zugesehen hatten. Seine Lebhaftigkeit war so groß, daß seine Eltern immer

eine Ahnung davon hatten, es möchte ihm einmal ein Unglück begegnen. Und seine Großmutter war aus dem gleichen Grunde so ängstlich, daß sie ihn nie ohne Vater oder Mutter zu sich lud, weil sie fürchtete, ihn nicht gehörig überwachen zu können.

Wie merkwürdig waltet doch Gottes geheimnißvolle Hand über dem menschlichen Leben! Viele Menschen haben schon als Kinder alle möglichen Lebensgefahren und tödtliche Krankheiten zu bestehen gehabt, und sind doch wunderbar errettet worden. Gleichsam sichtbar wacht ein freundlicher Schutzengel über ihren Tagen. Andere sind als wie zum Voraus dem Tode geweiht und werden ihm durch eine verhängnißvolle Leitung unausweichlich entgegen geführt. — Dieß war das Schicksal unsers armen Gottlieb!

Wenige Wochen vor dem Schlusse seines sechsten Lebensjahres, als er an einem Montag Abend aus der Schule heimkehrte, hatte er das Unglück, da, wo eine enge Straße auf einen großen Platz ausmündet, von einem Wagen überfahren zu werden. Die Pferde waren eben scheu geworden und sprengten in furchtbarer Hast dem Engpaß zu.

Wie viele kleine Umstände haben zu diesem Unglück gleichsam mitgewirkt!

Gottlieb sollte eigentlich um vier Uhr einer Tante zu ihrem Namenstag ein Geschenk bringen und also einen ganz andern Weg gehen; aber das Geschenk war nicht fertig geworden, und so betrat er den Weg, der ihn zum Tode führte.

Gewöhnlich machte er den Weg an der Hand seines Lehrers mit noch zwei andern Knaben, welche die gleiche Straße zu gehen hatten. Dieses Mal aber wurde der Lehrer durch einige kleine Geschäfte in der Schule zurückgehalten.

Die dem Gottlieb verwandte Tattin eines andern Lehrers, der das Schulhaus bewohnt, wollte den Knaben aufhalten, um ihn mit einem Leckerbissen zu beschenken, den sie bei der Hand hatte. Er war aber schon etwas zu weit, nickte ihr noch freund-

lich zu und hüpfte mit seinen zwei jungen Freunden davon. Da dachte sie: er wird morgen auch noch eine Freude damit haben und ließ ihn ziehen.

Schon einige Zeit vor dem Unglückstage hatte Gottlieb seinen Vater um Erlaubniß geketen, seinen Heimweg aus der Schule über eine Terrasse nehmen zu dürfen. Der Vater, aus Besorgniß, sein lebhafter Knabe möchte wie Andere auf die Brustwehr steigen und etwa hinunterfallen, erlaubte es ihm nicht, und so führte ihn der Gehorsam auf den Weg des Unglücks.

Seine Mutter, die eben einen Besuch gemacht hatte, war Willens gewesen, ihren Sohn aus der Schule abzuholen; sie fand aber hernach für besser, auf dem großen Platz zu warten, um ihn nicht zu verfehlen. Der Vater war auch gerade heute im Begriff gewesen, ihm bis zur Schule entgegen zu gehen; als er aber seine Frau auf dem großen Plage antraf, warteten sie dort gemeinschaftlich unter den Bäumen, und so mußte es sich fügen, daß Beide nicht viel mehr als hundert Schritte von der Stelle entfernt waren, auf welcher ihren Sohn das traurige Unglück besiel.

Der Wagen voll Hausrath, mit welchem die Pferde durchgegangen waren, rasselte zuerst bei den Eltern vorbei. Gottlieb war so eben Arm in Arm mit seinen zwei liebsten Freunden am Eingang des Platzes angelangt, als die Pferde auf sie zusprengten. Die drei Knaben stoben auseinander. Gottlieb wußte nicht wie ihm geschah; er erhielt einen Schlag, wahrscheinlich einen Fußtritt von einem Pferde und die Räder rollten über seinen Leib hin! Die Pferde sprangen weiter, ohne mehrern Schaden anzurichten, als daß hier ein Stück und da ein Stück des Hausraths vom Wagen fiel.

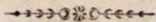
Gottlieb lag bewußtlos da. Die Leute eilten hinzu; man hob ihn auf. Unter den ersten, die sich näherten, waren seine Eltern, die mit Todesschrecken in dem Verunglückten ihren Lieb-

ling erkannten. Sein Arm war gebrochen und der Unterleib stark beschädigt. Still trugen sie den bleichen Knaben nach Hause. Die Mutter machte ihm sein Bett zurecht. Er schlug die Augen auf und sagte: „Mach es mir recht gut, so kann ich schlafen und morgen wieder in die Schule gehen.“ Als der Arm eingerichtet wurde, hielt Gottlieb ganz ruhig still; kein Schreien, kein Winseln hörte man. Aber der Arzt sah gleich die Sache für sehr bedenklich an. Er fürchtete einen unheilbaren Schaden im Unterleib, der bald den Brand herbeiführen könnte. Die Eltern brachen in Thränen aus. „Weinet nicht“, sagte Gottlieb, „der Herr Doktor wird mich wohl wieder gesund machen.“

Große Schmerzen hatte er nicht, aber an Durst litt er die ganze Nacht viel und kein Getränk konnte denselben stillen. Des folgenden Abends um halb drei Uhr war er bereits verschieden.

Was viele Menschen in einem langen Leben nicht lernen, das hatte Gottlieb unter Gottes Segen durch eine sorgfältige Erziehung in wenigen Jahren gelernt: Glauben, gehorchen, sich selbst überwinden und geduldig leiden. Deshalb hat ihn der Herr so früh vollendet.

Aber der Eltern Schmerz war unermesslich groß. Ihre Ahnungen waren nur zu bald in Erfüllung gegangen. Nicht für dieses Leben, für die Ewigkeit sollten sie ihr Kind erziehen. Solche Wunden bluten fort durch's ganze Leben, und nur der Gedanke kann uns in solchen Fällen trösten, „daß wir einen Heiland haben; der ist über alle Gaben!“ Der spricht auch zu ihnen: Bin ich euch nicht besser denn zehn Söhne?



X.

Der vollendete Knabe an seine Mutter.

Lieb Mütterlein! Du weineest,
Weil ich gestorben bin?
Es ist nicht wie du meineest
In trüb umwölktem Sinn.

Nicht todt und nicht verloren
Bin ich für's Mutterherz.
Ich bin dir neugeboren,
Wenn auch in bitterm Schmerz.

Wohl ist dem Aug' entschwunden
Mein irdisch Lebensbild,
Und meiner Erdenstunden
Geringe Zahl erfüllt.

Nicht mehr an deiner Seite
Wirfst du mich spielen sehn;
Was mich und dich erfreute
Muß Alles stille stehn!

Doch mach ich auch nicht Sorgen
 Dir fürder noch Verdruß,
 Und bin vor Noth geborgen,
 Die man hier tragen muß.

Gewiß, ich war kein Engel;
 Ich war ein Erdenkind.
 Auch war für meine Mängel
 Lieb Mütterchen nicht blind.

Doch wußt' ich schon zu lieben,
 Anschmiegend treu und wahr.
 Nichts Arges sollte trüben
 Das offne Augenpaar.

So ist dir nun geblieben
 Der Kindereinfalt Bild,
 Tief in das Herz geschrieben
 In Zügen klar und mild.

Was Gott von zarten Keimen
 Des Himmels legt' in mich,
 Dort, in den lichten Räumen
 Entwickelt's herrlich sich.

Dahin auch möcht' ich ziehen
 Dich, liebes Mutterherz.
 Dem Schmerze zu entfliehen
 Folg' du mir himmelwärts!

Auf frommer Andacht Schwingen
Steig auf zu Gottes Thron.
Such Ihn vor allen Dingen,
So findst du deinen Sohn!

Das was tief im Gemüthe
Du an ihm liebtest hier,
In schöner Himmelsblüthe
Begegnet dort es dir.

Und einst auch schlägt die Stunde,
Wo All' ihr dort erscheint.
Und dann — im ew'gen Bunde —
Sind felig wir vereint!

W. M. L. de Wette, 1842.



XI.

Die Cholera im südlichen Rußland

im Jahr 1830.

Aus dem Berichte eines Kolonistenpredigers.

Im Sommer 1830 war die Hitze im südlichen Rußland beinahe unerträglich. Von Anfang April bis Ende Juni regnete es keinen Tropfen; später nur sparsam. Und dennoch fiel die Ernte noch mittelmäßig, ja hin und wieder gut aus.

Zu Ende Juli hörte man, daß die Cholera in Astrachan ausgebrochen sei. Zu Anfang August war sie in Zarizin, 75 Stunden von unserer Kolonie entfernt. Schon am 5. Aug. hieß es, sie sei in Saratow. Wir hatten schon lange eine peinliche Furcht vor dieser Krankheit und gleichsam ein Vorgefühl von dem, was uns selbst betreffen würde. Da ich aber in Saratow Geschäfte abzuthun hatte, und die Nachricht nur als eine unbegründete Sage ansah, so fuhr ich dennoch am 10. Aug. hin, auch mit in der Absicht, mich für den Nothfall mit den nöthigen Arzneien zu versehen.

Welche Einfahrt in die Stadt am andern Vormittag! Die sonst vollreichen Gassen waren fast menschenleer. Die Leute, welche man noch erblickte, hatten das Gesicht verbunden und waren mit Theer beschmiert. Als ich beim Pastor Huber vorfuhr, hörte ich bald, daß ich in die Cholera hinein gekommen sei!

Ich beeilte mich, denselben Nachmittag das Nothwendigste abzuthun. Die meisten Kaufläden waren aber verschlossen. Jedermann sah beängstigt und bekümmert aus. Ich kam zu den Buden, wo man Särge feil hat; da wurden in einer Viertelstunde 25 bis 30 abgeholt. Prozessionen mit den griechischen Heiligenbildern zogen mit dumpfem Gesang durch die Straßen. Hie und da sah man einen Polizeiwagen, auf welchen Kranke, die auf der Straße umgefallen waren, geladen und in's Lazareth gebracht wurden. In der Apotheke konnte ich vor Wimmern und Jammern der Leute nicht zum Worte kommen; Jeder wollte zuerst befriedigt sein.

Mit heftigem Kopfschmerz war ich in die Stadt gekommen, und mit nüchternem Magen hatte ich meine Geschäfte abgethan. Ich war daher des Abends ganz erschöpft und schwindlicht, daß ich nicht mehr stehen konnte. Sobald ich mich bei Freund Huber gelegt hatte, kämpfte ich auf Leben und Tod. Ungeachtet der großen Hitze mußte ich mich mit einer Steppdecke und einem Pelz zudecken. Ich wurde eiskalt; es war mir unaussprechlich weh; die Füße wurden starr und der Krampf zog mir sie zusammen. In der Herzgrube hatte ich einen Druck, daß ich glaubte ersticken zu müssen. Meine Hände waren so steif, daß ich nicht einmal im Stande war, sie zum Gebet zu falten. Was konnte ich anders denken, als daß ich die Cholera habe? Ich sah den Tod vor Augen; denn Niemand genas zu derselben Zeit. Aber ich bat den Herrn mit heißem Flehen, daß, wenn mein Stündlein vorhanden sei, ich doch bei den Meinigen möchte abscheiden können.

Gegen drei Uhr Morgens brach ein eiskalter Schweiß aus, und eine Stunde darauf floss der warme Schweiß wie Wasser vom Leibe. Nach sechs Uhr stand ich auf, und Jedermann verwunderte sich über mein Aussehen. Huber und seine Familie waren überzeugt, daß ich einen Anfall von der Cholera

gehabt habe. Dieser Anfall war für einmal überstanden; ich war aber von der Zeit an mit starker Diarrhöe und andern Zufällen geplagt. Gegen acht Uhr fuhr ich ab.

Die Cholera dauerte in Saratow volle vier Wochen, und raffte in dieser kurzen Zeit von 30,000 Einwohnern über 5000 hinweg. In Tiflis, das weit weniger Einwohner hatte, starben 4000, darunter auch der treue Knecht Gottes Saltet. Gott ist es allein bekannt, wie viele Hunderttausende von Tiflis bis Moskau gestorben sein mögen. Alle Dörfer waren gesperrt; man führte die Reisenden wohl durch, gestattete ihnen aber keinen Aufenthalt. Wie mancher von ihnen hat auf der Straße, ohne Hülfe, seinen Geist aufgeben müssen! Auf der ganzen Strecke von Astrachan bis an die Kolonien ist Sarepta, die Brüdergemeinde, allein ganz verschont geblieben. Die Regierung hat hernach diesen Umstand offiziell untersuchen lassen. Außere Gründe, warum der Ort übergangen wurde, hat man keine auffinden können, als die Reinlichkeit der Einwohner und ihre gesunden, lustigen Häuser.

Ein trauriges Ereigniß trug sich aber mit einem Sareptaner zu, der in Astrachan wohnte. Er verlor seine Gattin binnen etlichen Stunden an der Cholera. Nun machte er sich mit seinen Kindern auf die Reise nach Sarepta, damit, im Fall er auch selbst sterben sollte, seine Kinder doch nicht in der Fremde verlassen herumirren müßten. Kaum vierzig Werste von Astrachan starb seine Kinderwärterin fast plötzlich; vierzig Werste weiter wurde auch er von der Krankheit befallen. In etlichen Stunden war er ebenfalls todt. Aus Mangel an Werkzeugen konnte er nur $\frac{1}{2}$ Arschine tief (kaum $1\frac{1}{2}$ Fuß), in einen Filz eingenaht, in der Steppe begraben werden. Der Fuhrmann, ein Tartar, der in kein Dorf eingelassen wurde, wußte das jüngste Kind, einen zarten Säugling, nicht anders zu ernähren, als daß er grobe Brotrinde zerkaute und sie ihm allmählig beibrachte.

Und so hat er das Kind 300 Werste (bei 60 Stunden) weit mit den andern gesund nach Sarepta gebracht.

Am 3. Sept. vernahm ich, daß der Todesengel auch über eines meiner sieben großen Dörfer, Sebastinosfska, 24 Werste von hier, sein Schwert ausgebreitet habe, und daß die Gemeinde sehnlich nach mir verlange. Nachmittags fuhr ich ab und Tages darauf hielt ich mit der Gemeinde das heilige Abendmahl. Alles was sich nur von Hause losmachen konnte, war in der Kirche; Alle glaubten sterben zu müssen und Alle wollten sich durch das heilige Abendmahl auf den Tod vorbereiten. Der Eintritt in die gedrängt volle Kirche war herzerschütternd. Ich konnte kaum zum Altar gelangen. Alles brach in ein lautes Weinen und Schluchzen aus. Ich predigte über die Worte: Der Herr betrübet wohl, und erbarmet sich wieder nach seiner großen Güte, denn er nicht von Herzen die Menschen plaget und betrübet. Klagl. 3, 32. 33. Nach der Rede fiel ich auf die Knie, und die ganze Gemeinde, wie vom Geist getrieben, mir nach. Unnumwunden bekannte ich dem Herzenskundiger unsre Sünden, Missethaten und Uebertretungen. Ich berief mich aber auf den für uns aufgerichteten Gnadenthron und ergab die Gemeinde in Demuth in seine züchtigende Hand, daß, wenn denn unser Leib verderben müsse, doch die Seele gerettet werde auf den Tag des Gerichts. Von heißem Gebetskampf aufgestanden fragte ich meine Zuhörer: Ob sie alle vor Gott sich als arme, verdammnißwürdige Sünder erkennen und ob ihre Hoffnung allein auf dem blutigen Versöhnungsoffer Jesu Christi stehe? Die ganze Gemeinde antwortete mit einem thränenvollen und eindringlichen Ja! Wir gelobten Alle dem Herrn, der sich für uns hingegeben hat, durch seine Gnade hinfort zu leben und zu dienen.

Es war in der Kirche ein schrecklicher Knoblauch- und Theergeruch; denn zur Cholerazeit aßen die Leute nüchtern Knoblauch

und beschmierten sich die Hemden mit Theer. Viele Menschen aus schon angesteckten Häusern waren auch zugegen. Solche bei welchen die Krankheit bald ausbrach, hauchten vorher einen unausstehlichen Pestgeruch aus. Eine Frau genoß das Abendmahl, die wenige Stunden hernach eine Leiche war. Es ist also kein Wunder, daß mich schon während der Communion ein heftiger Drang zum Brechen, zum Durchfall und Krämpfe in den Beinen befielen. Es wurde mir schwarz vor den Augen; mehrmals war ich auf dem Punkte, den Zuhörern zu sagen: Haltet mich! O Gott! wie heftig seufzte ich innerlich, daß ich doch die heil. Handlung möchte vollenden können, damit Niemand unbefriedigt nach Hause gehe! Ja, es giebt im Leben Stunden, wo man mit Gott ringen muß, wie Jakob, und mit Schreien nicht nachlassen muß, bis er thut, was wir begehren.

Froh und dankbar war ich, als der Gottesdienst ohne Störung beendet war. Schleichend und zitternd kehrte ich aus der Kirche zurück und reichte noch einem Kranken das heil. Sakrament. Dann aber war es Zeit, daß man mich auf meinen Wagen packte; denn jetzt konnte ich nicht mehr hoffen, lange verschont zu bleiben. Und so fuhr ich unter Schmerzen wehmüthig nach Hause, ließ mich vor unserm Dorfe noch mit Mist und Wachholderbeeren recht durchräuchern, und konnte nun nicht schnell genug das Bett erreichen. Eiskalt und starr, am ganzen Körper gefühllos, ohne fühlbaren Puls, lag ich schon nach einer Stunde mit vollem Bewußtsein da. Furchtbare Krämpfe ließen mich kaum im Bette bleiben, und schreckliche Schmerzen durchwühlten meinen ganzen Körper.

Man denke sich die Angst meiner guten Frau und meiner armen Kinder! Man deckte mich mit dreifachen Betten zu, legte mir glühend heiße Habersäckchen auf den Leib und verbrannte ihn gleichsam. Ich fühlte nichts; ich war und blieb kalt. Meine

Frau mußte mich ganz allein pflegen; sonst war bei den Menschen weder Rath noch Hülfe zu suchen. Jedes floh vor Furcht und Schmerz; Jedermann ging mit thranenden Augen und händeringend dem Jammer aus dem Wege. Meine Frau hatte nicht einmal den Muth, die Dienstboten um Hülfe anzusprechen, weil die blassen, geängstigten Gesichter ihr schon zum Voraus sagten, daß da nichts zu erwarten sei.

Ich konnte aber doch seufzen und meinen Heiland anrufen, daß er mich in meinem Todeskampfe freundlich und gnädig anblicken möge. Mein Flehen war: „Laß mir, wenn meine Augen brechen, Herr, deinen Frieden fühlbar sein!“ Ich hatte aber doch auch schreckliche Momente, wo der Trost der Gnade mich verließ. Und keine Leibesschmerzen sind mit dieser Seelenangst zu vergleichen. Doch Er, der Treue, weiß, daß ich zu schwach gewesen wäre, so Etwas lange zu ertragen; daher riß er mich bald wieder aus der Angst heraus. Auch das war mir köstlich, daß ich über meine Frau und Kinder getröstet war und nicht zweifeln durfte, daß sie Jesus Christus durch diese Welt einst zu sich in sein Reich führen werde. Ich sagte noch Einiges, was ich nach meinem Heimgang erfüllt wünschte, und so erwartete ich, heiter und froh bei allen Schmerzen, unter beständigem lauten Gebet, meinen letzten Augenblick.

Nach zwei Tagen waren die Kräfte meiner Frau erschöpft. Sie fühlte manche Zeichen der auch bei ihr herannahenden Krankheit, und bat Gott unter vielen Thränen, ihr nur noch so lange Gesundheit und Leben zu fristen, bis ich meinen Kampf hienieden geendigt hätte. Dann wollte sie mir gern, ja recht gern folgen, wenn es sein Wille sei, mit dem festen Vertrauen, daß Er, der unsern armen Kindern das Leben gegeben habe, sie auch nicht verlassen und sie so führen werde, daß wir sie einst vor seinem Throne wieder finden würden. Auf dieses

Gebet wurde ihr unbeschreiblich leicht und wohl, und sie war der Erhörung ihrer Bitte versichert.

Nach einigen Stunden bekam ich Ruhe, so daß auch sie neue Kräfte sammeln konnte. Am dritten Tage schien es sich mit mir zu bessern und wir waren voller Hoffnung, als plötzlich und unerwartet ein heftiger Rückfall sich einstellte, so daß die ganze Nacht und den folgenden Tag bis an den Abend fast gar kein Puls zu fühlen war und die Todeskälte sich wieder zeigte, wie beim ersten Anfall.

In dieser Zeit, wo keine Hoffnung mehr vorhanden war, zeigten doch meine Kirchgenossen ihre Liebe und Theilnahme auf mancherlei Weise. Es verging kein Tag, daß nicht mehrere kamen, sich nach meinem Befinden zu erkundigen, und auf die traurige Nachricht mit thränenden Augen und händeringend sich entfernten. Ich bin fest überzeugt, daß mir das Leben auf ihre und der Meinigen Bitten und Flehen wieder geschenkt worden ist.

Es ging unter beständiger Abwechslung von Furcht und Hoffnung bis zum neunten Tage; von da an ließ es sich, obgleich sehr langsam, doch entschieden zur Besserung an. O wie wurde meiner Frau zu Muth! Es war ihr, als sollte sie nun nie mehr von ihren Knien aufstehen, sondern unter lauter Dank- und Freudenthränen ihren letzten Augenblick erwarten.

Als meine Wiederherstellung fortschritt, bemerkte ich erst, daß meine ganze linke Seite so gelähmt sei, daß ich gar nicht auf das linke Bein treten konnte, und ich war in großer Sorge, daß mir dieser Nachtheil, wie so manchen von dieser Krankheit Genesenen, bleiben werde; doch auch dieser Uebelstand verlor sich nach einiger Zeit, und ich erlangte allmählig den völligen Gebrauch meiner Kräfte wieder.

Die Krankheit hat sich Gottlob in meiner Gemeinde auf das eine Dorf Sebastinoſka beschränkt. Sie dauerte dort

auch nicht gar lange, und drang von den 80 Häusern oder Höfen nur in 12 ein, in welchen sie 21 Menschen wegraffte.

Diese ernste Mahnstimme vom Himmel hat auch mich sehr oft geweckt, Buße und Glauben an den Gekreuzigten mit besonderm Nachdruck zu verkündigen. Die Kirchen waren immer gedrängt voll; die Zuhörer waren sehr aufmerksam, und ich hörte kein Murren, wenn ich mich auch so stark ausdrückte, daß mir nach der Predigt selbst bisweilen Angst wurde, ich sei vielleicht zu weit gegangen. Es wurde mir aber auch gegeben, mit unaussprechlichem Flehen und Seufzen mit Gott unserm Heiland zu kämpfen und ihn um Gnade und Erbarmen für die armen Seelen zu bitten. In der ganzen Zeit meines Amtes sind nicht so viele Thränen von den Zuhörern geflossen, als in dieser kurzen Zeit. Es waren für mich selige Tage, deren ich mich immer dankbar erinnern werde.

Als das Sterben in Sebastinofka recht anging, nahmen Viele von einander Abschied und baten einander um Vergebung. Ein junger Mann, in dessen Hause schon fünf Personen gestorben waren, Mutter, Bruder, zwei Schwägerinnen und ein Kind, kniete am lichten, hellen Tage auf öffentlicher Straße nieder, jammerte und weinte und bat den Herrn herbeweglich, ihm seine Gnadenhand zu reichen und ihn nicht versinken zu lassen. Er forderte auch Andere auf, mit ihm zu beten, daß der Herr sie auch selig mache, wenn sie sterben müßten. Und das war früher einer von den Rauhen und Harten. Bald darauf wurde auch er krank. Obgleich ich selbst kaum genesen und noch sehr schwach war, besuchte ich ihn doch und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Sein Herz floss über vom Lob seines Heilandes; über diesem Trost vergaß er alle Schmerzen. Er genas, und ich hoffe zuversichtlich, daß er sein Loos nicht wiederum verschmerzen wird. Und so werden wohl auch noch Andere bleibend für den Herrn Jesum gewonnen worden sein.

Die Cholera meldet sich in der Regel nicht durch vorangehende Symptome. Sie überfällt den Menschen wie der Blitz vom Himmel, den einen im Bett, den andern unter der Arbeit, den dritten auf der Straße. Da empfindet man plötzlichen Druck in der Herzgrube und im Kehlkopf mit Schwindel; gleich kommt heftiges Erbrechen ohne Galle, wässerichter Durchfall und damit verbundene furchtbare Krämpfe im Leibe, an Händen und Füßen. Kaum ist eine Stunde vorbei, so wird der ganze Körper eiskalt, der Puls ist fast nicht zu fühlen, indem alles Blut aus den Schlag- in die Pulsadern übergeht und im Kopf und in der Brust sich anhäuft. Binnen 24 Stunden sterben fast alle Kranke; wenige bringen es bis zum dritten Tage, und diese haben die meisten Leiden und sterben unter furchtbaren Schmerzen. Bald nach erfolgtem Tode ist der Körper schwarzblau und der Todte muß wo möglich in den ersten drei Stunden begraben werden.

Als Mittel dagegen ist eine Aderlässe von 1 Pfd. Blut sobald als möglich anzuwenden. Wo die Krankheit herrscht, lasse man lieber zur Ader, ehe sie Einen befällt. Der Kranke muß dann sofort ein Bad nehmen, so heiß, als er es ertragen kann, und zwar bis an den Hals. Kann dieß nicht geschehen, so decke man den Patienten mit vielen warmen Betten zu und lege ihm unermüdet heiße Haberkrissen auf den Rücken und den Leib. Ueberdieß müssen Herzgruben, Unterleib, Hände und Füße unausgesetzt durch mehrere Personen mit einer Mischung von zwei Unzen Theriak, einem Weinglas Scheidewasser, eils Eßlöffel voll Spiritus und drei Eßlöffel voll Honig, alles wohl gemischt, eingerieben werden. Durch dieses Mittel sind in Saratow Tausende gerettet worden.



XII.

Büße der Vatertreue Gottes.

Aus dem Leben eines Studenten.

Ein Jüngling war durch Krankheit und andere Hindernisse lange Zeit in seinem Wunsche, Theologie zu studiren, hingehalten worden. Endlich gelangte er doch auf die Universität. Aber es war das theure Jahr 1817 und sein Geld war in Balde erschöpft und dessen Quelle verstopft.

O wie gut war das! Vor wie vielen Sünden bewahrte ihn die Armuth! Wie ernstlich nöthigte sie ihn Den zu suchen, der uns oft so fern zu sein scheint, und doch immer nahe ist!

Er war das Tischgeld schon seit Wochen schuldig. Mit möglichster Zartheit hatte er von seinem Kostherrn den Wink erhalten, vom nächsten Montag an nicht mehr zu kommen, bis er seine Rechnung bereinigt hätte. Der Montag kam, aber die Kasse blieb leer wie bisher, und alles Nachforschen nach Hülfquellen war vergebens. Statt des Frühstücks hatte unser Student ein Lied gesungen, das ihn sehr erquickte. Nach 9 Uhr aber wollte es nicht mehr die gleichen Dienste thun. Endlich griff er zur alten Waffe des Gebets.

Raum hatte er sich in's Gebet vertieft, so pocht's an die Thüre. Er öffnete und erschrak vor dem rüstigen Mann, der vor ihm stand. Es war der Diener eines vornehmen Herrn, der ihm auf goldberändertem Papier eine Einladung brachte,

sich um 10 Uhr zu demselben zu verfügen. Er eilte, seine Stiefel zu wischen; weil sie aber ein Loch am Fuß hatten, so wuschte er an derselben Stelle auch seinen Strumpf, so daß man nicht viel vom Schaden des Stiefels merkte.

Jener Herr bestellte bei dem Studenten eine Arbeit, die ihn während mehrern Wochen täglich zwei bis drei Stunden beschäftigte, und später gut bezahlt wurde.

Beim Weggehen drückte er ihm auf die zarteste Weise ein Stück Geld in die Hand, für das er mehr höflich als herzlich dankte. Wie groß war sein Erstaunen, als er hernach bemerkte, daß es ein Goldstück sei! Er ging in sein Kosthaus, wo er nun, als zahlungsfähig, nicht nur freundliche Aufnahme, sondern auch die zuvorkommende Zusicherung erhielt, künftighin nur vierteljährlich zahlen zu dürfen. Denn die Kostleute dachten: Wo das eine Goldstück war, gibts noch mehrere.

Nicht lange hernach stand es mit des Studenten Fußbekleidung so schlimm, daß er mit einem Schuster in Unterhandlung treten mußte. Der war geneigt, ihm für drei Kronenthaler ein Paar Kurzstiefel zu machen und die alten Schuhe und Stiefel zu flicken, jedoch nur gegen baares Geld. Der Jüngling erkundigte sich genau nach der Zeit, wann der Schuster die Arbeit bringen werde. Aber schon war die Stunde nicht mehr fern, und er wußte noch von keinem Geld. Er eilte in's Freie, und verließ sein Zimmer, ehe es 4 Uhr schlug, um den aus ihren Lektionen kommenden Studenten zu entgehen. Allein er wurde unterwegs aufgehalten, und begegnete gerade einem der Professoren, welcher ihn freundlich bat, doch einige Augenblicke zu ihm zu kommen. Hier nahm der Professor ein griechisches N. Testament zur Hand, reichte es dem Studenten und sagte: „Als Sie hieher kamen, baten Sie mich um Rath, wie Sie Ihre Studien einrichten sollten. Ich rieth Ihnen unter anderm, auch bisweilen aus dem griechischen Testament in's Lateinische

zu übersezen. Sie werden mir daher nicht zürnen, wenn ich nun sehe, ob Sie meinen Rath befolgt haben.“ Der Student erschrak; aber bald war er beruhigt, da der Professor gerade ein sehr leichtes Kapitel aufschlug, das er kurz zuvor wirklich übersezt hatte. Es ging denn auch so, daß der gute Herr Professor ganz zufrieden war. Er entließ den Studenten mit den Worten: „Nehmen Sie hier eine Kleinigkeit, um sich ein Buch anzuschaffen.“ Dieser konnte vor Rührung nur sagen: „Ach, Herr Professor, Gott hat Sie zu einem Engel für mich gebraucht!“ Aber der liebe Mann horchte nicht, sondern schob den Dank sagenden mit einem väterlichen Blicke sanft zur Thüre hinaus.

Als er durch den langen Gang kam, der zu seinem Zimmerchen führte, sah er den Schuster schon vor der Thüre, der ihm nochmals den Betrag nannte. Der junge Mann zog nun sein Papier aus der Tasche. Es waren gerade drei Thaler! Wie freundlich wurde der Schuster, als er Geld sah! „Herr,“ sprach er, „kommen Sie wenn Sie wollen, Sie brauchen nicht auf der Stelle zu bezahlen.“

Späterhin bekam der Student Privatlektionen. Als er nun das erste selbstverdiente Geld in der Hand hatte, — es waren zwei Kronenthaler — ging er damit vor ein Thor, um still und ungestört sein Glück im Freien zu genießen. Da begegnete er einer abgekehrten Mutter mit zwei hagern Kindern, die in der theuern Zeit mit Gras ihr Leben fristeten. Er konnte nichts fragen, sondern gab still der Mutter die zwei Thaler, und — lief davon. — Es ist freilich etwas Gefährliches, sich dem ersten Mitleidsgefühl so unbedingt hinzugeben. Es fiel ihm auch selbst hernach ein, ein Thaler wäre genug gewesen; aber im Augenblick war es ihm so, das Geld sei ihm dazu gegeben worden.

Als er heim kam, fand er zwei Thaler auf seinem Tisch

liegen. Woher sie kamen, hat er nie erfahren, ebensowenig wie der Geber in sein Zimmer gelangte.

Der Winter auf das Jahr 1819 war schwer für unsern Studenten: er lag sehr oft krank. Doch sorgte eine edle Familie für Arzt, Pflege, Wäsche und Kleider; er hatte keine Schulden und doch noch Taschengeld. Aber einer weitem Erholung war er im Frühjahr bedürftig.

Da kommt eines Morgens ein Handwerksbursche langsamen Schrittes durch den langen Gang seiner Wohnung zu. Er klopft an des Studenten Thüre, ein feiner, edler, leidend aussehender Mensch. Er bittet um einen Zehrpfennig, und sagt, er sei lang krank gewesen. Es zeigte sich bald, daß es wirkliche Noth war, die ihn Betteln machte. Der Student bemerkte, daß es auch mit seinem Hemde nicht richtig sei und anerbote ihm ein solches. Wie heiterte sich das Gesicht des Fremdlings auf! Er wurde gebeten, in's Zimmer zu treten, und geradezu den Hemdewechsel vorzunehmen. „Ach,“ sagte er, „ich darf das nicht thun. Ich lag schon sechs Wochen meist in Ställen, und habe Ungeziefer.“ Nun ward er veranlaßt, sich in einer andern Kammer umzukleiden. Das alte Hemd wurde hernach sogleich in das gerade im Ofen brennende Feuer geworfen.

Während aber der Handwerksbursche sich noch umkleidete, sprach der Student zu sich selbst: „Siehe, der war krank wie du; er hatte aber keine Pflege wie du. Seine Reisetasche ist beinahe leer, und du hast jetzt Kleider genug.“ So packte er also zwei gute Hemden, ein Paar Schuhe, ein Paar Beinkleider, eine Mütze, eine Weste, zwei Halsbinden und zwei Schnupftücher ein und wickelte vier Kronenthaler in ein Papier, mit der Aufschrift: „Vertrau auf Gott, Er hilft in Noth!“

Eben war er fertig, als der Fremdling wieder bei ihm eintrat. Da gab er ihm stillschweigend das Ränzle auf den Rücken und stopfte seinen von Dank überfließenden Mund mit

Schokolade, welche er gerade aus der Hand theilnehmender Liebe zur Genüge besaß. Er guckte ihm still durch ein Fenster nach, ob er etwa bemerke, daß sein Ränzel schwerer geworden sei. Aber er war sonst so erfreut, daß er es wohl nicht bemerkte. Auch eilte er auf das Schiff, das ihn mitnehmen sollte. Dem Studenten aber war unbeschreiblich wohl zu Muth, und der Tag ging ihm rasch vorüber.

Abends bekam er einen Besuch von seinem Arzt. Dieser freute sich über die fortwährende Besserung, drang aber sehr darauf, daß nun durch eine Fußreise mit zunehmenden Tagmärschen die Gesundheit noch befestigt werden müsse. Er wußte nicht, was er dadurch für eine Verlegenheit in dem Herzen des Studenten erweckte. „Was hast du gethan?“ hieß es bei diesem: „Was Gottes Gnade dir geschenkt hat, damit du reisen könntest, gibst du einem Fremden. Wer weiß, wie er's anwendet? War das Nächstenliebe, und nicht versteckte Eigenliebe? Aber was war denn die süße Freude im Herzen?“ Endlich wandte er sich zum Herrn, wie Jener, der sprach: Erforsche mich Gott, erfahre mein Herz — und bat ihn, er möge ihm verzeihen, wo er gefehlt habe, und seinen Fehler wieder gut machen. Mit solchen Gedanken schloß er ein und erwachte nicht, bis es Tag war.

Als er aufstand, lag ein Haufe Kleider auf dem Stuhl neben seinem Bett, auch ein Hut, sechs Hemden und ein Paar Stiefel. Er konnte sich die Sache nicht anders erklären, als daß Jemand diese Kleidungsstücke zu Anfang der Nacht hier niedergelegt habe, um sie wieder abzuholen.

Als er aber sein Bett machen will, fällt etwas Schweres zu Boden. Und siehe, es war ein Päckchen mit gerade noch einmal so viel Thalern, als er weggegeben hatte. Und als er zum Tisch kam, fand er die Bibel offen und ein Papier darauf liegend, worauf mit Bleistift die Worte geschrieben waren: „Gott gibt's seinen Freunden schlafend!“

Des folgenden Tags hatte der Student bei einem bekannten Maler zu thun, und merkte bald an seinem besondern Lächeln, daß er von der Sache etwas wisse. Plötzlich fiel ihm auch ein, daß die Schriftzüge mit Bleistift von diesem herrühren müssen. Und so war es auch. Dieser erzählte dann Folgendes: „Gestern ließ mich ein Herr rufen und fragte mich, ob ich nicht wüßte, bei wem einige Kleidungsstücke seines verstorbenen Sohnes gut angelegt wären? Ich antwortete: Ich habe so eben von einem Arzt gehört, daß er einem Studenten eine kleine Reise verordnet habe; bei dem wären die Kleider gut angelegt. Der Herr bemerkte: In dem Fall möchte etwas Reisegeld wohl auch am Platz sein. Sogleich wickelte er Alles zusammen. Es war Nacht. Ich nahm eine Laterne und brachte sogleich Alles an Ort und Stelle, fand Sie aber schon schlafend, und schrieb also die Worte auf, die Sie gefunden haben.“

Nun war Alles klar. Einige Tage später begann die Reise. Die Kleider waren wie angemessen, und mochten da und dort auffallend. Später sagte der unbekannte Herr zum Maler: Es sei ihm merkwürdig, daß er gerade jenen Abend einen so unwiderstehlichen Trieb bekommen mußte, nach ihm zu schicken, und ihm den bewußten Auftrag zu geben.

Durch diese merkwürdige Geschichte wurde aber der Student zu dem irrigen Entschluß gebracht, nicht nur nie eine Bitte abzuschlagen, so lange er Geld habe, sondern auch so lange er Kredit finde. So gerieth er bis zum 1. Jan. 1821 in eine Schuldenlast von fl. 547. 56 kr. Er war gerade damals wieder sehr krank und dachte viel an's Sterben. Nun sollte er gerade fl. 77 Kostgeld zahlen. Drei Louisd'ors gingen ihm als Neujahrsgeſchenk ein. Aber vier fehlten ihm noch. Ganz ungenehm wurde er überrascht durch zwei Zöglinge, die ihm Compotten mit freundlichen Grüßen von ihren Eltern brachten. Er hatte Durst. Kaum waren die Knaben weg, so kostete er

eine. Aber, wie wurde er überrascht, als ihm ein Goldstück auf die Zunge fiel. Er versuchte noch eine und die Ueberraschung wiederholte sich noch dreimal, so daß er also seine Schuld berichtigen konnte. Bis zum April war die Schuld auf fl. 320 herabgebracht, ohne daß er sein kleines Zimmer hatte verlassen können. Nun kam eines Abends ein edler Geistlicher zu ihm und fragte auf eine sehr zarte Weise, ob er nicht Schulden habe? Er theilte ihm den Stand seiner Rechnung offen mit, und erhielt die freundliche Zusicherung der Verwendung jenes Herrn für seine Angelegenheit. Sechs Tage hernach ließ er ihn zu sich kommen und führte ihn in sein Studierzimmer, wo über ein kleines Tischchen ein weißes Tuch ausgebreitet lag. Dahin leitete ihn die eine Hand des väterlichen Freundes, während die andere das Tuch weghob. Dabei sagte er: „Gott läßt Niemand über Vermögen versucht werden. Das Alles gehört Ihnen, mit der einzigen Bedingung, daß Sie mir die Empfangsscheine von Ihren Gläubigern vorweisen.“ Es waren nicht weniger als fl. 353. 20 kr., also noch fl. 32 über seine Schulden hinaus. Nur einer von den Wohlthätern ist ihm bekannt geworden. In sein Rechnungsbuch schrieb er jenes Abends die Worte 5 Mos. 4, 9: Hüte dich nur und bewahre deine Seele wohl, daß du nicht vergessest der Geschichten, die deine Augen gesehen haben, und daß sie nicht aus deinem Herzen kommen all dein Lebenlang. Und sollst sie deinen Kindern und Kindeskindern kund thun.

Einen solchen Goldregen wie damals hat der Student keinen mehr erlebt, auch nie mehr nöthig gehabt. Aber die Treue seines Gottes und Herrn gegen ihn ist immer die gleiche geblieben.



XIII.

Der gewissenhafte Bäcker.

Viele Leute wollen nun einmal durchaus auch am Sonntag neugebackene Waare essen, und es wird dadurch den Bäckern besonders schwer gemacht, den Sonntag gehörig zu feiern. Wie Gott aber auch in dieser Beziehung die Treue und Gewissenhaftigkeit segnet, davon giebt auch folgende Geschichte einen Beweis.

Ein junger Bäckergehilfe hatte in der Nähe von Southampton in England einen sehr guten Platz. Er stand dort mit allerhand Leuten in angenehmen Verhältnissen, wurde dadurch an die Gegend sehr anhänglich und wünschte darum nichts mehr, als seine Stelle zu behalten, bis sich in der gleichen Stadt eine Gelegenheit für ihn darbieten würde, ein eigenes Geschäft anzufangen.

Nun wurde ihm aber eines Tages von seinem Meister an- gesagt, daß in Folge von neuen Einrichtungen in Zukunft auch des Sonntags von 9 bis 2 Uhr seine Beihülfe erforderlich sei.

Diese Eröffnung brachte den jungen Mann in große Verlegenheit. Als sein Meister dieß bemerkte, sagte er zu ihm: „Ich gebe Euch einen Monat Bedenkzeit; könnt Ihr Euch zu dieser Forderung nicht verstehen, so müßte ich mich eben, so leid es mir thäte, nach einem andern Gehülfen umsehen.“

Obgleich der Gehülfe gewiß war, daß sich ein eben so vortheilhafter Platz für ihn in der gleichen Stadt nicht finden würde, so war doch sein Entschluß gleich gefaßt; und auch die ernstlichen Vorstellungen seiner jungen Bekannten, sich doch nicht selbst zu ruiniren, vermochten nichts über ihn. Er erklärte dem Meister nach Verfluß der Bedenkzeit unumwunden, daß er am Sonntag nicht arbeiten könne. „Nun denn, so sind wir fertig mit einander!“ das war die kurze Antwort, und damit drehte sich der Meister auf dem Absatz um, jedoch mit heimlichem Bedauern, weil er wohl wußte, daß der junge Mensch so leicht nicht zu ersetzen sei.

Langsam schlich der Entlassene nach seinem Kosthaus. Noch hoffte er, als er um die Ecke bog und des Bäckers Haus den Rücken kehrte, es werde ihn die Stimme seines Meisters wieder zurückrufen. Aber nein! Es verging eine Woche und noch eine, und der Glaube des jungen Mannes wurde nicht wenig auf die Probe gestellt. Doch verließ er sich auf Gottes Verheißung, daß die welche ihn fürchten, keinen Mangel haben sollen.

Zuletzt, als seine Ersparnisse beinahe verbraucht waren, schrieb er einen Brief an seine Verwandten, worin er sie benachrichtigte, daß er nun nach Southampton und von dort nach Salisbury gehen werde. Wenn sich auch dort nichts für ihn finde, so werde er in Zeit von acht Tagen nach Hause kommen.

Er war mit seinem Briefe auf dem Weg zur Post und hatte dieselbe beinahe erreicht, als ihm ein ältlicher Mann jenseits der Straße winkte und ihn fragte, ob er noch keinen Platz gefunden habe? Er sagte nein; und hierauf redete der Bäcker, — denn das war der Mann — den brotlosen Jüngling also an: „Ich gehe schon einige Zeit mit dem Gedanken um, mich der Sorgen meines Geschäfts zu entledigen. Kinder habe ich keine, und zu leben habe ich genug bis an's Ende meiner Wallfahrt.

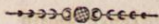
Habt Ihr nun Lust, meinen Laden zu übernehmen, so könnt Ihr ihn haben."

Der junge Mensch antwortete, daß es ihm sehr erwünscht sein würde, ein so 'günstiges Anerbieten annehmen zu können. Es werde ihm aber nicht möglich sein, da er weder Verwandte noch Freunde habe, welche im Stande wären, ihn mit einem hinreichenden Kapital zu unterstützen.

"Wohlan," erwiederte der Bäcker, "ich habe mir diesen Umstand schon überlegt, und ich denke, es wird sich damit auch geben. Wir könnten den Werth des Geschäfts durch beiderseitige Freunde abschätzen lassen; wir schließen ein schriftliches Verkommniß ab, und Ihr zahlt mich dann in Terminen. Ich weiß, daß Ihr ein junger Mann von guten Grundsätzen seid, und so will ich mir es angelegen sein lassen, Euch sowohl den Fruchthändlern als meinen Kunden zu empfehlen. Ihr braucht keinen Kummer zu haben; verlaßt Euch nur, wie ich, auf die göttliche Vorsehung, und dann wird's nicht übel gehen."

Der Vertrag kam bald zu Stande, und so brauchte der Glückliche Niemand weiter zu bemühen, um ihm einen Platz zu verschaffen. Seinen Brief behielt er zurück und schrieb am gleichen Tag einen andern, voll Aeußerungen der Freude und Dankbarkeit.

In ungefähr vierzehn Tagen begann er sein neues Werk, und heirathete bald hernach eine rechtschaffene, brave Person. Er hat jetzt ein blühendes Geschäft und sieht die Zeit voraus, wo er einer ehrenvollen Ruhe wird genießen können.



XIV.

Der Berner im Entlibuch.

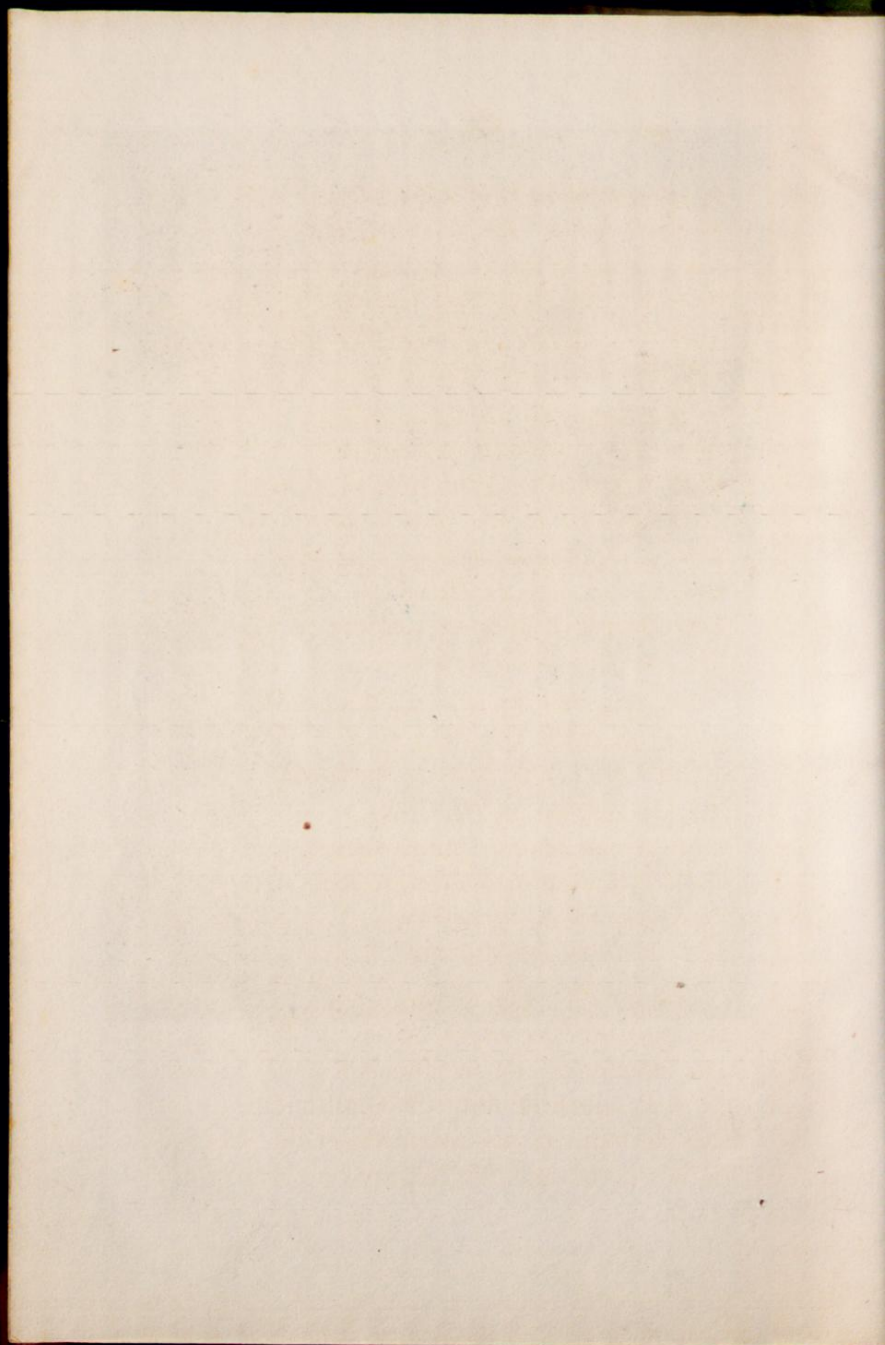
In jenem ersten Bürgerkriege,
 Entglommen durch den Sonderbund,
 Errang die Menschlichkeit auch Siege;
 Das werd' zum Trost der Nachwelt kund! —
 Ja, selbst wenn freie Schweizer habern,
 Strömt dennoch immer Bruderblut
 Lebendig warm in ihren Adern,
 Und übt am Feind auch Edelmuth.

Mit jungen, starken Bataillonen,
 Geführt von Oberst Dörsenbein,
 Wollt' Bern den Tag von Malers lohnern,
 Und brach ins Entlibuch hinein.
 Sturmbräusend flogen durch die Schaaren,
 Und wer sich nicht beim Zuge fand,
 Dem drohten Schrecken und Gefahren
 Von lauernder Luzerner Hand.

So bracht' ein Schuß zur frühen Stunde
 Auch einem Jäger Mißgeschick.



Der Berner im Entlibuch.



Ihn hemmt im Lauf des Fußes Wunde,
 Er seufzt, er ruft, und — bleibt zurück!
 Und nun ergreift ihn banges Zagen;
 Er denkt: „Der Zorn kennt keine Gnad’;
 Triffst mich ein Feind, werd’ ich erschlagen.“
 Und somit lenkt er ab vom Pfad.

Zur Linken, bei den hohen Linden,
 Winkt ihm ein stattlichs Sennenhaus.
 Allein kein Mensch war da zu finden;
 Die Furcht trieb sie vom Herd’ hinaus.
 Nichts ahnen sie denn Raub und Schaden
 Vom wildbehaarten Schreckensmann;
 Drum birgt in Kammern und auf Gaden
 Ein Jedes sich, so gut es kann.

Der Jäger setzt sich hin zum Herde
 Und seufzend blickt er auf sein Bein.
 Ein Mädchen lauscht, merkt die Beschwerden,
 Und tritt bald mit der Mutter ein.
 Seht, wie der Feind da Mitleid findet!
 Die Tochter wäscht und stillt sein Blut,
 Die Mutter pfleget und verbindet,
 Und alle Kinder sind ihm gut!

Zulezt kommt noch hervorgegangen
 Der Vater mit dem größten Sohn.
 „Ha, Berner, nun bist du gefangen!“
 So tönt’s vorerst im rauhen Ton.
 Doch Blut erweicht auch Männerherzen;
 Es löschet des Zornes Glut geschwind.

So lindern denn des Jägers Schmerzen
Wetteifernd Mann und Weib und Kind.

Allein bald hört man draußen toben,
Man pocht, man flucht in Bernersprach';
Und weil der Kiegel vorgeschoben,
Folgt auch der Kolben Donner nach.
Wie da die Kinder schnell entspringen!
Gar ängstlich sehn die Eltern drein;
Die morsche Thüre kracht, es dringen
Sechs wilde Krieger frech herein!

Doch nun erhebt sich, trotz der Wunde,
Der Jäger schnell mit edlem Muth,
Und ruft mit zornentbranntem Munde:
„Weh Jedem, der hier Schaden thut!
Als Freund bin ich hier aufgenommen,
Man pfleget mein und läßt mich ruhn;
An dieß Haus darf kein Unheil kommen;
Ihr Frevler habt's mit mir zu thun!“

Dann greift er nach der blanken Waffe
Und schwingt sie kühn mit fester Hand;
Da flieht das Räubervolk, das schlaffe;
Ein böß Gewissen hält nie Stand. —
Seht wie Gott auch durch wunde Krieger
Zu schützen weiß, wenn's Ihm gefällt!
Der Schwache wird von Ihm als Sieger,
Der Feind als Engel hingestellt!

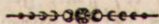
Allein schon in den Abendstunden,
 Stand rasch der Jäger auf und sprach:
 „Ich bin gestärkt und wohl verbunden;
 Nun zieh' ich meinem Heere nach!“
 „Ach,“ rief die Frau, „bleibt doch bis morgen!“
 „Nein,“ sprach er, „mir gebeut die Pflicht.
 Habt tausend Dank für Müh' und Sorgen!
 Euch, liebe Leut', vergeß ich nicht.“

Der Entlibucher spricht: „Die Straßen
 Sind höchst gefährlich noch zur Zeit;
 Allein darf ich dich nimmer lassen.
 Wohlan, ich geb' dir das Geleit!“
 Die Andern reichen dann die Hände
 Dem Jäger noch, und wünschen Glück.
 Er schaut noch an des Hofes Ende
 Hell thränend nach dem Haus zurück.

Die Beiden ziehn hinab zum Thale;
 Allein was werden sie gewahr?
 Luzerner sind's! Zum zweiten Male
 Droht nun dem Jäger Todesgefahr.
 Doch ritterlich beschwört das Wetter
 Sein Gastfreund: „Laßt den Mann nur gehn,“
 So spricht er, „der ist unser Retter!“
 Dhn' ihn war's um mein Haus geschehn!“

Und endlich wird sein Wort vernommen,
 Aus Born wird gar noch Freundlichkeit.
 „Wir wollen,“ heißt es, „mit ihm kommen,
 Sorg' du daheim für Sicherheit!“

Der Bürger geht, sein Haus zu wahren;
 Die Feinde führen liebevoll
 Den Berner zu den Bernerschaaren;
 Dann heißt es: Bruder, lebe wohl!



XV.

Wunderbare Errettung

eines dreizehnjährigen Knaben aus einer Lawine
 im Jahr 1807.

Wenn man von dem Bade Fideris im Kanton Graubünden nach Nordosten geht, gelangt man in das 4 bis 5 Stunden lange St. Antonierthal. Schon der Eingang in dieses hohe Bergthal ist sehr merkwürdig, ja man kann sagen schauerlich. Umgestürzte Felsen, schrecklich abgerissene Hörner, wildromantische Ansichten bieten sich dem Wanderer bei jedem Schritte dar. Am Ende des Thales findet sich die Sulzflue, welche gewöhnlich mit Schnee bedeckt ist. Diese wird in etwa einer Stunde bestiegen, und man hat von derselben eine herrliche Aussicht auf den Bodensee und das südöstliche Schwaben, sowie auf den ganzen ungeheuern Kranz der Schneegebirge von Tyrol, Graubünden, Toggenburg und Glarus. Auch zwei interessante Höhlen befinden sich in der Flue; man muß sich aber beim Besuch derselben mit zwei Berglampen versehen, weil die größere Höhle

mit einem tiefen Gewässer schließt, aus welchem keine menschliche Macht den Unglücklichen retten könnte, der durch einen Fehltritt hineinfiel.

Das St. Antoniurtheral ist durch seine Lage den Bauwinen sehr ausgesetzt. Schon manches Unglück hat sich dort zuge- tragen. Das war dem Vater des dreizehnjährigen Peter wohl bekannt, welcher Besitzer einer der ländlichen Wohnungen war, die durch das St. Antoniurtheral zerstreut liegen. Er hatte etwa 400 Schritte von seinem Hause eine Stallung, der Marschallengaden genannt. In der kleineren Abtheilung derselben befanden sich zwei Pferde und dreißig Schafe und Ziegen, in der größern waren zwölf Stück Hornvieh, welche den Winter hindurch dort oben gefüttert wurden. Die Versorgung dieses Viehes war gedachtem Peter und seinem fünfzehnjährigen Bruder anvertraut. Welch ein merkwürdiges Schicksal diese beiden Knaben betroffen hat, das wird uns nun Peter selbst erzählen.

„Es war im Jahr 1807 im Januar, als mein Vater meinem Bruder und mir die Fütterung unseres Viehes übertrug. Munter und vergnügt gingen wir Morgens und Abends, keine Gefahr ahnend, zum Stalle hin und her. Donnerstags den 5. Februar verdunkelte sich der Himmel, und es schneite fast ununterbrochen. Der Vater befahl uns deswegen, im Stall zu übernachten, und versah uns mit Lebensmitteln. Am folgenden Tag war der Schnee bereits so hoch, daß wir uns nicht vom Stall zu entfernen wagten, und noch schneite es in Einem fort. Am Sonntag war der Himmel freundlicher; wir glaubten nun alle Gefahr überstanden zu haben, und arbeiteten uns, bald gehend, bald kriechend, zu unsern Eltern hindurch. Diese erschrecken, als sie sahen, daß wir uns herunter gewagt hatten, weil schon öfters in frühern Jahren Bauwinen ihren Weg zwischen Haus und Stall hindurch genommen hatten. Die Sonne schien den Tag hindurch; und weil Alles ruhig blieb, hoffte man, die

Gefahr sei vorüber. Jedoch empfahl uns der Vater gegen Abend, als wir uns wieder zum Stall begeben wollten, uns nun gar nicht mehr von demselben zu entfernen. Wenn kein Unglück mehr zu befürchten sei, so werde er uns selbst abholen. Das Vieh zum Haus herab zu treiben, war bei der Tiefe des Schnees gar nicht thunlich. Der erforderliche Proviant wurde uns auf den Rücken gebunden, und so stiegen wir wieder zum Stall hinauf.

„Am gleichen Abend fing es wieder gewaltig an zu schneien, und dabei stürmte der Wind furchtbar. Dieses Wetter dauerte bis am Donnerstag. Uns wurde allmählig bange, weil wir sahen, daß der Schnee immer noch höher wurde. Die letzte Nacht steckten wir neben dem Stall ein Stöcklein in den Schnee, das ziemlich hervorragte, um zu sehen, wie viel er wachse; dreimal gingen wir hinaus, und immer fanden wir das Stöcklein zugeschnitten. Auf eine sorgenvolle Nacht folgte der Dienstag, und kein Vater ließ sich sehen. Es regnete, und wir wünschten sehr, endlich wieder aufbrechen zu können. Wir fragten jedoch den nächsten Nachbar um Rath, und dieser empfahl uns dringend, uns ja nicht hinaus zu wagen. Vor lauter Angst hatten wir den ganzen Morgen nichts gegessen.“

„Eben waren wir in den größern Stall zurückgekehrt und hörten, wie es auf dem nahen Kirchthurm 8 Uhr schlug. Da entstand ein furchtbares, donnerartiges Getöse. Eine Lawine war auf der entgegengesetzten Seite des Thales, an der Sonnenseite, losgebrochen. Sie wälzte sich anderthalb Stunden weit bis zur Kirche, zertrümmerte sieben Häuser und sieben Ställe und beschädigte viele andere. Die Kirche selbst und die zunächst daran stehenden Häuser wurden verschont; nur riß der starke Windzug die Fahne vom Kirchthurm. Die Bewohner von dieser Seite des Thales waren schon zuvor alle geflohen, so daß nur einige Hühner von der Lawine bedeckt wurden, die aber am

fünften Tage wieder lebendig hervor kamen. Nun war aber die Gewalt der rollenden Schneemasse so groß, daß sie auf der andern Seite des Thales noch ein Stück Wegs wieder hinauf getrieben wurde. Mein Bruder, der etwas voran stand, sah die Lavine sich heranwälzen und rief: „Herr Jesus! Sie kommt hieher!“ Ich lief zu ihm hin und sah in einer Entfernung von etwa 300 Schritten ein Getümmel, als wenn Himmel und Erde untergehen wollten. Raun hatte ich mich umgedreht und mein Bruder war in den Stall zurückgeeil, so lag schon Dach und Fach zerdrückt und zertrümmert auf uns. Von den Häusern und Ställen, die neben den unsrigen zu gleicher Zeit einstürzten, hörte ich nach dem ersten Schlag nichts mehr. Da lag ich denn zwischen den Balken und den durcheinander geworfenen Trümmern aller Art zu Boden gedrückt und im tiefen Schnee begraben. Keinen Finger konnte ich regen; ich wollte meinem Bruder rufen, vermochte aber keinen Laut von mir zu geben; ich vernahm auch nichts mehr von ihm. Es zeigte sich hernach, daß er durch den Schlag eines Balkens an seinen Kopf sogleich getödtet worden ist. Schaudererregend war das Stöhnen und Brüllen des rings um mich sterbenden Hornviehs. In dieser Lage verlor ich allmählig meine Besinnung. Durch das ganze Thal erscholl der Donner der herabrollenden Schneemasse. Aber kaum war das Unglück geschehen, so eilten auch alle Thalbewohner, welchen es möglich war durch die ungeheuern Schneemassen zu dringen, zugleich mit unserm Vater voll Angst und Schrecken dem entseßlichen Schutthaufen zu. Den Ort der Stalling konnten sie nur durch ein hervorragendes Stück Holz erkennen. Sie schaufelten den Schnee weg, und kamen bald auf eine Ecke des Gebäudes; nun hieben sie Balken und Bretter entzwei und gelangten in den äußern Stall. Nach einer Weile hörte ich wie in Traume sagen, reden, schaufeln und hin und her laufen; ich hörte sogar die Schellen der Pferde,

der Schafe und der Ziegen, und vermuthete, daß diese Thiere noch leben, welches auch der Fall war.“

„Unterdessen war vom Athemholen der Schnee um mein Gesicht weggeschmolzen, so daß ich den Kopf etwas regen und freier athmen konnte. Ich war aber in der ganzen zweiundfünfzigstündigen Zeit meines Begrabenseins nicht im Stande, einen Tropfen Schneewasser oder eine meiner vielen Thränen vom Gesicht wegzuwischen. Ich hörte reden, arbeiten und das Vieh aus dem kleinern Stall schleppen; ich rief, weinte, wollte durch die Finger pfeifen, war aber unvermögend, eine Hand zum Munde zu bringen. Niemand hörte mich!“

„Die Mannschaft grub nun eifrig nach in dem größern Stall, in welchem ich nahe bei der Thüre lag. Alles Vieh, was sie fanden, war todt. Ich bekam durch eine den Schnee wegstechende Schaufel ein wenig Licht, erkannte auch die Stimme desjenigen, welcher mir zunächst arbeitete, aber ach! die Leute standen oben an mir, und meine Stimme wurde nicht vernommen!“

„Es war Abend geworden, die Witterung war neuerdings entsetzlich, die Nacht brach herein und die Leute gingen endlich heim, in der bestimmten Meinung, daß hier Niemand mehr am Leben sein könne. Und alles wurde todesstill und öde um mich her!“

„O! wie sehr möchte ich doch allen denen, welche jemals zu solchen Rettungsversuchen berufen werden, empfehlen, doch auch von Zeit zu Zeit eine völlige Stille zu gebieten und nach allen Seiten hin zu lauschen, ob nicht etwa eine Stimme oder ein leises Stöhnen zu vernehmen sei!“

„Müde vom Rufen und Weinen und von Todesangst beflommen, schlief ich allmählig ein. Die Menschen hatten mich verlassen, doch der Allvater im Himmel wachte über mir. Ich träumte diese Nacht von einem schönen Kinde in himmelblauem

Kleide mit goldenen Knöpfchen, und hatte eine große Freude an demselben."

"Als ich des Morgens erwachte, hatte ich erst das rechte Bewußtsein von dem, was vorgegangen war. Der Schutt und Schnee vor meinen Augen war noch mehr gewichen; ich konnte etwas hinaussehen und ward gewahr, daß es schneite. Hunger und Kälte fingen an mir sehr beschwerlich zu werden; ich war aber immer gleich zusammengebrückt und konnte mich so wenig regen als gestern. Kein Mensch ließ sich am 11. Februar hören. Theils die furchtbar tobende Witterung, theils die Furcht vor neuen Lawinen von der Bergseite her, hielt alle Bewohner der Umgegend von dem Schnee- und Schutthaufen entfernt, der mir zum traurigen Gefängniß diente."

"Der Tag war bang und lang, und als die Nacht abermals hereinbrach, wurde es auch in meiner Seele finster. Niemand ist da, hieß es bei mir, für dich ist keine Rettung mehr! Ja wohl, nur unser allbarmherziger Vater im Himmel weiß, wie mir an jenem Mittwoch Abend zu Muth gewesen ist. Er aber stand mir in Gnaden mächtig bei, und so durchlebte ich unter Schmerzen, Angst und Kälte auch die zweite lange Nacht."

"Donnerstag den 12. Februar war der Himmel wieder hell, und nun machte sich Alles, was gehen konnte, mit meinen hochbetrübten Eltern auf, um wenigstens die Leichen ihrer Kinder zu suchen. Es wurde meinen Eltern angerathen, sogleich Särge machen zu lassen, damit, wenn wir etwa gar verstümmelt gefunden würden, man uns gerade in dieselben legen könnte. Ich hörte die Leute an die Hofstatt kommen und über mir gehen und reden. Jetzt stieg einer in die vorgestern ausgeschauelte Grube, die mir etwas Licht verschafft hatte. O! wie jammerte ich da aus Leibeskräften!"

"Da rief der Mann mit starker Stimme zu den auf der Schneemasse Stehenden: ""Seid still, ich höre ganz gewiß einen

der armen Buben unter dem Holzwerk schreien!“ Ich erkannte seine Stimme als die unsers Nachbarn. Freudiges Erstaunen ergriff alle Anwesenden; die Männer ließen sich auf die Knie nieder, und guckten voll Verwunderung und Mitleiden durch eine Oeffnung nach mir hin. Ich konnte auf Alles, was sie mich fragten, bestimmte Antwort geben. Meine erste Frage war: „Was macht meine Mutter? Mein Bruder kann nicht weit von mir liegen.“ Ich erstaunte, daß er noch nicht gefunden worden war. Nun arbeitete Alles darauf los. Man hatte aber große Besorgniß, daß wenn man den Schnee unten wegscharrte, sich die Massen setzen und ich den Todesdruck erhalten könnte; man arbeitete also von oben herunter. Voller zwei Stunden hatte man noch zu thun, bis man zu mir gelangte; denn es lag eine 14 Schuh tiefe Masse von Holz und Schnee auf mir. Nachdem der Schnee um mich her etwas weggeräumt worden war, fand man meinen Bruder ganz nahe neben mir todt liegen. Um 12 Uhr war ich los; ich konnte sogleich wieder auf meinen Füßen stehen, auch erkannte ich alle Anwesenden. Man mußte mir aber zum Theil meine Kleider wegschneiden, denn ich war sehr geschwollen. Ein Nachbar trug mich auf seinem Rücken in das Haus meiner lieben Eltern hinab. Hier genoß ich die erste Nahrung, nachdem ich 66 Stunden gefastet hatte; denn seit Montag Abends hatte ich nichts mehr gegessen. Ich hatte aber keinen Appetit. Zwei Stunden später wurde auch mein entseelter Bruder nach Hause getragen, bei welchem allem Anschein nach Unglück und Tod in einem Augenblick zusammen getroffen waren.“

„Welche angstvollen Stunden während dieser Zeit meine Eltern durchlebt hatten, wie sie vor Angst Alles am unrechten Orte angriffen, sich nie zu Bette legten, oft besinnungslos noch in der Nacht in Schnee und Sturm hinausliefen: — das vermag ich nicht zu schildern.“

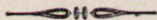
„Die erste Nacht hatte ich im Traume beständig in Todes-

angst mit Lawinen zu kämpfen; erst nach sieben Tagen, als ich das Bett verlassen hatte, und aufstehen wollte, zeigte es sich, daß die Circulation des Bluts in meinen Beinen gehemmt sei. Dieß verursachte mir Schmerzen, die sich aber bald verminderten, und in etlichen Wochen war ich ganz hergestellt. Möchte ich die erbarrende Liebe des himmlischen Vaters stets dankbar erkennen, und Ihn hier und einst in der seligen Ewigkeit gebührend dafür preisen!“

„Wenn Menschen unter eine Lawine kommen, sollten die Suchenden gleich an verschiedenen Seiten Löcher bis auf die Erde auswerfen und den Kopf dicht an den Boden halten, so würden sie die Unglücklichen leichter hören. Wenn übrigens die Davoser und Engadiner in gefährlichen Tagen etliche Geschütze am Fuße des Berges losbrennten, damit der Schnee bald erschüttert würde und in kleinern Massen herabkäme, so würde man nicht so viele Leichen aus den Lawinen zu graben haben.“

So weit der Gerettete.

Der Vater unsers Peter wurde durch dieses schreckensvolle Ereigniß so angegriffen, daß er im darauf folgenden Spätjahr starb. Peter selbst kam in seinem 20. Jahre nach Poschiavo an der italienischen Grenze, zu einer vortrefflichen Familie von wahrheitsliebenden Personen, welche bestens für ihn sorgten. Im Jahr 1819 kehrte er in's Prättigau zurück, und betrieb von da an den Beruf eines Landmanns in bester Gesundheit mit großer Freudigkeit und gesegnetem Erfolg. Von vielen guten Freunden umgeben, von den achtbarsten Männern des Landes geschätzt, lebt er daselbst noch jetzt bei herannahendem Alter glücklich und vergnügt. Während sonst viele Landleute namentlich die langen Winterabende wo nicht schädlich, doch nutzlos verschwäzen, verkürzt er sich die Zeit mit nützlicher Lektüre. Und es ist sein ernstes Anliegen, bei allem treuen Wahrnehmen seines zeitlichen Wohlergehens, auch sein ewiges Heil nicht zu verscherzen.



XVI.

Des Herrn Wege.

In den Himmel gehen, Kind,
 Nur die schmalen Stege,
 Deines Herren Wege sind
 Nimmer deine Wege.

Wunderbar und herrlich doch
 Pfl eget er zu führen,
 Daß zu seinem Preis du noch
 Wirst die Saiten rühren.

In die Tiefe — weit hinab,
 Unnahbar der Sonnen,
 Darum nur, daß er dich lab'
 An den hellsten Bronnen.

Hoch hinauf den Felsensteig,
 Da dem Aug' muß grauen,
 Darum nur, daß er dir zeig'
 Seine grünsten Auen;

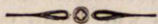
Darum nur, daß du das Land
Der Verheißung sehest,
Deines Herren weise Hand
Du schon hier verstehst;

Und wird schlimmer noch der Pfad,
Zagend nicht erbleiche,
Denn je schlimmer, — hin gerad'
Geht's zum Himmelreiche!

Gottes Hand nur halte fest,
Wohl bist du geleitet,
Und er stärket dich auf's best',
Daß dein Fuß nicht gleitet.

Folg getrost! Er geht voraus
Heut' noch seinem Volke,
Als die Säul' durch Nachtes Graus,
Tags als lichte Wolke.

F. D.



XVII.

Merkwürdiges Unglück
in einem Thurme in Basel,
im Jahre 1844.

Wenn ein Basler das Jahr 1844 nennen hört, so fällt ihm dabei zu allererst das Schützenfest ein, wo es so lustig herging und von dem so viel ist geschrieben und gebichtet worden. — Hier soll nun aus demselben Jahr keine lustige, sondern eine recht traurige Geschichte erzählt werden, von welcher man seiner Zeit wohl auch gesprochen hat, deren sich aber die Wenigsten mehr genau erinnern werden. Der Ort, wo die Geschichte sich zugetragen hat, ist wohl auch Manchem unbekannt, denn er liegt an einem äußersten Ende der Stadt. Dort, im St. Alban-Thal, wo die Stadtmauern mit ihren mittelalterlichen Zinnen vom Thore her an den Rhein stoßen, an jener malerischen Biegung des schönen Stromes, steht ein altersgrauer Eckthurm, der Legithurm genannt.

Ob in jenen Zeiten, wo unsere Mauern und Gräben noch als wichtige Schutzwehr gegen äußere Feinde galten, dort eine Thurmwatch gelegen hat, die ihr spähenendes Auge bald nach dem jenseitigen Ufer — bald rheinaufwärts, dem lange Zeit

Basel feindlichen Rheinfelden zu, richtete — das weiß ich nicht; zur Zeit unseres Ereignisses hatte der Thurm einen ganz friedlichen Bewohner, einen gewissen Jakob Frehnder, Papierergesellen, aus dem Großherzogthum Baden gebürtig. — Diesem armen und am Verstande etwas blöden Manne war es aus Mitleid gestattet, das alte Thurmgemach zu bewohnen, zu welchem eine schmale Treppe hinaufführt. — Der untere Raum des Thurmes war nie bewohnbar, denn da befindet sich, etwa 13 Fuß unter dem erwähnten Gemach, eine offene Cisterne, deren Wasser zur Zeit unseres Ereignisses etwa 8 Fuß hoch stand.

Frehnder, obwohl bereits 60 Jahre alt, dachte doch noch, es sei dem Menschen nicht gut allein zu sein, am wenigsten im alten Lezi-Thurm, wo es so schauerlich einsam ist. — Um dochwillen hatte er mit einer, dem Alter nach auch schon ziemlich vorgerückten Person nähere Bekanntschaft gemacht, und hoffte, dieselbe mit der Zeit heirathen zu können.

Indem er darauf dachte, dieser Person eine kleine Artigkeit zu erweisen, führte ihn die erfinderische Liebe — es war damals kalter Winter — auf ein Paar Pulswärmer, welche man in der Schweiz Amadischen nennt. Als diese gefertigt waren, gedachte er sie noch recht schön blau zu färben, blies zu dem Behuf eines Abends auf einem eisernen Topfe einige Kohlen an und kochte in einem Napfe eine Tinktur aus Blauholz. Nach Beendigung dieses Geschäftes riegelte er gewohnter Weise seine Thüre und legte sich zu Bette. Es war dieß am 8. Januar, Abends zwischen 8 und 9 Uhr. Der Leser möchte denken, es folge nun eine drollige Hochzeitsgeschichte, aber leider folgt statt dessen ein entsetzlich trauriger Leichengang.

Frehnder hatte beim zu Bette gehen die noch glimmenden Kohlen nicht geachtet und empfand nun bald die schädlichen Wirkungen des Kohlendampfes. Halb betäubt fing er so zu ächzen und zu stöhnen an, daß ein Knecht, Johannes Heiniger,

der in der Nähe des Thurmes das Pferd seines spät zurückgekehrten Herrn besorgte, die Schmerzens-Laute vernahm und gleich hinauf zur Thüre des Gemaches eilte. Als er diese verschlossen fand, eilte er zum Fenster des Joseph Häfelfinger, welcher auch in der Papierfabrike angestellt war, und rief, man solle doch dem Frehnder zu Hilfe kommen, er thue so jämmerlich, als ob er ersticken wollte. Häfelfinger stand ausruhend am Ofen, während seine Frau und seine 15jährige Tochter, Margareth, mit Nähen und Stricken noch eifrig beschäftigt waren. Alle drei folgten sogleich dem Hilferuf; weil sie aber die Thüre auch nicht öffnen konnten, so eilte Häfelfinger zu seinem Nachbarn, dem 32jährigen Franz Wahl, um sich bei ihm eine Axt zu holen. — Da sich Wahl schon zu Bette begeben hatte, so schaffte seine Frau das verlangte Werkzeug herbei und leuchtete dem Häfelfinger, der nun die Thüre mit Leichtigkeit aufsprengte.

Frehnder wurde, in sein Deckbett gehüllt, auf die Treppe an die frische Luft getragen; weil er aber nicht zur Besinnung kommen wollte, so kehrte Frau Wahl in ihr Haus zurück, um frisches Wasser für ihn zu holen. Ihren Mann, der sich unterdessen angekleidet hatte, ermahnte sie mitzukommen, und als ihr unterwegs eine unbarmherzige Nachbarin zurief: „Bleib doch da, es ist ja nur der Jockeli“, so entgegnete sie kurz und gut: „Er ist doch auch ein Mensch!“

Frehnder wurde nun mit Wasser und Essig bestrichen, worauf seine Betäubung schwand und er wieder zu Bette gebracht werden konnte. Indessen hatte sich das kleine Gemach mit noch mehreren theilnehmenden oder neugierigen Zuschauern gefüllt. Diesen Zudrang wollte Frau Wahl abwehren und sagte: „Es steht jetzt besser mit ihm, wir wollen gehen,“ was aber die Andern nicht gelten ließen. Während man so herumstand, äußerte Einer, im Gemach herumblickend: „Das ist doch ein altes Wesen,“ und

Franz Wahl, in dessen Seele nun eine Besorgniß aufstieg, wollte eben den schadhafte Boden untersuchen, ob er auch so viele Menschen tragen könne, als eine Stimme aus den Umstehenden bestürzt ausrief: „Ich glaube der Boden läßt gehen!“ Kaum war das Wort gesprochen, als Balken und Bretter in furchtbarem Dröhnen zusammenbrachen und sechs Personen nebst allen Zimmergeräthschaften in einem Nu in die Tiefe stürzten. Fünf Personen, welche nicht so weit vorne gestanden hatten, blieben oben, und ebenso Frehnders Bett, welches der Wand nach noch auf drei Füßen ruhte, während unter dem vierten der Boden gewichen war.

So schwebte Frehnder in kurzer Zeit zum zweitenmal und jetzt buchstäblich am Rande des Grabes, ohne doch eine Beute des drohenden Todes zu werden. Es giebt Uhren, welche ein- oder zweimal warnen, ehe sie voll schlagen, andere aber schlagen ohne vorhergehende Mahnung, und so ist es mit den Lebens-Uhren auch. Nicht jeder wird nachdrücklich gewarnt, ehe sein letztes Stündlein schlägt; es kommt ihm wie ein Dieb in der Nacht. Das erfuhren denn auch zwei von den in die Tiefe Gestürzten.

Frau Wahl befand sich in einer entsetzlichen Lage: ihre Füße waren in Brettern eingeklemmt und der Leib hing herunter, der Kopf war ganz dicht am Wasser und sie hätte denselben nicht oben halten können, hätten nicht zwei zusammenschlagende Balken ihre Haare gefaßt und so den Kopf aufwärts gezerrt. Sie, eine Mutter von drei Kindern, hörte unter sich, wie ihr Mann nach Luft schnappte, röchelte und dann nach ausgerungenem Todeskampf verstummte! Ueber sich sah sie durch eine dichte Wolke aufqualmenden Staubes hindurch, beim Scheine des flackernden Lichtes, wie Frehnders Bett über ihr hing und alle Augenblicke todbringend auf sie herabzustürzen drohte.

Es steckte aber zwischen den Trümmern auch der Tagelöhner Fritz Heid, der, als der oberste, hoffte herauf klimmen zu können, von seinen Rettungsversuchen aber bald absteigen mußte, weil er dadurch Frau Wahl in Gefahr brachte. Sie rief ihm zu: „Schonet meiner, ich bin eine Mutter.“ Auch der zuerst erwähnte Knecht Heiniger steckte bis an den Hals im Wasser, konnte aber mit der einen Hand an einem hervorragenden Steine sich halten und mit der andern die Bretter und andere Gegenstände, welche auf ihn drückten, wegschaffen. Am tiefsten war die junge Margareth Häfelfinger hinabgestürzt; sie ertrank, ohne noch einen Laut von sich zu geben.

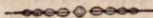
Ihr Vater, Joseph Häfelfinger, der selbst nur mit genauer Noth sich oben hatte erhalten können, entwickelte nun sofort den gleichen Muth und die Geistesgegenwart, welche er schon mehrmals zur Rettung von Menschenleben bewiesen hatte. Zuerst sorgte er dafür, daß Frehnder aus seinem Bette gezogen und angekleidet wurde. Dann ließ er eine Laterne an einem Stricke in die Tiefe herunter; aber, wie es immer geht, wenn Eile am meisten Noth thut, daß ein Mißgeschick auf das andere folgt: ein nachstürzender Stein zerschlug die Laterne und löschte das Licht aus. So wurde die Rettung der Unglücklichen verzögert. Doch kam endlich eine andere Laterne, und als diese herabgelassen wurde, ergriff sie Rosina Fried, eine 20jährige Tochter, welche beim Sturze fast unversehrt am Rande der Cisterne abgesetzt worden war, und leuchtete damit in das grauenhafte Dunkel der Zerstörung hinein. Häfelfinger stieg an einer Leiter, welche er, um sie in's Gemach zu bringen, erst hatte zersägen müssen, zu ihr hinab und von da ließ er sich an einem Strick in die Tiefe des Brunnens hinunter, wo es ihm zuerst gelang, den Fritz Heid aus seiner peinlichen Lage zu erlösen. Dann rief er mit lauter Stimme in die Tiefe hinab: „Lebt noch Jemand da unten?“ worauf Heiniger flehentlich erwiderte: „O helft doch, daß wir

nicht sterben müssen!“ Zugleich betete der Unglückliche in seiner Todesnoth recht dringend und bußfertig, und es gelang auch wirklich einigen weitern zur Hilfe herbeigeeilten Männern, die Trümmer soweit wegzuräumen, daß man ihm einen Strick zuwerfen und ihn, neben Frau Wahl vorbei, heraufziehen konnte.

Diese arme Frau hatte nun über eine Stunde in der entseßlichsten Todesgefahr geschwebt. Ihr achtfähriger Knabe, der von dem Unglück seiner Eltern gehört hatte, rief aus dem Fenster ihrer Wohnung, so laut, daß man es im Thurme hören konnte: „O laßt mich doch mit Vater und Mutter sterben!“ — Die Mutter dagegen konnte vor Beklemmung kein lautes Wort über die Lippen bringen, kein Lebenszeichen mehr von sich geben. Da fiel ihr ein, was einst ein Prediger ihr gesagt hatte: Wenn sie in der größten Noth sei, möge sie des Sprüchleins gedenken: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.“ An dieses Wortes mächtigen Trost hielt sie sich, als alle andere Hoffnung gewichen war und Schrecken des Todes sie rings umgab. Endlich gelang es, die Geräthe und Balken, in welche sie eingeklemmt war, wegzuschieben und sie aus ihrer fürchterlichen Lage zu befreien. Sie zitterte am ganzen Leibe, meinte immer wieder in den Brunnen herabfallen zu müssen, und wurde ohnmächtig von drei Männern nach Hause getragen. Nun mußte nach den Leichen, die in der Tiefe lagen, mit Hacken gesucht werden, denn das Wasser war von dem vielen Schutte zum dicken Schlamm geworden. Zuerst fand man den Franz Wahl, schwer verwundet an allen Orten, — endlich, gegen Mitternacht, auch die Margareth Häfelfinger. Es war aber nicht ihr Vater, der sie fand, denn bei der traurigen Nachforschung hatte ihn der Schmerz überwältigt, daß er sich mußte heraufziehen lassen. — Vier Kinder hatte er schon vor ihr nach und nach verloren, die Margareth war sein und seiner Frau einziger Trost noch gewesen!

An mitfühlender und helfender Theilnahme fehlte es den Unglücklichen natürlich nicht; besonders nahm sich ihrer die Obrigkeit in väterlicher Fürsorge an; denn nicht blos ehrte sie die zur Hülfe Herbeigeeilten je nach den Umständen mit Belobung und Belohnung, sondern sie übernahm auch die ganze Verpflegung der Geretteten, welche sich, da sie fast alle mehr oder minder verwundet waren, erst nach Wochen wieder erholten.

Solche Belohnung konnte den vom Unglück Dahingerafften nicht zu Theil werden, und wenn es nur eine irdische Vergeltung gäbe, so wäre ihr menschenfreundliches Benehmen gegen den hilfsbedürftigen Fretender wirklich schlecht bezahlt worden. Wir blicken für sie auf das Wort der Verheißung: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ — Möchten nur die Ueberlebenden es bedenken, daß auch ihnen solcher Gnadenlohn zugebacht war, daß Gott ihnen mit dem Unglück nicht übel wollte, sondern daß Er vielmehr gerade damals den rettenden Arm der Barmherzigkeit nach ihnen ausstreckte, um ihr Herz zu ergreifen und es auf den Weg der Buße und des ewigen Lebens zu leiten. — Und du, lieber Leser, laß diese Geschichte auch an dein Herz reden und laß sie dir jenes Wort des Königs David einprägen: „Wahrlich, so wahr der Herr lebet! Es ist nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode.“



XVIII.

Bewahrung eines Kriegskommissärs im Kapland.

Ein Kriegskommissär, der auf einen entlegenen Gränzposten im Kapland ritt, wurde einen Löwen gewahr, der ihn verfolgte. Es schien ihm am gerathensten, demselben durch die Flucht zu entgehen. Allmählig kam er ihm auch so weit aus den Augen, daß er beim Rückblick über eine weite sandige Ebene keine Spur mehr von dem wilden Thier gewahr wurde. Der mehrstündige Ritt im tiefen Sand hatte aber das Pferd so ermüdet, daß es endlich stürzte und seinen Reiter abwarf. Da es nun hinkte und der Kommissär sich außer aller Gefahr sah, so legte er sich auf das Gras an der Seite eines kleinen Gebüsches, ließ das Pferd weiden und nahm sich vor, wieder aufzusitzen, sobald es sich in etwas würde erholt haben.

Müde und erschöpft fiel er in einen tiefen Schlaf, und erwachte erst, als es pechfinster war. Was ihn weckte war das Gefühl einer haarigen Schnauze, die auf seinem Gesicht herumfuhr, als wenn sie einen Ort suchte, wo sie anbeißen könne. Er war unbewaffnet; hätte er aber auch Etwas zur Wehre bei sich gehabt, so hätte er schwerlich davon Gebrauch machen können; so sehr fühlte er sich in der Gewalt des Thiers, das über ihm hing.

Die Taktik der Bestie schien freilich nicht die eines Löwen zu sein. Denn der pflegt einen Anlauf zu nehmen und seiner Beute mit seinen Krallen und Zähnen ungesäumt den Garaus zu machen. Dieses Thier hingegen schien mehr geneigt, mit seiner Beute zu tändeln und sich an dem künftigen Genuß zum Voraus zu weiden. Denn nachdem es den todtgeängsteten Mann herochen hatte, fing es an ganz gemächlich sein Gesicht zu belecken.

Bei dieser Operation fuhr der Kommissär zurück und suchte sein Gesicht dem Bereich der Zunge zu entziehen. Das Thier aber, was es nun für eines sein mochte, gab durch Brummen zu verstehen, daß es nicht Willens sei sich stören zu lassen. So blieb dem armen Mann nichts anders übrig, als ganz unbeweglich und vor Schrecken erstarrt das Aeußerste zu erwarten.

Pötzlich überraschte ihn ein furchtbares Gebrüll ganz in der Nähe. Auf dieses hin wich das Thier von ihm. Es folgte ein Angriff, ein kurzer aber furchtbarer Kampf. Bald hörte man zwischen dem Brüllen und Brummen nur noch ein schwaches Wimmern; darauf folgte das Krachen von Rippen, das Zerreißen von Fleisch und Sehnen und endlich ein langsames Rauen und Schmatzen, das ein rechtes Behagen von Seite des fressenden Thieres anzudeuten schien. Dieß währte bei einer Viertelstunde, und nach beendigter Mahlzeit zog sich der unsichtbare Sieger zurück und ließ den Kommissär in der Dunkelheit allein.

Seine erste Sorge war nun, wo möglich sein Pferd wieder aufzufinden. Dieses war aber so gewaltig verschreckt worden, daß es trotz seiner Beschädigung sich weithin mußte entfernt haben. Der Gedanke, es in der Nacht wieder zu bekommen, mußte aufgegeben werden, und es war nichts anders zu machen, als ruhig den Morgen zu erwarten. Irgend eine Schlächterei war jedenfalls vorgefallen. Vor demjenigen Thiere, welches seinen Appetit befriedigt hatte, mochte der Kommissär nun sicher

sein; aber andere Thiere schwärmten in der Nähe herum. Bald glaubte er das Geheul der Hyänen, bald das Gebrüll eines Löwen zu hören. Endlich brach der Tag an. Rings um ihn her war das Gras zerstampft, wie von einem tödtlichen Kampf; Beine und Blutspuren waren häufig zu sehen, auch Stücke von einer schwarzen und weißen Haut, welche er endlich als die eines Neufundländer Hundes erkannte.

Sein Pferd entdeckte der Kommissär zehn Minuten von seinem Ruheplatz, an einem Hügel grasend. Ein schwacher Rauch, den er in der Ferne aufsteigen sah, ließ auf ein in jener Richtung gelegenes Gehöfte schließen. Dorthin eilte er mit seinem Pferde und erzählte den Bewohnern sein Erlebniß. Diese bemerkten sofort, daß sie ihren großen Hund vermißten, den sie jeden Abend loszulassen pflegten. Daraus ward nun klar, daß es der Hund gewesen sei, der den Reisenden geleckt und ihn durch seine Dazwischenkunft von den Klauen des nachschleichenden Löwen wunderbar errettet hatte.



XIX.

Graf Binzendorf im Sturme.

(1743.)

Von NeuYork fuhr Graf Binzendorf
Zurück nach Engelland,
Den Frieden Gottes auf der Stirn,
Er kühn am Mast stand;
Ist's auch die Zeit der Stürme,
Wie sich die Woge thürme,
Er steht in Jesu Hand.

Und kundig ist sein Kapitän
Des Weges trefflich gar,
Der weitgereiste Garrison,
Mit Augen gleich dem Mar,
In denen stund nicht minder
Die Freud' der Gotteskinder
Geschrieben wunderbar.

Wohl hat des Seemanns kühner Lust
Seit Jahren er entsagt,

Seitdem's in seinem Herzen lichte
Durch Gottes Gnade getagt;

Doch auf die Bitt' des Grafen:

„Denk du das Schiff zum Hafen!“

Gleich folgt er unverzagt.

Und als am Horizonte bald

Amerika versank,

Da denkt der Graf der Wunder all

Des Herrn mit Lob und Dank,

Die auf den schönen Auen

Bergönnt ihm war'n zu schauen

Und in den Wäldern schlank.

Da denkt der Indianer er

Am Susquehanna fern,

Wie ihnen auch in hellem Glanz

Aufging der Morgenstern,

Wie auch der Wilden Zungen

Im Ahornwald gesungen

Das Lob des treuen Herrn.

Da denkt er der Brüder froh,

Zerstreut im weiten Land,

Die für den Einen all' erglühn

Im selben Liebesbrand,

Die sich auf Jesu Wunden

In Ewigkeit verbunden

Mit heilig süßem Band.

Und mit dem ganzen Schiffe singt
 Er seines Heilands Preis,
 Benigna's, seiner Tochter Stimm'
 Klingt durch — so heller Weis';
 Weit schallt es auf dem Meere,
 Laut zu des Lammes Ehre
 Und fern verzittert's leif'.

O sel'ge Fahrt, wo All' dem Herrn
 Die Herzen gaben hin:
 In Noth und Tod bleibt wohlgemuth
 Der gläub'ge Kindesinn;
 Läßt kommen, was mag kommen,
 Es muß uns Alles frommen
 Und Alles ist Gewinn!

So ging ein Monat schnell vorbei,
 Noch fuhr'n sie auf dem Meer,
 Schon winket Englands Kreidenfels
 Dem Schiff von ferne her,
 Da stürmt's aus Süden grimmig,
 Ein Donner tausendstimmig
 Die Herzen ängstet sehr.

Weh! Scillys Klippen bald mag nah
 Ein scharfes Aug' erspä'h'n,
 Und toller, immer toller wird,
 Hilf Gott! des Sturmes Wehn!
 Im Herzen All' erbeben
 Und zittern für ihr Leben,
 Ja selbst der Kapitän.

Doch auf dem Decke, sieh, der Graf
So ruhig wunderbar!

Sein Auge blüht so glaubenskühn,
Im Sturme fliegt sein Haar;

„Daß Keiner fortan klage
Und Keiner mir verzage!“

So ruft er freudig klar.

„Denn in zwei Stunden ist vorbei
Fürwahr des Sturmes Macht,
Und Keinem wird ein Leid gesch'eh'n,
Der Heiland ob uns wacht!“

Kleingläubig hören's Alle,
Derweil mit Donnerschalle
Des Schiffes Wand erkracht.

Und bald zum Sterben Alle schon
In Jesu sind bereit,

Befehlen sich mit Leib und Seel

Dem Herrn voll Freudigkeit;

Weh! gleich sind in die Klippen

Gezwängt des Schiffes Rippen,

Der sich're Tod nicht weit!

Da, plötzlich springet nach Südwest

Von Süden um der Wind,

Den Klippen ferne fliegt das Schiff,

Gerettet, pfeilgeschwind;

Hinknieen All' zur Stelle

Vor Ihm, dem Wind und Welle

Noch stets gehorsam sind.

Erstaunet aber Garrison
 Den Grafen frägt zur Stund:
 „Wie kam es, daß Euch so genau
 Des Sturmes End' ward kund?
 Daß Ihr es mochtet wagen
 Zu hemmen unser Klagen
 Wie mit Prophetenmund?“

Und mild erwiedert Zinzendorf:
 „Mit meinem Heiland steh'
 Schon lange Jahr' ich herzvertraut
 In Wonne wie in Weh;
 Derweil ich sein Erbarmen
 Anrief, sagt er's mir Armen,
 Der Sturm vorübergeh'.“

Drei Tage drauf, da ließen sie
 Bei Dover glücklich ein;
 Wie leuchtet in des Grafen Aug'
 Des Dankes heller Schein!
 Still seufzt er, als vom Rande
 Des Schiffs er steigt zu Lande:
 „Bleib, Heiland, ferner mein!“

F. D.



XX.

Gegenseitige Lebensrettung.

Wenige Tage vor Weihnacht 1840 hatte ein russischer Geistlicher in einiger Entfernung von seinem Pfarrdorf seine Angelegenheiten besorgt, sehr wahrscheinlich Geldgeschäfte. Der Abend nahte heran; es war so bitter kalt, daß es für Jedermann fast bedenklich war, um diese Zeit noch auf der Straße zu sein. Indessen hüllte er sich bestmöglichst in seinen warmen Pelzmantel und befahl seinem Kutscher, tapfer zuzufahren. Wirklich glitt sein Schlitten pfeilschnell über den hartgefrorenen Schnee.

Unterwegs wurde der Geistliche in der Dämmerung Etwas gewahr, das schräg auf der Landstraße lag. Er ließ anhalten und fand, daß es ein Soldat war, der augenscheinlich von der Kälte übernommen, niedergefallen war, und allem Anschein nach nicht mehr lebte. Der wohlmeinende Pope wollte ihn aber nicht so auf der Straße liegen lassen, sondern hob ihn in seinen Schlitten, sammt dem Gewehr, welches neben ihm lag, und fuhr so schnell er konnte bis zum nächsten Wirthshaus, welches er in einer halben Stunde erreichte. Obgleich er sehr gern bald nach Hause gekommen wäre, so wollte er doch die Wiederbelebungsversuche nicht dem unwissenden Volk überlassen, sondern

wandte eine Stunde lang alles Mögliche an. Er hatte auch endlich die Freude, zu sehen, daß der Soldat die Augen wieder aufschlug und daß Leben und Beweglichkeit in seine erstarrten Glieder zurückkehrte. Erst als er sich davon überzeugt hatte, daß der Verunglückte gerettet sei, setzte er seinen Weg fort. Er vollendete aber sein Samariterwerk dadurch, daß er die Leute in der Schenke für ihre Dienste belohnte, und dafür sorgte, daß der arme Kriegermann vermittelst einer kräftigen Mahlzeit wieder durch und durch erwärmt und gestärkt wurde.

Dieser aber, als er sich so vollkommen hergestellt fühlte, war nun auch nicht mehr aufzuhalten. Er sagte, er habe wichtige Rapporte bei sich, die er baldmöglichst an seine Behörde abliefern müsse, und somit bestand er darauf, trotz der Nacht und Kälte, seinen Weg wieder fortzusetzen.

Es währte nicht gar lange, so kam er durch das Dorf, in welchem sein Wohlthäter wohnte; und ob es gleich schon sehr spät war, konnte er sich doch nicht enthalten, bei dem Pfarrhof vorbeizugehen und zu sehen, ob der Geistliche etwa noch Licht habe, damit er ihm wo möglich für seine Errettung gehörig danken könnte.

Als er sich dem Hause näherte, bemerkte er nicht nur, daß die Lichter noch nicht gelöscht seien, sondern er hörte auch laute Stimmen und konnte wahrnehmen, daß eine große Verwirrung im Hause herrsche. Er eilte zur Thüre, fand sie aber verriegelt. Ohne nun mit Anklopfen Zeit zu verlieren, rannte er zum nächsten Fenster und sah durch dasselbe, daß der Geistliche von vier bewaffneten Räubern umgeben sei. Sie hatten ihm gerade Hände und Füße gebunden und drohten, ihn zu ermorden, wenn er ihnen nicht angebe, wo sein Geld verwahrt sei. Alsobald schlug der Soldat das Fenster ein, zielte auf einen der Räuber und schoß ihn auf der Stelle todt. Die Andern fielen nun über den Soldaten her; er machte aber den einen durch sein Bajonett

wehrlos, und die andern zwei, von panischem Schrecken überfallen, machten sich nun auf die Flucht.

Man denke sich das Erstaunen des Popen, der sich so plötzlich von der schrecklichsten Gefahr befreit sah. Und doppelt groß war seine Verwunderung und Dankbarkeit, als er gewahr wurde, daß sein Erretter und Befreier gerade derjenige war, dem er selbst wenige Stunden vorher das Leben gerettet hatte.



XXI.

Besuch auf der Insel Kuba

im Jahre 1851.

Auszüge aus Tagebüchern.

1. Reise von Newyork nach Havannah.

Eine recht schöne und angenehme Reise haben wir gemacht; sie war vom herrlichsten Wetter begünstigt. Es befanden sich auf dem Dampfschiff ungefähr 250 Passagiere, die meisten im Begriff nach Chagres und Kalifornien zu reisen.

Es war etwas außerordentlich Interessantes, die schnelle Abwechslung in der Temperatur zu beobachten, wie sie stattfinden mußte bei einer Reise in gerader Linie von Norden nach Süden, vom 41. bis 23. Grad nördlicher Breite.

Schweizergabe.

10

Wir verließen Newyork an einem eisigen, feuchten, kalten Wintertag, auf einem Schiffe, das nur für südliche Wärme eingerichtet war, und gegen die Beschwerden einer winterlichen Nordluft wenig Schutz und Hülfe bot. Mit Zudringlichkeit beutete man daher die wenigen warmen Winkel des Schiffes aus, und kauerte in der Nähe der Maschinerie zusammen, um ein wenig belebende Wärme zu schnappen.

Doch, so ungastlich wir uns auch die erste Nacht fühlen mochten, schon am andern Morgen strahlte uns eine weniger winterliche Sonne entgegen. Es war Sonntag Morgen, und wir waren auf der Höhe von Baltimore angelangt. Den Tag über fuhren wir der Küste Virginiens entlang, jedoch außer Sicht. Obschon auf dieser Höhe Schnee schon anfängt eine Seltenheit zu sein, blickten wir doch mit Sehnsucht vorwärts nach der südlichen Zone.

In der zweiten Nacht wurden wir oft aus dem Schlafe geweckt durch das dumpfe Geräusch, welches die Sondirung des Wassers verursachte, das in dieser Gegend sehr leicht ist. Mit dem Anbruch des Tages war alle Kälte gewichen; der Winter war ein vergangener Traum. Ein lachender Frühlingmorgen zeigte uns den Himmel tiefblau, von keinem Wolkenstreifen getrübt. Die See lag faltenlos wie eine Karte vor uns, und das Schiff fuhr leicht dahin, wie ein Griffel, der seinen Weg auf einer Tafel bezeichnet. Die Ueberröcke waren bald abgelegt und die Doppelfohlen verschwanden. Auf dem Verdeck wurde ein Zelt ausgespannt. Unter diesem saß man den Tag über, las und schwatzte. Einige spielten Schach, andere staunten müßig in die Welt hinein und diese waren die Mehrzahl.

Wahrhaft herrlich war der Abend, als wir nach fünf Uhr, vom Essen aufstehend, auf's Verdeck kamen und da gemüthlich zuschauten, wie die leuchtende Kugel hinter der Wasserfläche versank, wie der Himmel allmählig mit zahllosen Tinten sich farbte,

und die Abendwölkchen so herrlich glühten. Bald steuerten wir unter einem Sternenhimmel, den man mehr in Romanzen als in der Wirklichkeit zu finden gewohnt ist.

Diese und die folgende Nacht, da wir in der Parallele der Staaten Südkarolina und Georgien fuhren, waren gleich schön. Der südliche Himmel war tiefblau, das Meer smaragdgrün und der Vollmond ging auf in einem Glanze, den man bei uns nicht kennt. Eine sanfte Brise säufelte über das Deck und das Meer lag so ruhig und friedlich da. Die schönen Abendstunden entschädigten uns reichlich für des Tages Schweiß und Hitze. Und wenn man auch die Nacht über von Dunst und Wärme zu leiden hat, so öffnet des Morgens früh ein Matrose die kleine Luke, ehe man recht wach wird, und die Seelust fächelt sanft über die Ruhenden hin.

Am dritten Tage berührten wir die Häfen von Charlestown und Savannah, um die Post und einige Passagiere abzugeben. Zwei volle Tage fuhren wir an der niedern und eintönigen Küste von Florida hinunter, die wir selten aus dem Auge verloren, indem weiter vom Land weg Alles voll Riffe, Sandbänke und Untiefen ist, die mit den Bahamainseln endigen. Nur niederes, marschiges Gesträuch war auf diesem endlosen Landstriche zu erblicken. Busch reihte sich an Busch, Steppe an Steppe; selten nur war diese trostlose Scene durch Spuren von Kultur unterbrochen. An einigen gefährlichen Stellen erblickte man einzelne, wie verlassen dastehende Leuchthürme.

Bei ruhiger See erscheinen die Seekälber in dieser Gegend oft plötzlich zu hunderten. In kurzen Zwischenräumen sind sie genöthigt, an die Oberfläche des Wassers zu kommen, um zu athmen. Ist die See bewegt, so schwimmen sie durch die Wellen hindurch, während sie den hohlen Raum, den diese hinter sich lassen, durchschweben, um mit dem ganzen, bedeutenden Gewicht ihres Körpers in die nächste Welle hinein zu platschen.

Die See hatte, seit Florida erreicht worden war, ihren ruhigen Charakter verloren und das Poetische der Fahrt fing an durch die Seekrankheit und ihre Folgen getrübt zu werden. Die Bewegung rührte jedoch nicht sowohl vom starken Winde, als von dem Einfluß des Golfstroms her, dessen Wirkungen sich bis nach Island und Spitzbergen erstrecken. Endlich nach vollen fünf Tagen ließen wir die Staaten hinter uns und fuhren durch den Strom selbst, der sich zwischen dem Kontinent und Westindien hinzieht. Die Strömung ist so stark, daß man sie wie bei einem Binnensfluß beobachten kann.

Wir kamen durch die tropische Linie. Aus dem Frühjahr war Sommer geworden; die Hitze in den Schlafzellen war beinahe unerträglich. Frische Luft mußte hinuntergepumpt werden. Strohhüte und weiße leinene Sommerkleider, Glanzschuhe und Parasols gaben dem Schiffsdeck ein buntes, munteres Aussehen. Wieder legte sich der Wind, und über den glatten Wasserspiegel stiegen bald die Höhen von Matanzas und Cardenas hervor. Bergreihen kamen uns zu Gesicht, lustige und gesunde Höhen, grüne, liebliche Wälder. Es war ein fruchtbarer, reicher Boden, mit üppiger Vegetation, an dem sich das Meer abspülte. Fliegende Fische umschwärmten uns wie Zeisige; Schmetterlinge und Moskitos summten um uns herum. Polypen in allen Farben des Regenbogens flutheten auf dem Wasser. Die sanfte Landluft brachte uns den Wohlgeruch von Tausenden von Blüthen. Die Insel Kuba lag wie ein Garten vor uns. Alle kleinen Nebel einer Seereise wurden über diesem Anblick vergessen.

Man müßte aus einem Feenland von Tausend und einer Nacht kommen, um von Kuba nicht entzückt zu werden. Die Insel stellte sich uns längst in ihrer ganzen Fronte dar, ehe sich die Einfahrt in den Hafen zeigte. Endlich nach langem Warten erblickten wir die Zitabelle Castel Moro, von starken Forts auf den Anhöhen der Stadt umgeben. Zwischen und

unter den Kanonen derselben liegt die schmale Einfahrt in die Bucht. Die überall aufgezugene roth, gelb und rothe spanische Flagge hat etwas sehr Herrschaftliches und Ritterliches, ist aber doch lange nicht so hübsch, wie die Streifen und Sterne der amerikanischen Union.

Wir fuhren bei der Stadt Havannah vorbei und steuerten dem Innern des Hafens zu. Bald bekamen wir die spanische Verwaltung in allerhand kleinen Plackereien handgreiflich zu fühlen. Unser Gepäck mußten wir bis den nächsten Tag an Bord lassen. Um an's Land gehen zu dürfen, muß man für 2 Piafter einen Erlaubnißschein lösen. Der Paß wird auch zurückbehalten. Den andern Morgen muß man auf's Zollhaus, um sich gehörig auszuweisen. Dann muß man einen Bürger von hier mitbringen, der für Einen gut steht. In der Regel übernimmt der Wirth für $1\frac{1}{2}$ Piafter die Bürgschaft. Hierauf wird man angewiesen, auf's Schiff hinüber zu fahren und sein Gepäck selbst abzuholen. Dieß muß dann erst noch auf dem Zollhaus durchsucht werden. Um an einem beliebigen Ort auf's Land zu gehen, bedarf es wieder eines Permit vom Gouverneur selbst, der nur für 14 Tage gültig ist, und $1\frac{1}{2}$ Piafter kostet. Dieses ist alles offenbar nur Geldmacherei. Aber die Gouverneurs und hohen Offiziere sind die Prokonsuln, die sich aus der Provinz bereichern, so gut es geht.

2. Die Stadt Havannah.

Die Stadt Havannah hat kein europäisches Aussehen. Wer den Orient nicht bereist hat, kann keinen Begriff davon haben. Die Dächer sind entweder mit lauter Hohlziegelu bedeckt, oder ganz flach. Die Häuser haben meistens nur ein, höchstens zwei Stockwerke; selbst der Pallast des Gouverneurs hat nicht mehr. Alles ist grell angestrichen. Eine besondere Vorliebe scheinen

die Havannefer für das Berlinerblau zu haben, welches aber einen eigenen Eindruck auf uns machte.

Die geraden, rechtwinkligen Straßen sind öde und leblos. Kaum ein Paar Dugend Menschen waren zu sehen, als wir hineinfuhren. Nirgends sah man die lustigen Quais anderer Seestädte, noch das bunte Menschengetümmel. Hätte nicht die Natur gelebt und gelacht, man hätte glauben können, man fahre einer Stadt von Mausoleen zu, wo jede Cypresse und jede Palme ein Grab überschattet. Denn die meisten Gebäude bilden ein Viereck für sich und haben gegen das Wasser oft nur kahle Mauern. Im Innern ist dann ein Hof, um welchen herum Korridors ansteigen, mit mächtigen steinernen Säulen. Diese Bauart ist hier üblich wegen der Dufane, die bisweilen in den Sommermonaten wüthen, und welchen ein hohes und dem Winde von außen her so zugängliches Haus nicht widerstehen könnte.

Die Straßen sind beinahe alle ungepflastert. In der innern befestigten Stadt sind sie nur 12, höchstens 15 Fuß breit; die Trottoirs haben nur $1\frac{1}{2}$ Fuß. Diese Bauart wird mit Hinsicht auf die große Hitze angewendet, damit die Häuser sich gegenseitig beschatten.

Jedes Haus hat nach innen Korridors, von denen die Zimmer durch große rothe Vorhänge abgesondert sind. Diese dienen statt der Thüren, um mehr Luft zuzulassen. Die Wohnzimmer sind immer im untern Stock, und es reichen die Kreuzstöcke wie die Thüren bis auf das Trottoir herab. Ein starkes eisernes Gitter schlingt sich rund um die Fensteröffnung und bildet so eine Art von Erker, in welchem eine Person bequem stehen und der Straße entlang sich umsehen kann. Unmittelbar hinter diesen Gittern sitzt oft die Familie in Armstühlen, die Frauenzimmer zunächst bei der Oeffnung. Kein junger Mann darf anders als in Gegenwart von Vater oder Mutter mit einem jungen Frauenzimmer sprechen. Dagegen steht es Jedem

frei, durch das Gitter von der Straße aus Konversation zu führen, so lange es ihm gefällt.

In jedem Hause findet sich ein halbes Duzend schwarzer Sklaven, in vornehmen Häusern ein ganzes Duzend. Die Bevölkerung ist im Ganzen sehr reich. Unter den Zimmerthüren stehen immer weibliche und unter dem Portal männliche Schwarze, zu jeder Bedienung bereit.

Nach Tische setzt sich die Familie auf den Balkon, der sich um das ganze Haus herum zieht. Die Herren unterhalten sich und rauchen Cigarren; die Damen sehen nach der Straße hinunter, mit der brennenden Cigarette im Munde. Abends und Morgens steigt man auf die flachen Dächer, um kühle Luft zu schnappen.

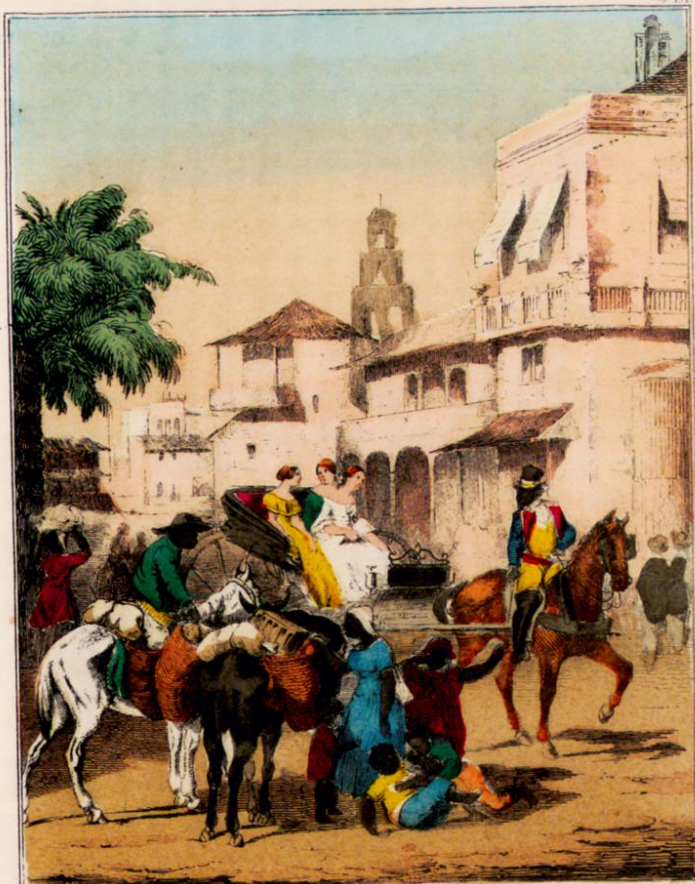
Die Frauenzimmer gehen nie allein aus, und nie, unter keinen Umständen zu Fuß. Hierin bildet Havannah einen starken Gegensatz gegen Newyork, wo jedes einzelne, noch so achtungswerthe Frauenzimmer zu jeder Tageszeit allein den Broadway auf- und abspazieren mag. Gehen die Damen hier nur über die Straße, oder fahren sie aus, so werfen sie einen Schleier über sich, der sich aber sehr gut ausnimmt und durch den das Feuer ihrer schwarzen Augen dennoch zu bringen vermag. Wenn sie etwas einzukaufen haben, so fahren sie vor den Läden; der Händler kommt heraus und bringt ihnen das Verlangte zur Auswahl.

Zum Ausfahren bedient man sich fast ausschließlich eleganter offener Kabriolets, die man Volanten nennt. Sie haben zwei unproportionirt große Räder und keinen Vock. Der Kutscher, ein Schwarzer, sitzt auf dem Pferd und hat ungeheure Spornstiefeln an, deren vorderer Rand wenigstens einen halben Schuh über das Knie hervorragt. Herrschaftliche Kutscher tragen eine Art Vivree, eine blaue, reich mit Silber gestickte Jacke und weiße Hosen. Diese Chaisen sehen nett aus, sind aber sehr un-

beholfen und können in den engen Straßen nur mit Mühe umkehren. Die Pferde sind von der kleinen spanischen Rasse, Paßgänger, meist unansehnlich und häßlich. Die Mähnen sind gewöhnlich ganz kurz abgeschnitten, kaum länger als Schweinsborsten. Der Schwanz ist in einen Zopf geflochten und über den Rücken hinaufgebunden. Jeden Nachmittag sieht man diese leichten Fahrzeuge buzenweise den Thoren zufahren und auch auf der öffentlichen Promenade lassen sich die Damen in ihrem reichen Kostüm bewundern.

Mitten in der alten Stadt, vor dem Pallast des Gouverneurs, ist die Plaza de Armas. Dieser Platz ist an Lieblichkeit beinahe unübertroffen; er ist ein öffentliches Square, mit allen Kleinodien der Tropenvegetation, worunter vier prachtvolle Palmen. Es befindet sich zwischen denselben, in der Mitte des Platzes, eine Bildsäule von König Ferdinand. Alle Abende von 8 bis 9 Uhr ist hier Militairmusik, und es sind immer eine Menge Zuschauer und Zuhörer da; die Herren spazieren auf und ab; die Damen, in weißen, leichten Kleidern, bunten Shawls, ohne Hüte, welche die große Hitze zu tragen nicht gestattet, mit ihren Schleiern und Sonnenschirmen, sitzen in den Volanten rings umher.

Nähe dabei ist die berühmte Konditorei la Domenica, wo den Tag hindurch unzählige Tassen Kaffee, Liqueurs und besonders Glaces verbraucht werden. Auch alle Arten von Früchten, Sorbets, Mandelmilch und Crêmen nach Belieben sind in den hiesigen Kaffeehäusern zu haben. Das Lokal in dem erstgedachten Kaffee ist besonders schön, beinahe nach allen Seiten offen und also sehr lustig. Mitten im Hof sprudelt ein Springbrunnen. Das Erdgeschoß ist mit Marmorplatten ausgelegt. Eine herrliche kühlende Abendluft zieht durch die weiten Räume. Am Eingang des Hauses tanzt oder singt eine Bajadere, während ein älterer, düsterer Spanier dazu eine Art von Zither schlägt.



Die Stadt Hawannah auf der Insel Kuba.

Hin und wieder reitet ein Schwarzer auf einem Maulthier im Trabe vorüber, mit zwei ungeheuern Lastkörben voll Bananen, Orangen und Ananas, während andere schwarze Gestalten der Musik des Spaniers zulauschen.

In diesem und andern Kaffehäusern kommen die Fremden gewöhnlich nach Tische und Abends um 9 Uhr nach der Abendpromenade zusammen.

Was man aber in allen hiesigen Kaffehäusern vermißt, sind die Journale. Kein einziges findet man hier. Freilich erhält man auch nur zwei- oder dreimal in einem Monat Nachrichten aus Europa oder den Vereinigten Staaten.

Des Nachts herrscht hier eine vollkommene Ruhe, wie man sie nur unter den Tropen findet, wo das Bedürfniß die ganze Natur so majestätisch in den Schlaf versenkt. Man mag wohl durch den Flügelschlag eines Adlers gestört werden, von denen einige hie und da über den Dächern schweben; sie sind aber harmlos und greifen nie die Menschen an. Die Nächte sind der eigentliche Schatz dieses Klimas. Jede Nacht ist eine Sternennacht. Wenn auch die Tage unwölkt sind, so bringt der Abendwind immer ein reines Firmament hervor. Nichts ist angenehmer, als beim Mondlicht zu spazieren. Die Sterne glänzen hier nicht, sondern sie glühen auf dem schönsten blauen Grunde. Tausende von leuchtenden Insekten flattern und summen im Grase, während eine leise, kühle Seeluft die Glieder labt.

Die Hitze, welche wir zuletzt auf der See gehabt hatten, und welche uns oft beinahe unerträglich war, wurde bald nach unsrer Ankunft durch Regen und Nordwind gemildert, so daß man nun Kleider von Tuch wohl ertragen konnte. Es währte aber nicht lange, so kehrte wieder eine solche Wärme zurück, daß man sich nach England zurücksehnen mußte, um sich in einem der dortigen Nebelschauer wieder einmal über und über abkühlen zu können.

Die Betten sind hier erbärmlich. Ueber ein hölzernes Gestell, das man meist zusammenlegen kann, nach Art unsrer Feldbetten, ist ein einfaches Packtuch gespannt. Dann folgen die Leintücher und eine Decke, nach Bedürfniß wie eine Kasernendecke, oder dünn wie ein Fließpapier. Oben liegt ein zusammengeinähtes Bünd Stroh, mit Kopshaar umwickelt und einem Ueberzug, — das soll ein Kopfkissen heißen. Und auf diesem Bett muß ein civilisirter Mensch schlafen! Das gab schlechte Nächte. Die Fenster des Schlafzimmers hatten wir immer offen und nur die Balousien waren halb geblendet. Um das Bett herum sind die gazenen Mosquitovorhänge, die überall anschließen. Dennoch schützen sie nicht ganz vor den ungebeten Gästen und wir wurden bisweilen tüchtig gezeichnet.

Wenn das Wetter unfreundlich und regnerisch ist, so kann man sich hier bald erschrecklich langweilen. Die nächsten Umgebungen der Stadt sind ohnedieß kahl und uninteressant. Unter solchen Verhältnissen fühlt man in Havannah leicht Heimweh nach Europa und der civilisirten Welt.

Um sich in den hiesigen Verhältnissen gemüthlich zu finden, sollte man der spanischen Sprache mächtig sein. Diese klingt wunderschön. Wenn man ausschließlich mit Fremden umgeht, so kommt man freilich nicht in den Fall, sich derselben im Gespräch bedienen zu müssen, und die Kenntniß einzelner Ausdrücke genügt, um sich in Läden, Kaffehäusern &c. verständlich machen zu können. Aber um das Land und seine Sitten recht kennen zu lernen, sollte man auch bei einer einheimischen Familie eingeführt sein. Dieß ist aber nicht so leicht, da man hier sehr abgegrenzt lebt und der Verkehr, außer mit Spanien, nicht häufig ist. Selbst in Newyork konnten wir eine solche Empfehlung nicht bekommen.

Die Gesellschaft im Gasthof bestand meist aus Amerikanern, die theils für ihre Gesundheit, theils in Geschäften oder für ihr

Vergnügen hieher gekommen sind. Es waren meist offene, gesprächige Leute, mit viel Mutterwitz und gesundem Menschenverstand. Unter den Deutschen machten wir auch manche Bekanntschaft. Man findet hier Gastfreundschaft in hohem Maße, wohl mehr als irgendwo in Europa; daneben aber eine laze Moral, ein vergnügungsfüchtiges Leben in den Tag hinein, wie es sich vielleicht sonst nirgends in dem Grade findet. Eine sehr angenehme Bekanntschaft machten wir mit einem Schweizer, der schon früher hier gewesen war, sich dann mit einem schönen Vermögen in sein Vaterland zurückgezogen und dort verheirathet hatte und gemüthlich auf dem Lande lebte, bis er durch die Spekulationen eines Bruders, dem er seine Interessen anvertraut hatte, sein ganzes Vermögen wieder verlor. Nun kam er vor zwei Jahren wieder hieher und errichtete mit vieler Mühe ein neues Geschäft von Bijouteriewaaren und Pariser Artikeln. Wir fanden bei diesem Landsmann einen so herzlichen und offenen Empfang, wie ihn wohl selten dieser bloße Verührungspunkt verschafft.

3. Ausflüge in die Umgegend.

Wir haben diese Woche einen Ausflug in's Innere gemacht, vorher aber unsern ganzen Kram wieder eingepackt, um nicht während unsers Landaufenthalts für jedes Zimmer drei Piafter täglich fortbezahlen zu müssen. Die ersten Stunden konnten wir die Eisenbahn benutzen. Es ist eine einfache Reihe von Schienen, die quer durch die Vorstädte von Havannah und dann mitten durch Felder, über Wege, Bäche u. s. w. führt, ohne auch nur durch das geringste Geländer oder einen Graben abgesondert zu sein. Die Zwischenstationen sind einfache hölzerne Baracken, auf vier Pfählen stehend, von der Größe und Einrichtung der Huthäuschen in unsern Schweizerthälern. Mehr

als einmal im Tag fährt natürlich der Zug nicht. Ungefähr um die Zeit wenn er vorbeigehen soll, kommt der Angestellte, um das Nöthige zu besorgen; dann geht er wieder seinen Geschäften nach und kümmert sich weiter nicht um die Geschichte. Der Zug selbst beeilt sich auch nicht, sondern macht gemüthlich seine 10 bis 12 engl. Meilen in einer Stunde; und wenn der Führer müde ist, so hält er in einem beliebigen Neste eine halbe Stunde oder länger an, ohne daß der Passagier irgendwie erfahren kann, warum oder wozu. Die Wagen sind nach dem amerikanischen System: Zwei Reihen Bänke, jede Bank für zwei Personen, mit einem Gang in der Mitte und Thüren von einem Wagen zum andern, so daß man, wenn anders das Rütteln des Zuges es erlaubt, von einem Ende desselben bis zum andern gehen kann.

Die Bahn führt durch eine sehr uninteressante Gaiße, wo schönes, fettes Vieh weidet. Hie und da sieht man Felder von Mais, dessen Blätter (Maloja) als Futter für die Pferde dienen. Dann folgen Zuckerrohrfelder, Orangenwäldchen, Cyressen, Alleen von Palmen, sowohl die einfachen Palmen als die noch mächtigeren Kokosnußpalmen, majestätisches Bambusrohr von allen Arten, durcheinander verwachsen und verflochten. Die schönsten Dahlien und Cactus werden zu Hecken, zum Theil um Ananaspflanzungen, verwendet, von deren Undurchdringlichkeit wir uns durch die Erfahrung überzeugt haben. Die Fluren sind hie und da mit Rosen und andern hundertmal schönern Blumen bedeckt, die man bei uns nicht einmal dem Namen nach kennt. Es ist eine Fruchtbarkeit im hiesigen Boden, von der man sich keinen Begriff machen kann. Nichts kann hier der Natur Fesseln anlegen. Tausend nordische Gewächshäuser enthalten nicht so vielen tropischen Schmuck, als wir hier in wenigen Minuten gesehen haben. Selbst aus den Mauern der Gebäude sprossen Pflanzen; aus den Felsen schießen Palmen und Bananen-

bäume hervor. Alles blüht des Jahres zweimal, viele Dinge selbst viermal. Tausende der wunderlichsten Pflanzen, der parfümirtesten Blüthen, der leckersten Früchte wachsen wie Kraut und Rüben durch einander. Der Mensch mag sich den Tag über in den Schatten legen; wenn er hungrig ist, so braucht er sich nur die Mühe zu geben, den Mund zu öffnen, so ist für ihn gesorgt. Hingegen finden sich auch überall Spuren von Orkanen, die fast alljährlich da oder dort die Antillen heimsuchen. Eine Menge Gebäude liegen niedergestreckt oder sind halb verfallen. Die Kirchen haben nur ganz kleine Thürmchen, die beinahe fortwährend ausgebessert werden müssen.

Bei allen Stationen von Bedeutung stehen immer eine Anzahl Volanten und Reitpferde bereit, um die Reisenden in die benachbarten Gegenden zu transportiren. Wir hatten, als wir ausstiegen, noch einen Ritt von $2\frac{1}{2}$ Stunden zu machen. Die Pferde sind unansehnlich und selbst häßlich, aber ausdauernd, wie die Araber. Die Hufe sind nicht geschuht, die Wege aber auch nicht gepflastert. Man geht mit diesen Pferden im Galopp Berg auf und ab, über Steine und Felsen und durch tiefe Bäche, ohne daß je eines einen Fehltritt thut. Sie gehen zwar auch Trab, meistens aber den eigenthümlichen Paß, mit dem man sehr schnell vorwärts kommt und doch nicht so aufgeschüttelt wird, so daß Einen auch ein längerer Ritt nicht ermüdet.

Unser Weg führte uns auf einer sehr holperichten Straße über eine rothe, lockere Erde, deren Staub Einem durch jede Pore bringt, zu der Zuckerpflanzung des Hrn. Souchaty. Er ist ein Holsteiner, der schon etwa zehn Jahre in Kuba angefahren ist. Mit dem schönen Vermögen, welches er sich erworben hat, übt er eine ganz grandiose Gastfreundschaft aus. Besonders beherbergt er viele Personen zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag. Der letztere Tag ist der Festtag der Neger, an dem sie sich sehr lustig machen. Es war oft eine solche Menge von Fremden

anwesend, daß man gar nicht begreifen konnte, wie alle Platz fanden. Wir waren manchmal am Tisch bis 25 Personen, den kleinen Tisch mit etwa zehn Kindern nicht inbegriffen.

Der Hauswirth bewillkommt seine Gäste und stellt sein Haus zu ihrer Verfügung. *Mi casa esta à su disposicion*, ist eine Phrase, die man hier jeden Augenblick hört, die man aber nicht überall so buchstäblich verstehen darf wie hier. Dann kümmert sich der Herr weiter nicht um seine Gäste. Er läßt sie sich selbst belustigen und ihre Zeit zubringen, wie sie gerne wollen. Es herrscht ein sehr ungezwungener und fröhlicher Ton. Die Gesellschaft bestand meist aus Deutschen.

Früh Morgens ging man spazieren. Um 9 oder halb 10 Uhr nahm man ein reichliches Frühstück ein. Wenn es nicht zu warm war, ging man wieder aus oder faullenzte, oder man schoß in die Scheibe, oder man machte einen Ritt. Wir hatten nämlich für die Zeit unsers dortigen Aufenthalts Pferde gemiethet. Dann zog man sich zum Essen an, das um 5 Uhr stattfand. Für den Gaumen war da reichlich gesorgt. Es wurde unter Andern eine Frucht aufgetragen, deren Inneres man für einen Pudding hätte halten mögen. Eine andere Frucht ist ganz genau wie der beste Bienenhonig; andere schmecken wie die feinsten eingemachten Früchte. Nach Tische schwakte man und zog wieder etwas umher. Wenn es finster war, kam man gewöhnlich in der Halle zusammen, wo die Klänge eines sehr verstimmt und abgespielten Klaviers bisweilen die Füße in Bewegung setzten, nach einem einförmigen spanischen Takte, der mir bald im Schlafe nachlief.

Unsre Ritte gingen auch in das benachbarte Städtchen Antemisa. Man erwartete dort den Besuch des Generalkapitän Concha und hatte ihm zu Ehren einen viereckigen, hölzernen, mit Papier überklebten Triumphbogen errichtet, mit passenden Inschriften, z. B. *Evviva Isabel II, Espanna y Cuba pou*

siempre unidas. In der Mitte schwebte eine Papierlaterne, die bei dem festlichen Anlaß sollte angezündet werden. Schon damals hingen aber von Laterne und Inschriften Fäden herunter, und da der Kapitän noch fernere vierzehn Tage mit seinem Besuche warten ließ, und es seitdem fast jeden Tag regnete, so werden die Loyalitätsbezeugungen der Antemisaner nicht gar brillant ausgefallen sein.

Einmal begleiteten wir Bekannte auf einem Besuch bei einer benachbarten Kreolenfamilie, wo sich eine Gesellschaft von 40 Personen befand. Bei diesem Anlaß wurde auch eine spanische Unterhaltung versucht, die nicht wenig Stoff zum Lachen gab. Was unter diesen Natis gespielt wird, ist ungeheuer. Da sitzen sie den ganzen Abend, manchmal den lieben langen Tag und spielen Monte. Achtjährige Mädchen setzen da ihre Peseten und Pesos auf die Karte, wie ihre Väter und Mütter die Unzen. Zu allen ernsthaften Beschäftigungen sind diese Leute entweder unfähig oder unwillig; mit Spielen, Tanzen, Wetten und Faulenzen bringen sie ihre Zeit zu.

Wir waren auch auf der Hirschjagd mit sechs oder sieben Jägern, zwei Negern, welche den Hirsch auffangen mußten, und einem Duzend Hunden. Wir ritten Morgens 5 Uhr fort, und machten den ersten Halt nach etwa zwei Stunden. Man stellte uns am Rande eines Gehölzes auf, etwa 500 Schritte von einander. Die Neger und Hunde durchzogen das Gebüsch von der andern Seite her, und jagten auch wirklich einen Hirsch auf, der aber auf irgend eine Weise unsre Linie unbemerkt durchbrechen konnte. Nun nahmen wir unsre Position auf einer Anhöhe, von der man eine wunderschöne Aussicht auf ein an Zuckerpflanzen reiches Thal und weiter hinten auf die wilden Gebirge der Insel hatte. Ich war noch keine Viertelstunde auf meinem Posten, da hörte ich ein Geräusch im Busche. Ich machte mich schußfertig. Heraus kommt ein Hirsch, und als ob

er mich ganz nichts anginge, springt er vorbei, gegen das Dickicht zu. Schnell pelzte ich ihm eins auf; und es mag ihn famos getroffen haben, denn er wollte sich keinem zweiten Feuer aussetzen, sondern rannte so schnell er konnte auf und davon! Während ich stolz auf meinen Lorbeern ruhte, kamen meine Gefährten und lachten mich aus, daß ich ihn nicht getroffen habe, während doch augenscheinlich das Thier nicht so schnell den Reißaus hätte nehmen können, wenn ihm mein Schuß nicht so weh gethan hätte.

Wir verzehrten dann unter freiem Himmel was wir von Wurst, Schinken und Käse mitgenommen hatten, und setzten unsre Jagd auf dieselbe Weise fort, bis die Dunkelheit einbrach. Es wurde noch ein Hirsch aufgejagt und zu meiner großen Genugthuung von zwei andern Schützen ebenfalls gefehlt, so daß wir mit leeren Händen Abends spät nach Hause zurückkehren mußten. Wir wohnten noch zwei andern Jagden bei, die aber nicht so lange dauerten und wobei wir nicht einmal einen Hirsch zu Gesichte bekamen. Das Interessanteste bei der Sache war die Gelegenheit, einige schöne Gegenden und Waldpartien zu besuchen und die Freude am Reiten zu befriedigen. Sonst mag es eben kein großes Vergnügen heißen, stundenlang am gleichen Fleck in der heißen Kuba-Sonne zu stehen, beständig auf einen Hirsch zu warten, der doch nicht kommt, und sich von den weidenden Ochsen und Schweinen angaffen zu lassen. Mit der Käsejagd war es in dieser Jahreszeit auch nichts. In faulen Stämmen und an den Wurzeln alter Bäume fanden sich eine Menge Ueberbleibsel von großen Nashornkäfern und Holzböcken; aber brauchbare Exemplare nur von kleinern Arten. Anderes Gekrümmtes fand sich in Menge, Skorpionen, Tausendfüßler von einem halben Schuh Länge und ungeheure Spinnen mit langen, dicken, haarigen Beinen, deren Biß sehr üble Folgen haben soll. In

den Häusern haben wir indeß noch nichts Derartiges angetroffen, ob schon es hier und da, namentlich auf dem Lande, vorkommen soll.

Im Innern des Landes pflegt Alles zu reiten. Der Pflanzler galoppirt mit zwei Pistolen zu seinen Seiten daher; hinter ihm zwei seiner treuesten Sklaven mit langen, verrosteten Reiterpistolen. Einzelne Leute zu Pferde sind bis an die Zähne mit Schuß- und Hieb Waffen versehen. Auf einem Spaziergang zu einer Plantage in der Nähe sahen wir solche Reiter in Menge. Bald war es ein vornehmer Land- und Guts herr mit seinem Gefolge, der wie ein General mit seinem Stabe über die Ebene sprengte, bald waren es einzelne Schwarze, die entblößt bis an die Hüften herab, vorsichtig und argwöhnisch wie Beduinen vorüberzogen. Herrliche, klare Bäche fanden sich hin und wieder auf dem Wege, welche die üppigen Felder bespülten. Kleine schwarze Vögelchen flatterten den Hecken entlang, und aus den Wiesen und Feldern neben dem Bach kam ein Gefurche und Gewisper von Millionen Insekten. In einer Hecke fanden wir wilde Baumwollensträucher mit der feinsten Baumwolle in Menge. Kein Mensch denkt daran, sie einzusammeln.

Wir besuchten einmal in der Nähe einige interessante Höhlen und fuhren dahin auf einem zweirädrigen plumpen Leiterwagen, mit einem doppelten Joch Stiere bespannt. Ueber dem Wagen war ein Büffelsfell ausgebreitet, das die betäubende Hitze etwas abhielt. Während wir nun in jenen Höhlen herumtroteten, zeigte plötzlich Einer nach meinem Rock. Ich wollte sogleich mit der Hand dahin langen, wo sich etwas fand; aber man gab mir zu verstehen, es seien giftige Pflanzen daran hängen geblieben. Ich mußte sofort den Rock ausziehen und der Pflanzensame wurde weggeklopft.

Wir blieben acht Tage auf jener Pflanzung. Nach unserer Rückkehr vertrieben wir uns die Zeit mit Spazieren gehen und Besuch machen. Aber bald hernach machten wir noch einen zwei-

ten Ausflug nach Matanzas, in Begleitung zweier Amerikaner. Die gerade Entfernung dahin beträgt bloß 60 englische Meilen; die Eisenbahn nimmt aber einen Umweg, der die Strecke 100 Meilen lang macht, und man braucht dazu etwa zehn Stunden.

Die Lage der kleinen Stadt Matanzas ist ungemein reizend. Sie liegt am Ende einer kleinen Bucht. Die Gegend ringsum ist die schönste, die wir auf der Insel gesehen haben. Wir blieben zwei Tage dort, und standen jeden Morgen um 6 Uhr auf, um einen Spazierritt zu machen. Die Aussicht von dem Berg Combre und der Anblick des Valle de los Humeros mit seinen Zuckerpflanzungen sind das Schönste, was man sich denken kann. Da wir die Eisenbahn herzlich satt hatten, wählten wir zu unserer Rückreise das Dampfschiff, das Abends um 11 Uhr Matanzas verläßt, und den andern Morgen um 5 Uhr schon in Havannah ist. Einer von uns konnte wegen Seekrankheit an keinen Schlaf denken. Das Uebel wurde für ihn dadurch noch unheimlicher, daß die zahlreichen Mitpassagiere sich eines sanften Schlummers erfreuten.

4. Produkte und Einwohner. Die Sahnenkämpfe.

Im Bezirk von San Marcos, wo Souhay's Pflanzung liegt, war früher die Kaffeekultur zu Hause. In den letzten Jahrzehenden hat sie ungemein abgenommen, weil die Bereitung des Zuckers und Tabacks einen viel größern Gewinn abwirft. Die Ausfuhr ist von jährlichen 200,000 Arrobas (zu 25 Pfund) auf 60 bis 70,000 gesunken. Bald wird nur noch für den Bedarf der Insel um San Jago de Cuba herum Kasse gepflanzt werden. Herr Souhay sagte uns, er mache im Jahre ungefähr 1000 Säcke Kasse und 2000 Kisten Zucker.

Die Kaffeebereitung ist sehr einfach. Die Kaffeebäume sind

bekanntlich niedrig und strauchartig, haben glänzende dunkle Blätter und weiße Blüthen, aus denen längliche, rothe Beeren reifen, wovon jede zwei Bohnen enthält. Wenn sie reif sind, werden sie gepflückt und auf eigens dazu gebauten steinernen Böden einige Zeit an der Sonne ausgebreitet. So faulen denn die Hülsen und die Bohnen selbst werden trocken und hart. Wenn die anhängenden Hülsen durch steinerne Walzen abgestreift und die Bohnen von Spreu und Unrath gereinigt sind, so werden sie von Kindern und arbeitsunfähigen Weibern erlesen und der Qualität nach abgefordert.

Die Kaffeebäume sind immer mit Bananen vermischt, welche mit ihren langen, breiten Blättern Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewähren und zugleich die vorzüglichste Nahrung für die Neger sind.

Die Bereitung des Zuckers erfordert natürlich mehr Sorge als die Gewinnung des Kaffe's. Das Zuckerrohr ist etwa 6 bis 7 Schuh hoch, und fast so dick wie ein kleiner Kinderarm; es gleicht einem starken Weidenrohr. Die äußere, ganz dünne Schichte wird abgestreift. Die zurückbleibenden $\frac{1}{10}$ des Zuckerrohrs sind Zuckerstoff und ungemein saftig; wir haben stundenweise daran gesaugt, was ganz gesund sein soll. Wenn das Rohr vom Felde eingebracht ist, so kommt es zwischen zwei Eisenwalzen, die meistens durch Ochsen getrieben werden. Bei Matanzas sahen wir auch eine Mühle, bei welcher eine kleine Wasserkraft von 3 bis 4 Schuh Fall angewendet wurde. Dampf wird nur selten gebraucht. Der ausgepresste Zucker saft läuft durch einen Kanal in einen hölzernen Behälter und wird von diesem nach einander in drei metallene Kessel geschöpft, wo er durch Sieden verschiedene Grade von Reinheit erhält; im letzten wird er zu einem dicken, klebrigen Syrup.

Der Saft, wie er aus dem ersten Kessel fließt, ist mit etwas Cognac vermischt — ein ganz angenehmes Getränk — und

wurde uns gewöhnlich Abends statt des Thees aufgestellt. Aus dem letzten Kessel kommt dann die Masse in einen hölzernen Trog, wo sie über Nacht abgekühlt und von Zeit zu Zeit von zwei Negern mit Schaufeln in die Höhe geworfen wird. Dann wird sie entweder als Muscorade in Fässer geschöpft und ist zum Versenden fertig, oder die Masse kommt, wenn man festen Zucker daraus machen will, in thönerne, kegelförmige Gefäße, welche oben mit Lehm zugedeckt werden. Die feuchten Theile sonderu sich dann allmählig ab und fließen nach unten, wo sie durch eine Oeffnung hinaustropfen und als Molasse zur Bereitung des Agnandiente dienen. Nach einigen Tagen wird der Lehm weggenommen. Die obern Schichten sind natürlich am weißesten und trockensten; die in der Mitte gelb, die untersten braun und noch etwas feucht. Das Ganze wird dann abgefondert und in Kisten verpackt.

Raffinerien gibt es auf der Insel Ruba nicht; früher fand sich eine bei Matanzas; sie ist aber vor etlichen Jahren abgebrannt und soll erst wieder neu gebaut werden. Allgemein ist man hier rohen Zucker, der zwar weniger weiß und rein, aber eben so süß ist als der raffinirte.

Bei der Menge von Zucker, welcher hier gemacht wird, ist auch der Rhum, den man aus dem Abgang bereitet, so wohlfeil, daß man bisweilen die Pferde, wenn sie matt sind, damit übergießt, statt sie zu füttern.

Die unansehnliche Tabackspflanze ist bei uns auch bekannt. Die Tabackconsumtion der Insel Ruba ist ganz fabelhaft; sie soll so groß sein, wie die der Vereinigten Staaten. Man trägt ganze Magazine von Cigarren mit sich in der Tasche. Wie man bei uns eine Priße anbietet, wird hier eine Cigarre geboten, und wie man etwa Frauenzimmern bei uns Bonbons aufwartet, gibt man ihnen hier Papiercigarren. Ja wir sahen eine junge Dame ein halbes Duzend große volle Tabackcigarren

nacheinander anstecken, wobei denn natürlich gespuckt wird, was sich Alles zu unsern Sitten gar nicht reimt. Einer unter uns hat seinen Grundsatz des Nichtrauchens beibehalten, so leid es ihm auch manchmal that, ein freundliches Anerbieten auszusprechen. Wer aber schon in Havannah ist, der sorgt dafür, daß er einige Kistchen Londres oder Regalia mitbringe, um nach der Heimkehr seine Freunde rechts und links damit erfreuen zu können.

Herr Souhay hat etwa 400 Sklaven, wovon die meisten auf dem Felde und in der Zuckermühle arbeiten, andere als Schmiede, Zimmerleute und Diener aller Art. Es gibt aber Pflanzungen, wo über 1000 Sklaven sind. Nach dem Censur von 1849 hat die Insel ungefähr eine Million Einwohner, wovon 50,000 Weiße und 30,000 freie Neger, die übrigen aber Sklaven sind. Auf einigen Pflanzungen sind Chinesen, die sich für eine Anzahl Jahre als Arbeiter um sehr geringen Lohn verdingen. Das Resultat soll ein befriedigendes sein. Sie sind zwar nicht so stark wie die Neger, aber dafür verständiger und arbeitssamer.

Kuba ist in mehr als einer Beziehung ein Zuckerland; aber Alles hat seine Schattenseite; und diese findet sich auch hier. Zum ersten ist das Land spanisch, zum andern ist es katholisch, zum dritten ist die Hitze unerträglich.

Der ganze Handel ist in den Händen von Fremden oder Spaniern. Die spanische Rasse ist aber so geistestodt und unternehmungslustlos, daß z. B. alle Maschinerie für die Verarbeitung des Zuckers von Newyork eingeführt werden muß. Auf dem Lande findet man nur hölzerne Pflüge nach ganz unpraktischem, vorzeitlichem Zuschnitt. Die meisten industriellen Gewerke werden durch ganz kleine Bäche nach ältester Weise in Bewegung gesetzt. Es fehlt die anglo-sächsische Emsigkeit und Lebendigkeit, in Folge welcher die Insel die ganze Welt mit ihren Produkten

überschütten könnte. Das Land seufzt unter den illiberalsten Beschränkungen eines bigotten, mittelalterlichen Systems. Jeder Ort ist nach einem Heiligen benannt: San Julian de Guines, Santa Maria de Puerto Principe, San Carlos de Matanzas. Auf Comptoiren nimmt man, wie uns gesagt wurde, Kreolen nur zu ganz untergeordneten Beschäftigungen. In den öffentlichen Behörden und Stellen sitzen fast ausschließlich Spanier. Daher soll auch ein tiefer Haß zwischen den Kreolen und Spaniern bestehen, und man sagte uns von verschiedenen Seiten, daß das Unternehmen von Lopez gar nicht so vereinzelt gewesen sei, wie es den Anschein hatte; sondern eine Menge einflußreicher Kreolen seien mit ihm im Einverständniß gewesen, hätten aber im entscheidenden Augenblick nicht den Muth gehabt, sich für ihn zu erklären.

Im Gegensatz zu England und den Vereinigten Staaten wird der Sonntag hier gar nicht beachtet. Im Gegentheil folgen sich an diesem Tage Maskenbälle, Stiergefechte, Theater und Hahnenkämpfe. Letztere finden so zu sagen allsonntäglich an einem jeden Orte der Insel statt. Jedes Dorf hat dafür eine Art Amphitheater. Es werden jedesmal etwa 30 Hähne in die Scene geführt. Die ganze männliche Bevölkerung nimmt an der Aufführung Antheil. Den Hauptreiz bei der Sache bilden die Wetten. Gewöhnlich werden 1, 2, 3 oder 4 Unzen Goldes (spanische Dublonen zu 17 Piafter) gewettet. Die ganze Zuschauerschaft ist daher während der Vorstellung, die je etwa 20 Minuten dauert, in der fieberhaftesten Aufregung.

Raum sind die Hähne zur Erde gesetzt, so stürzen sie auf einander los und bekämpfen sich, nach einem angeborenen Instinkt der Feindschaft, wie die Spinnen. Im Anfang, wenn die Thiere stolz auf einander los stürmen, in die Höhe springen und sich mit den Spornen eins zu versetzen suchen, ist es wirklich ein aufregendes Schauspiel. Nach etwa 10 Minuten aber sind sie

ermattet. Sofort nehmen die Angestellten die Thiere in die Hand, lecken ihnen das Blut ab, besprühen sie aus der dastehenden Flasche mit Rhum und suchen sie wieder kampflustig zu machen. Wenn sie dann schon halbtodt immer noch den Kampf fortsetzen, bis der eine auf dem Rücken liegt, so ist der Anblick Ekel erregend; und man muß ein Kreole sein, um einen halben Tag zusehen zu können. Von der Aufregung, mit der Alles den Kampf verfolgt, von dem fortwährenden Wetten, das in einem fort wechselt, von dem Geschrei und den leidenschaftlichen Gesichtern, wenn der Entscheid bekannt wird, kann man sich kaum eine Vorstellung machen.

5. Allgemeine Bemerkungen. Reise nach Nou-Orleans.

Weitere Ausflüge ohne Begleitung zu machen fanden wir nicht thunlich, da außer der Eisenbahn im Innern keine allgemeinen Verbindungsmittel vorhanden sind und Pferde und Volanten gleich enormes Geld kosten. Ueberhaupt ist der Aufenthalt hier entseßlich theuer; und wenn man längere Zeit in Europa einnehmen und auf Ruba ausgeben müßte, so käme man schlecht weg. Im Gasthof zahlt man für ein miserables Zimmer, Frühstück und Mittagessen täglich 3 Piafter. (Ein Piafter ist etwa 5 Fr.) Für die Wäsche wird Einem vom Stück ein Real ($\frac{3}{8}$ Piafter) angerechnet, mag es sein, was es will. Ein Pferd zum Reiten für ein Paar Stunden kostet in der Stadt 4 Piafter, und alles Andere im Verhältniß. Die Hausmieten sind ebenfalls sehr hoch. Man nannte uns Handlungshäuser, die 25 Unzen oder 425 Piafter monatliche Miete zahlen. Dazu kommen noch eine Masse Sporteln und Gebühren. Für das Paßwisa bei der Abreise mußten wir auch wieder $6\frac{1}{2}$ Piafter zahlen; und jedesmal galt es noch, eine oder zwei Stunden in drei bis vier

verschiedenen Bureaux zu warten und eine Menge müßiger Fragen zu beantworten. Man sieht erst in der Fremde ein, wie gut man es in der Schweiz hat, und lernt da erst unsere Einrichtungen schätzen.

Nun kommt noch der Mangel an kleiner Münze. Man hat die größte Mühe, für ein Zweipiafterstück Silber aufzutreiben. In Caffehäusern bittet man Einen, lieber erst ein anderes Mal zu zahlen, als daß man Einem die kleinste Goldmünze wechselte. Und dann erst noch die babylonische Münzverwirrung! Die 16 Piafterstücke, Unzen, gelten für 17; die 8 Piafterstücke für $8\frac{1}{2}$ u. s. f. Dann hat man Reales fuertes, wovon 8 auf den Piafter gehen, und Reales sencillos, deren 10 einen Piafter machen, und beide Sorten werden im täglichen Verkehr gleich oft gebraucht.

Die Tropenvegetation ist jedenfalls wundervoll und die Natur herrlich. Aber die Atmosphäre in der niedern Gegend ist so betäubend und körper- und geisttödtend, daß man da den kühlen Norden mehr als je schätzen lernt. Man schwitzt so stark, daß man des Tages zweimal Wäsche wechseln muß. Mit Rock und Krawatte versehen kann man keine Arbeit vornehmen. Man muß beständig an der Zugluft sitzen, um nicht zu ersticken. Eine so große Wärme muß nothwendig nachtheilig auf den Organismus wirken und die Lebenskraft frühzeitig verzehren. Kein Wunder, daß Mancher nicht einen ruhigen und gesunden Schlaf innerhalb der Tropenlinie genießt. Man befindet sich den ganzen Tag in einem Zustand unnatürlicher Ueberreiztheit. Streckt man nur den Kopf zum Fenster hinaus, so läuft man Gefahr, einen Sonnenstich zu bekommen, wobei Einem das Gesicht schwellt, wie bei der Gesichtsröthe. Dabei wird man von Schwärmen von Mosquitos bei Tag und Nacht zerstoßen. Hofft man des Abends in der Dämmerung ausgehen zu können, so wird man binnen 10 Minuten bereits von der stockfinstern

Nacht überfallen. Was nützt Einem die schönste Natur, wenn man sie nicht genießen kann? Was nützen Einem die zuckersüßen Früchte, wenn man sie nicht verdauen kann? Was nützt uns Alles, wenn die Gesundheit darüber zu Grunde geht?

Diese Betrachtungen veranlaßten uns, unsere Tropenreise abzukürzen. Ohnedieß sind auch die Verbindungsmittel zwischen den westindischen Inseln und dem mexikanischen Festland schlecht und übertrieben theuer.

Da das vorhandene Dampfschiff schon 8 bis 900 Passagiere hatte, meist Kalifornier, und sich auch Kranke darauf befanden, so beschloßen wir, auch einmal mit einem Segelschiff zu reisen, und wir hatten es nicht zu bereuen.

Wir belegten unsere Plätze auf einem niedlichen amerikani-
schen Clipper (Schnellsegler) von nur 150 Tonnen, dessen schlanke Masten mit den schweren Raaen (Querstangen) uns sogleich eine gute Meinung von den Fähigkeiten des Fahrzeugs beibrachten. Langsam wie ein Schwan glitt die Brigg an den Riesenfelsen und unter den Kanonen des stolzen Moro Kastells vorbei und schneller und schneller eilte das Fahrzeug über die sich sträubenden Wellen dahin. Bald lagen mehrere Passagiere jammernd und verzweifelnd auf einigen Stühlen; ich aber befestigte meine Hängmatte zwischen die Masten, und machte mir auf diese Weise ein angenehmes, kühles Lager, das mit jeder Bewegung des Schiffes hin und her schwankte und mich bald während des Lesens in süße Träume einwiegte. Frei wie ein Schulknabe am ersten Morgen seiner Ferientage fühlt sich der Mensch an einem heiteren Tage auf der See. Alle Sorgen läßt er gern bei Seite; er weiß, sein Leben ist in Gottes Hand.

Auf einen herrlichen Tag folgte eine prächtige Tropennacht. Der Himmel war übersäet mit strahlenden Lichtkörpern; die schwarzen, dunkeln Masten mit ihren Riesenslügeln stolz nach oben

ragend, in langen gedehnten Bogen am Horizont hin und her schwankeud.

Der folgende Tag wurde aber schwül und dünnstig. Am fernen Horizonte sammelten sich dunkle, schwarze Wolken. Die See schien matt vom langen, muntern Spiel. Der Kapitän wußte, was er zu erwarten hatte und ließ alle Segel einziehen. Es ward Nacht. Plötzlich flammte der Himmel auf wie eine Feuermasse; Blitz um Blitz durchfurchte das dunkle Wolkenfeld und spiegelte sich in dem nächtlichen Ozean. In wenigen Augenblicken brachen die Wogen wie wüthend über das noch ruhige Fahrzeug herein. Ein Windstoß nach dem andern sauste durch das Takelwerk und bog das Schiffchen herum, daß sich seine Raaen fast in's Wasser tauchten. Die Wogen wurden immer höher und wüthender, und stürzten donnernd über das Deck. Die Passagiere lagen in der Kajüte und wollten jeden Augenblick wissen, ob das Gewitter nicht nachlasse. Eine spanische Dame erinnerte sich, daß das Schiff an einem Freitag in See gestochen war, verzweifelte des Trebels wegen fast an der Rettung und suchte sich ein Heiligenbild, vor dem sie sich betend auf die Knie warf. Der Kapitän hatte zu viel zu sorgen, als daß er die Fragen der Passagiere hätte beantworten können; er schien nur die Folgen des Blitzes zu fürchten, und erzürnte sich endlich so sehr über das beständige Bestürmen, daß er zum Beweise seiner Furchtlosigkeit das Heiligenbild vom Tische nahm und über Bord warf. Die Dame gab sich nun vollständig für verloren.

Zehn Stunden lang dauerte die fürchterliche Dunkelheit. Die See und auch die Passagiere wurden endlich ruhiger. Gegen Morgen kam der Kapitän vom Deck herunter, um seine ganz durchnäßten Kleider zu wechseln. Bei Sonnenaufgang wurde es uns wieder möglich, uns oben umzusehen. Hier lag Alles in der größten Unordnung durcheinander. Die Tropenfrüchte, die

der Kapitän für seine Rechnung an Bord genommen hatte, waren theils ganz beschädigt, theils weggeschwemmt. Er sah aber seinem Verlust gemüthlich zu, und grämte sich nicht sehr über das, was sich nicht ändern ließ.

Der Sturm hatte sich endlich zum günstigen Winde umgestaltet; das Schiff fing wieder an seine Flügel zu entfalten und ein fröhliches Mahl, wobei häufig des braven Kapitäns Gesundheit ausgebracht wurde, ließ uns die überstandenen Beschwerden allmählig vergessen.

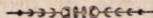
Die letzten zwei Tage mußten wir bei Nordwestwind laviren; wir liefen aber doch am fünften Tage in das schokoladenbraune Wasser des Mississippi ein. Ein Dampfschleppboot, *Conqueros*, brachte uns über die Flußschwelle weg, und nachdem es uns in Balize wieder abgesetzt hatte, sprang es bald hernach in die Luft und tödtete zwei Menschen. Doch sind solche Dinge bekanntlich hier an der Tagesordnung, und seit dieser Zeit haben wir bereits von drei andern Unfällen der Art gehört. Ein anderes Schleppboot brachte uns später den Strom hinauf in 20 Stunden an den Ort unsrer Bestimmung. Wir waren aber vermöge unsers langen Schlepptaus jedenfalls außer dem Bereich der Gefahr.

Der Mississippi ist ein trauriger Strom; der Missouri macht ihn schmutzig und garstig; die Ufer bestehen weithin nur aus Lehm und angeschwemmtem Roth, der mit niederer, buschichter und sumpsiger Urwaldung oder auch mit gar nichts bedeckt ist. Die Baumwollenzpflanze ist klein und unansehnlich, wie Dornsträucher, und die Baumwollensfelder sind daher nichts weniger als imposant. Außerdem steht hie und da ein blühender Orangebaum.

Auch in Neworleans mußten wir die ewige Jenny Lind antreffen; 30,000 Fremde waren demzufolge in der Stadt. Doch, wer sollte ihr gram sein können? Erscheint sie doch

überall als ein segnender Genius. Kaum hat wohl je ein reichbegabter Erdenbewohner sie an augenblicklicher, dem Herzen entströmender Freigebigkeit übertroffen! Wie viele wohlthätige Anstalten hat sie beschenkt; wie viele Söhne und Töchter von Emigranten und Verbannten ausgestattet; wie strebt so lieblich da und dort ein Heiligthum, in einem Dörfchen in der Wildniß, durch ihre Hand gebaut, zum Himmel empor! Jeder Distrikt ihres ausgedehnten schwedischen Vaterlandes hat ihr eine Schule zu verdanken. Tausende segnen sie schon jetzt und Zehntausende sollen noch erst geboren werden, um ihr Andenken zu segnen.

Der erste Hotel St. Charles war abgebrannt, und nur mit genauer Noth konnten wir nach langem Suchen in einem französischen Kosthause untergebracht werden. Wir hatten in diesen Tagen einmal 5 Grad Wärme, das anderemal 20 Grad. Zwei Fuß unter dem Boden ist überall Wasser; das Pflaster gibt bei jedem Tritt nach; die Pfützen stehen immer voll. Man fühlt sich beim Aufstehen so müde wie beim zu Bettgehen. Kopfweh, Leibschmerzen und Schnupfen werden augenblicklich von der Feuchtigkeith erzeugt. Im Sommer flieht was Beine hat; die Hitze soll dann drückender sein, als in Kuba. Es gibt dagegen Leute, die hier, wenigstens im Winter, dicker werden. Wir werden uns jedenfalls nicht lange hier aufhalten.



XXII.

Robert Hoe,

der Erfinder der verbesserten Buchdruckerpressen.

Erzählt von einem Bürger von Newyork.

Im September 1805 herrschte das gelbe Fieber auf eine bedenkliche Weise in Newyork. Ich pflegte die Stadt nie zu verlassen, wenn die Epidemie herrschte, und saß eben unter der Thüre während der Kühle des Tages, als ich einen Fremden daherkommen sah; eine seltene Erscheinung in Fieberzeiten. Er ging mitten auf der Straße und las die Ueberschriften der Häuser rechts und links. Er hielt einen Augenblick inne vor meiner Thüre und sagte: „Herr Thorburn!“

„Woher wißt Ihr meinen Namen?“ fragte ich.

„Ich habe ihn über der Thüre gelesen. Ich bin gerade mit dem Schiff Draper von Liverpool angekommen. Dem Beruf nach bin ich ein Zimmermann, mein Name ist Robert Hoe und ich bin jetzt im achtzehnten Jahr.“

„Habt Ihr Eure Lehrzeit ausgemacht, ehe Ihr England verließet?“ fragte ich ihn.

„Ich war nie aufgedingt,“ antwortete er; „ich habe bei meinem Vater gelernt. Jetzt kann ich keine Arbeit finden und

habe kein Geld. Können Sie mir ein Haus in einem gesunden Theil der Stadt angeben, wo ich die Kost finde, bis ich sie ehrlich zahlen kann?"

Ich kannte das Herz des Fremdlings, denn ich bin auch ein Fremdling gewesen. Der junge Mensch zeigte auch eine solche Einfalt und Ehrlichkeit in seinem Benehmen, daß mein Herz gegen ihn warm wurde. Ich gab ihm einen Stuhl, sprang zu meiner Frau hinauf und sagte: "Gute Frau, es steht ein Fremder vor unsrer Thüre; wollen wir ihn nicht aufnehmen?" "Wenn du willst," sagte sie. "Wenn er aber das Fieber kriegt," erwiderte ich, "willst du mir ihn pflegen helfen?" "Ja," antwortete sie. "Nun, Gott segne dich dafür! Jetzt komm aber und sieh einmal das ehrliche englische Gesicht." Wirklich gefiel es ihr.

"Nun, Robert," sagte ich, "dieser Stadttheil ist gesund; Ihr könnt bei uns bleiben, und wenn Ihr das Fieber kriegt, wollen wir Euch pflegen." Seine Augen sprachen mehr als seine Worte sein Dankgefühl aus.

Wir behielten ihn bei uns, und wirklich kriegte er das Fieber nach wenigen Tagen. Ich ließ einen geschickten Arzt kommen und pflegte sein mit meiner Frau. Ich habe nicht leicht die Krankheit einen so hohen Grad erreichen sehen. Seine Haut war am vierten Tage schon ganz trocken, gelb und heiß, und er war ganz niedergeschlagen. Ich saß an seinem Bett; er sah mich starr an und sagte: "O Herr Thorburn, ich muß sterben!" Und er verwarf seine Arme, als wenn er mit dem Tode ringen wollte. "Sterben?" sagte ich, "ja wir müssen Alle sterben; aber jetzt sterbet Ihr noch nicht." Das sagte ich so wie in Gedanken; ich hoffte, ihm mit meinen Worten Muth einzuflößen. Nun verließ ich ihn für fünf Minuten. Als ich wieder kam, fühlte ich seinen Puls und sagte: "Robert, Ihr seid schon um 50 Prozent besser; ich hoffe, bis morgen könnt Ihr schon aufstehen

und am Fenster sitzen. Der Tod ist uns zu allen Zeiten nah; ich hoffe aber, Ihr sterbet nicht von diesem Anfall. Ihr werdet noch ein Baumeister und ein glücklicher Hausvater, und ich kann noch einst einen von euern Enkeln auf meine Arme nehmen!"

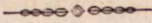
Von Stund an verließ ihn das Fieber, und bald hernach verschwand dasselbe aus der Stadt. Robert wurde ein Baumeister, und starb im Jahr 1843, in einem Alter von 56 Jahren. Was ihn aber berühmt gemacht hat, ist seine Buchdruckerpresse. Hoe's Presse ist die nützlichste Verbesserung in diesem Fach seit Erfindung der Buchdruckerkunst. Chiemals zahlte man für eine Bibel 150 Cents, nun kann man sie für 25 haben. Und, was nicht oft der Fall ist, Roberts Söhne haben ihren Vater noch übertraffen.

Das ahnte ich wohl nicht, als sein mattes Haupt an meine Brust sich lehnte und ich den kühlen Trank an seine braun-gebrannten Lippen hielt, daß in diesem Haupt der Keim einer Maschine liege, welche in der litterarischen Welt eine Umwälzung bewirken und Licht auf die dunkelsten Stellen der Erde werfen würde.

Herr Hoe blieb 38 Jahre in Newyork. Unzählige Male begegneten wir einander, und sein immer wiederkehrender Gruß war: "Ihr seid in Gottes Hand das Werkzeug gewesen, durch das ich vom Fieber erlöst worden bin." Ich habe auch von ihm und den Seinigen unzählige Proben der Freundschaft empfangen.

Vor etwa sieben Jahren hatte ich in einer Landstadt zu thun. Als ich am Bahnhof ausstieg, stand unter Andern ein Mann von freundlichem Aussehen da, zu dem ich sagte: "Mein Herr, ich wünschte etwa eine Woche hier zu bleiben und gehe nicht gern in einen Gasthof; könnten Sie mir ein Privathaus angeben, wo ich logiren könnte?" Er sagte: "ja," und führte

mich in die nächste Straße zu einem anständigen Hause. Vor demselben saß eine ehrbare Frau von etwa 28 Jahren, die ein Kind auf dem Schooß hatte. „Gutes Weib,“ sagte mein Begleiter, „das ist Herr Thorburn von Newhork; er wünscht sich acht Tage hier aufzuhalten; hast du Platz für ihn?“ „Ja,“ sagte sie, „für ein Jahr, für sein ganzes Leben, wenn er es wünscht. Oft hat mir mein Vater von ihm erzählt. Als dieser fremd und krank war, hat Herr Thorburn ihn aufgenommen und für ihn gesorgt.“ „Wie hieß Ihr Vater?“ fragte ich. „Robert Hoe!“ „Und das ist Ihr Kind?“ „Ja.“ Da nahm ich es auf meine Arme; es lächelte mich an. „Nun,“ sagte ich, „heute ist meine Vorhersagung erfüllt! Vor vierzig Jahren, in einem bedenklichen Augenblick in Ihres Vaters Leben, habe ich ihm gesagt: Wer weiß, ich kann noch einst einen von euern Enkeln auf meine Arme nehmen!“



XXIII.

Der Naturgeschichte der Kröten und Spinnen.

Es geht mit den Thieren wie mit den Menschen. Es giebt solche, die einen bessern Ruf haben, als sie ihn verdienen, und gibt andere, die unter ihrem wahren Werth geschätzt werden.

So muß nun einmal die Kröte ein garstiges, giftiges Thier heißen. Daß sie häßlich ist, kann Niemand leugnen; man kann aber häßlich sein und doch allerhand gute Eigenschaften haben. So hat auch die Kröte gute Anlagen, durch die sie in der öffentlichen Meinung höher gestellt werden könnte, als vielleicht selbst die Taube, deren Sanftmuth und Unschuld man preist und die doch gewöhnlich einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit darauf verwendet, mit ihrem Gatten zu zanken.

Wenn die Kröte ihr Gemahl gewählt hat, hängt sie ihm nicht nur treulich an, sondern vertheidigt ihn auch in Gefahren, selbst bisweilen mit Gefahr des Lebens. Ist das Weibchen angegriffen, so geht das Männchen auf den Feind los, bläst sich auf und reizt ihn zum Gesecht, um seiner Gefährtin Zeit zur Flucht zu verschaffen. Es bringt seiner Gefährtin Speise, überläßt ihr den größten und leckerhaftesten Theil und erweist ihr die größte Zärtlichkeit.

So sorgt das Männchen auch für die Nachkommenschaft.

Wenn das Weibchen Eier legt, nimmt es sie mit seinen Vorderfüßen in Empfang, und reiht sie längs der Hinterfüße des Weibchens an einander bis zur Zeit der Brut. Um diese Zeit begibt sich das Weibchen zu einem Fluß oder einer Pfütze und streift die Eier ab, die dann dort ihre verschiedenen Verwandlungen durchmachen, ohne weiterer Pflege zu bedürfen.

Die Kröte ist ein sehr geselliges Thier und lebt gern mit den Menschen zusammen. Es wird von einer solchen erzählt, die sich unter einer Treppe einlogirt hatte, daß sie jeden Abend, sobald die Lichter angezündet wurden, in die Wohnstube kam. Sie ließ sich in die Hand nehmen und auf den Tisch setzen, wo man sie mit Würmern, Fliegen u. dergl. fütterte. Indem sie diese Insekten in Empfang nahm, blies sie sich selbst ganz niederlich auf, um damit ihre Befriedigung zu zeigen. Sie wußte auch wohl zu verstehen zu geben, daß sie gern auf den Tisch möchte, wenn ihre Freunde sie nicht zu achten schienen. Diese Kröte lebte 36 Jahre und starb endlich in Folge eines Unfalls.

Nicht weniger verachtet als die Kröte ist die Spinne, und doch hat die Weisheit Salomo's sie nicht unbeachtet gelassen. Sie wird in den Sprüchwörtern unter die vier Dinge gezählt, die klein sind auf Erden und doch klüger denn die Weisen. Dann heißt es von ihr: „Die Spinne wirkt mit ihren Händen und ist in der Könige Schlösser.“ In unsern Tagen gehört die Geschichte der Spinne zu den interessantesten Dingen in der Naturgeschichte.

Einst fiel eine Spinne zufällig in ein großes gläsernes Gefäß, welches lange Zeit in einer Bibliothek vergessen worden war. Es war eine große Hausspinne, über deren schwarzen Rücken sich der Länge nach zwei Linien mit gelben Flecken ziehen. Als sie in dieser durchsichtigen Falle gefangen war, lief sie zuerst

so schnell sie konnte rings um den Boden ihres Gefängnisses herum. Als sie sich überzeugt hatte, daß nirgends ein Ausgang sei, versuchte sie die glatte, durchsichtige Wand zu erklimmen. Allein ihre scharfgekrümmten Klauen, die denen der Tiger und Löwen sehr ähnlich sind, glitschten an dem glatten Krystall immer wieder ab. Nach einer halbstündigen zwecklosen Anstrengung lag die Spinne entmuthigt mitten in dem Gefäß.

Der Besitzer der Bibliothek war neugierig, zu wissen, wie die Sache enden würde, und brachte das Gefäß in einen schattigen Winkel, wo er die Spinne beobachten konnte, ohne sie zu stören. Sie blieb aber unbeweglich und zusammengerollt bis zum Anbruch der Nacht. Nun hörte er, während er in einem Armstuhl saß, ein ziemliches Getöse in dem Gefäß. Er näherte sich mit dem Licht, und gleich stellte sich die Spinne wieder wie todt. Er beschloß daher, sie bis an den andern Morgen allein zu lassen.

Am Morgen bemerkte er, daß das Gefäß unten einen Zoll hoch mit weißen Punkten bespritzt war. Am zweiten Tag fing die Spinne an ein Netz zu spinnen, und später machte sie auch an einer Seite ein dichtes Gewebe, in welchem sie selbst dem Auge nicht mehr sichtbar war.

Aber umsonst war sie auf der Wache; es gab der Fliegen sehr wenige in diesem Raum und nichts in dem Gefäß zog diese an. Nach zwei Monaten wurde die arme Gefangene allmählig sehr mager. Da erbarmte sich ihrer der Hausherr und warf eine Fliege auf das Netz; diese wurde denn auch von der ausgehungerten Spinne mit der größten Eile erdrosselt und ausgefogen. Eine Stunde hernach wurden die Ueberbleibsel der Beute an einem Orte gleichsam begraben und durch ein Gewebe verdeckt.

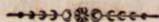
Jeden Tag brachte nun der Beobachter eine Fliege, und jedesmal wiederholte die Spinne ihre Schlächtereie, mit dem

Unterschied, daß sie nach und nach gar nicht mehr schüchtern that, wenn die Hand sich näherte. Zuletzt wartete sie auch nicht mehr, bis der Mann seine Hand zurückzog, sondern schoß sogleich auf ihre Beute zu und verzehrte sie an Ort und Stelle, ohne sich damit in ihr Gehäuse zurückzuziehen.

Um zu wissen, wie weit diese Vertraulichkeit sich erstrecken würde, hielt der Hausherr eine Fliege an einem Flügel und bot sie so der Spinne dar. Zuerst zog diese sich erschrocken zurück; aber am nächsten Tage, da sie der Hunger quälte, nahm sie die Fliege aus der Hand ihres Versorgers und brachte sie weg. Nach zehn Versuchen der Art wurde sie so zahm, daß sie die Fliegen zwischen den Fingern ausfog. Endlich kroch sie gar auf die Hand, wenn man sie ihr darbot, verließ das Gefäß, spazierte über seinen Arm und seine Brust und nahm die Fliege von der andern Hand, die er so weit als möglich von ihr entfernt hielt.

Später fing der Beobachter eine männliche Spinne und brachte sie sorgfältig auf das Gewebe. Die Einsiedlerin rückte heraus, der neue Besucher kam auch entgegen, blieb aber bald stehen, mit offenbaren Zeichen der Furcht. Die grausame Dame fiel über ihren neuen Gast her, erwürgte und verzehrte ihn. Mehrere Tage hintereinander wurde der gleiche Versuch wiederholt, aber mit dem gleichen Erfolg; endlich wurde die Spinne müde, die neuankommenden zu verzehren, aber nicht sie zu tödten. Mit offenbarem Vergnügen ließ sie sich dagegen wieder die Kost der Fliegen schmecken.

Eines Tages blieb das Fenster der Bibliothek offen. Eine Schwalbe flog hinein, schwebte über dem Gefäß, bemerkte die Spinne, faßte sie mit ihrem spitzen Schnabel und überließ es dem Naturforscher, den Tod seiner interessanten Gesellschafterin zu betrauern.



XXIV.

Der Ludwigsritter.

In Saint Denis, da ließ einmal
In den berühmten hundert Tagen
Des großen Kaisers General
Den Schweizern durch den Hauptmann sagen:
„Ihr seid nun von der welken Kron'
Und weißen Fahne zwar entlassen;
Doch mag ein jeder Alpensohn
Den Adler wieder frisch umfassen!“

Der Hauptmann meldet erst nach Pflicht,
Was zu verdeutschen ihm befohlen;
Dann hebt er seine Stimm' und spricht:
„Soldaten! Ich sag's unverhohlen:
„Einst galt's, mit Blut in Schnee und Eis
„Die Berezina roth zu färben.
„Auch ich wollt', wie ein Feder weiß,
„Für unsern Kaiser freudig sterben.

„Doch jetzt steh'n wir in Ludwigs Sold;
 „Wir sind des Eides nicht entbunden.
 „Stets hat den Schweizer treu wie Gold
 „Ein jeglicher Monarch erfunden. —
 „Die Taghern auch im Vaterland
 „Befehlen jetzt uns heimzukehren;
 „Ein Schurke heißt, bedeckt mit Schand',
 „Wer diesen Ruf nicht weiß zu ehren!!“

Da sprengt ein Oberst blaß heran,
 Ein Nachbar zupft den Mann am Kleide,
 Spricht leise: „Was habt Ihr gethan?
 Ihr thut es nur Euch selbst zu leide!
 Ist nicht der General ganz nah?
 Wer weiß, er hat Euch wohl vernommen.
 Espione sind genug auch da;
 Ihr werdet bald zum Schatten kommen!“

Allein, den Braven reut kein Wort!
 Und nicht umsonst hat er gesprochen.
 Marsch! ziehn die Grenadiere fort;
 Nicht Einer hat den Eid gebrochen. —
 Ob wohl der Chef ihn nicht verstand?
 Er schien sich lächelnd wegzuwenden.
 Kurz, unsern Freund traf keine Schand';
 Er konnt' den Dienst geruhig enden.

Und dort, wo einst zur Schreckenszeit
 Die Gruft von vielen Königsbahnen
 Durch Freyler schmähhlich ward entweiht
 Blieb Schweizertreu' bei ihren Fahnen.

Ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort! —
 Zwar oft gehöhnt, ziehn mit Verlangen
 Die Schweizer hin zur Heimath fort,
 Und werden jubelnd dort empfangen.

Schnell wendet sich des Kaisers Glück,
 Zum öden Eiland muß er fahren.
 Der König eilt zum Thron zurück,
 Und wirbt auch wieder Schweizer=Schaaren.
 Bald steht des Hauptmanns Kompagnie
 Vollzählig da im welschen Flandern;
 Sie glänzt so schmuck und schön wie nie;
 Ein Musterkorps vor manchen andern!

Und, wie's dem Zufall oft gefällt,
 Der gleiche Chef, wie bei dem Trennen,
 Ward auch beim Sammeln hinbestellt;
 Er schien den Hauptmann nicht zu kennen.
 Nur sprach er, wenn beim Bataillon
 Sein Tadel Andre macht verlegen:
 „Herr Hauptmann, solches wißt Ihr schon;
 Ich sag' es nur der Jüngern wegen.“

Nun kam von Oben her Bericht,
 Dem König Ritter vorzuschlagen.
 Das galt ein Kreuz, das floh man nicht;
 Ein Jeder wollt' es willig tragen.
 Der Oberst merkt' sich vom Sergeant
 Bis zum Major gar manch Verlangen.
 Der Hauptmann, der sich nicht genannt,
 Wird im Verzeichniß übergangen.

Nun wird die Sache weit und breit
 Vom Kriegs Rath und bei Hof berathen.
 Denn auch die Gunst erfordert Zeit;
 Man wiegt sie wie die Heldenthaten.
 Zuletzt erfolgt dann der Bescheid; —
 O seht die Spannung, das Gezitter! —
 Die Post bringt allen Andern Leid; —
 Der Hauptmann nur ward Ludwigsritter!!

Denn wißt, es hat der General
 In Saint Denis gar wohl vernommen,
 Was dort der Mann auf Deutsch empfahl.
 Es war im Grund ihm ganz willkommen.
 Folgt er gleich auch dem Strome nach,
 Sein Herz hing doch an den Bourbonen.
 Und weil's ihm selbst an Muth gebrach,
 Wollt' er den Muth am Hauptmann lohnen!

Bleibt, Schweizer, treu bei Pflicht und Eid,
 Zumal in diesen ernsten Tagen,
 Dann könnt ihr auch zu jeder Zeit
 Das Schweizerkreuz mit Ehren tragen.
 Ein wahrer Held übt Tapferkeit
 Und Felsentreue mit einander;
 Und beide rühmt man weit und breit;
 Hoch lebe drum Herr Hauptmann Pfander!



XXV.

Jerry, der christliche Negerklave.

Im Innern von Virginien wohnt ein reicher alter Farmer, Namens H. Dieser lebte lange Zeit ohne Gott in der Welt; von Sonntag oder Gottesdienst war bei ihm und seinen Hausgenossen nie die Rede. Gebetet wurde auch nicht, desto mehr aber gesclucht. Singen hörte man nur, wenn Trinklieder erschallten. Keine Bibel verbreitete ihr Licht über das schauerliche Dunkel in diesem Hause. Der Mann war ein vollkommener Ungläubiger, seine Frau ein stolzes, sorgloses Weib, und sein einziges Kind, eine 22jährige Tochter, ein wildes Modegeschöpf, das durch der Eltern Schwäche und ihr böses Beispiel gänzlich verderbt war. Und doch hat die Gnade Gottes auch in diesem Hause einen glänzenden Triumph gefeiert, und das vermittelst eines sehr schwachen Werkzeugs, eines armen Sklaven, Namens Jerry.

Dieser war ein Mitglied der Methodistenkirche. Er hatte lange Zeit bei einem frommen Mann gebient, der seiner Gottesdienstlichkeit nichts in den Weg legte. Nach dessen Tode kaufte ihn Herr H. Jerry kannte den Charakter seines neuen Herrn; er hoffte jedoch, er werde ihn in Ruhe lassen. Hierin irrte er sich aber.

Es konnte dem neuen Herrn nicht entgehen, daß Jerry ein sehr nützlicher, höflicher und unterthäniger Diener war, der auch auf die andern Sklaven einen sehr günstigen Einfluß ausübte; er hatte ihn eben darum gekauft. Als er aber vernahm, wie derselbe am Sonntag sang und betete, so verwies er es ihm ernstlich und drohte ihm im Wiederholungsfall mit harter Züchtigung, weil er dergleichen in seinem Hause durchaus nicht leiden wolle. Jerry antwortete ganz bescheiden: „Ich bin nicht gern ungehorsam. Aber eben darum wollte ich fragen, ob ich nicht jetzt zur Predigt gehen dürfte?“

„Was sagst du da, du schwarzer Schurke?“ erwiderte sein Meister. „Wenn ich dich gehen lasse, so wirst du alle Neger auf diesem Plage verwirren. Wage es nur, so will ich dich gehörig züchtigen!“

Jerry ging fort; er wußte nicht, was er thun sollte. Er verbrachte den Tag mit Beten und Weinen. Bisweilen dachte er an den Spruch: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Dann fielen ihm wieder die Worte ein: Ihr Knechte seid gehorsam euern leiblichen Herren.

Der Montag kam mit seiner mühseligen Arbeit; aber die Arbeit seiner Seele war noch schwerer als die leibliche. Er wußte nun, daß, wenn er zur Kirche ginge, er gepeitscht werden würde. Er überlegte sich die Sache die ganze Woche hindurch; endlich ward es ihm ausgemacht, er wolle sich lieber züchtigen lassen, als daß er versäume, für seine Seele zu sorgen.

Der Sonntag Morgen kam und Jerry sang, betete, und ging dann zur Kirche. Er erquickte sich sehr an dem Worte des Lebens, und kam daher wohlgemuth wieder heim. Unterdessen hatte aber sein Herr seine Abwesenheit vernommen, und sobald er heim kam, ward er vorgefordert. Er mußte nun selbst seinen Rücken entblößen, und der Pflanzler züchtigte den armen

Mann, bis er ganz wund war. Jerry ließ keinen Laut vernehmen und ertrug Alles mit Ergebung.

Acht Tage darauf wiederholte sich die gleiche Scene, und so mehrere Sonntage, mit dem Unterschied, daß des Meisters Zorn zunahm und die Züchtigung daher noch heftiger wurde. Er hätte den Sklaven gern verkauft; aber es reute ihn doch, einen so fleißigen Arbeiter zu verlieren, und er hoffte immer noch, ihm seine religiösen Grillen, wie er es nannte, abzugewöhnen. Andere lassen sich freilich durch jede geringe Unpäßlichkeit von der Kirche abhalten; den Jerry aber konnten selbst die Peitschenhiebe nicht an der Erfüllung seiner religiösen Pflichten verhindern.

Nach einiger Zeit wurde Herrn H.'s Tochter tödtlich krank. Das einst so stolze Mädchen täuschte sich nicht über ihre Lage; sie erkannte ihr Todesurtheil an ihrem hohlen Husten und an dem Hinsinken ihrer Gestalt. Obgleich sie den Jerry für halb verrückt hielt, so hatte doch sein Singen und Beten einen Eindruck auf sie gemacht. Sie fühlte jetzt auch ein Bedürfniß zu beten; aber sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte. Hülflos stand da der Vater mit seinem starren Unglauben, die Mutter wollte halb verzweifeln, ihre Freundinnen bedauerten sie: das war Alles, was sie thun konnten.

Zuletzt sagte sie: „Papa, laß doch Jerry zu mir kommen!“ Der Vater: „Was soll er bei dir thun, meine Liebe?“ „Er soll mit mir beten.“ „Was soll dir das helfen? Er ist einer der hartnäckigsten Menschen, die ich je gesehen habe.“ „Papa, ich weiß gewiß, es ist etwas Gutes an ihm. Wenn du ihn peitschest, klagt er ja nie. Er ist gewiß ein guter Mensch, laß ihn für mich beten! Ach thue es doch!“

Was wollte der Vater machen? Er, der das Gebet haßte, konnte doch seinem sterbenden Kinde nichts abschlagen. Jerry

ward also geholt, und die Tochter sagte ihm, wie es ihr zu Muth sei.

"Ich will mit Ihnen beten, Fräulein," sagte Jerry; "aber Sie müssen auch beten. Jesus Christus wird Sie hören und Ihre Seele erretten."

Jerry kniete nieder und betete ernstlich zu Gott für das Seelenheil der jungen Herrschaft. Sie wurde dadurch ergriffen und rief Gott laut um Erbarmen an. Das beunruhigte den Vater, und weil er dachte, Jerry sei Schuld an der Angst, die seine Tochter befallen, so gab er ihm etliche Streiche mit seinem spanischen Rohr. Jerry aber fuhr zwischenein fort zu beten, und die Tochter hat den Vater inständig, er möchte sie doch zusammen allein lassen. Das that er denn endlich, und bald ward es licht in ihrer Seele; sie freute sich ihres Heilandes, und ihr ganzes Aussehen ward nach und nach heiter und freundlich.

Nun ließ sie auch ihre Eltern kommen und rief: "Papa, jetzt bin ich glücklich! Mamma, meine Sünden sind mir vergeben! Papa, du mußt den Jerry nicht mehr peitschen!"

Darauf fing sie an, die beiden Eltern zu ermahnen, daß sie doch auch für ihre Seele sorgen möchten, und betete dringend für ihr Heil. Jerry unterstützte sie auch darin auf das kräftigste. Die Mutter wurde bald erweicht und flehte mit Thränen um Gnade. Der Vater widerstand noch eine Zeit lang; aber die Ermahnungen von Frau und Kind blieben nicht vergeblich. Er fing an über sich nachzudenken; sein Gewissen wachte auf; besonders fiel ihm die Mißhandlung des Jerry schwer auf das Gewissen. Er seufzte, schrie, und wollte weder essen noch trinken; Alles in ihm und um ihn her war Dunkelheit und Schuldgefühl.

Zuletzt war an ihm die Reue, Jerry kommen zu lassen; er bekannte seine Grausamkeit und rief ihn um Vergebung an. Beide knieten zusammen nieder, und so war H. gewonnen.

O welch ein Anblick! Wie freute sich da Herr und Frau, Tochter und Sklave des gemeinsamen Heils! Und die Engel im Himmel werden auch Freude über diesen Anblick gehabt haben.

Wenige Wochen hernach eilte die Tochter hin zur Ewigkeit, nachdem sie vorher noch den Jerry ihrem Vater empfohlen hatte.

Herr und Frau H. besuchten von nun an die Kirche, und ihre ganze Dienerschaft folgte ihnen dahin nach. Jerry's Mitknechte bekehrten sich auch, und er selbst wurde gleichsam der Patriarch unter ihnen. Er war und blieb ein treuer Knecht Christi und ein nützliches Mitglied der Kirche.

Also zeigte sich die Kraft des Wortes Gottes! Und an Jerry wurde der Spruch erfüllt: „Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wer mir dienet, den wird mein Vater ehren!“



XXVI.

Krönung des Königs in Siam, 1851.

Nach dem Bericht eines amerikanischen Missionars.

Nachdem man mehrere Wochen auf einen Tag von guter Vorbedeutung gewartet hatte, wurde endlich der 15. Mai zum Krönungstag des neuen Königs bestimmt. Es war der Tag des Vollmonds und zugleich der Geburts- und Todestag des Gottes Buddha. Die Ceremonien fingen früh Morgens an. Bei der Feierlichkeit im Innern des Pallastes waren nur die Prinzen, hohen Offiziere und Edelleute zugegen. Von einem derselben rührt diese Erzählung her.

In einem der zahlreichen Säle des Pallastes war eine Vorrichtung getroffen worden, um einen Regenschauer zu veranstalten, als Sinnbild des Segens, den nach den Begriffen der Siamesen die Engel auf die Erde gießen. An diesem Platz saß auf einer großen, reich verzierten und vergoldeten Bühne der neu erwählte Souverän, dessen Füße sich in einem goldenen Becken befanden. Nun wurde die Klappe des Sturzbades geöffnet, und sieben der höhern Offiziere gossen dazu noch aus goldenen Krügen Wasser, das aus sieben verschiedenen Strömen des Reichs geschöpft war, über den König aus.

Nach dieser nassen Ceremonie kleidete man den Fürsten in

sein königliches Gewand, das reich mit Gold durchwirkt war, und führte ihn auf eine andere Plattform, auf welche nach den acht Himmelsgegenden acht Stühle gesetzt waren. Unterhalb des Gerüstes stand vor jedem dieser Stühle ein Bramine. Diese sind zugleich die Astrologen des Königs. Sie waren in einer gebückten Stellung, und jeder hielt einen goldenen Becher in der Hand, der mit Wasser aus einem der sieben Ströme angefüllt war; der achte Bramine hatte heiliges Wasser aus dem Fluß, der die Hauptstadt durchströmt. Der König setzte sich der Reihe nach auf jeden der acht Stühle, trank aus dem Krug eines jeden Braminen, benetzte seine Stirne mit dem Wasser und erhielt von einem jeden den Segen.

Von da wurde der König in einen dritten Saal geführt und mit den Zeichen der königlichen Würde bekleidet. Zu dem Ende setzte er sich auf einen erhabenen Thron, dessen Sitz aus einer massiven goldenen Platte bestand. Auf dieser Platte ist das Bild eines Fabelthiers eingegraben, welches Nachasee heißt. Dieses betrachten sie als den König der Thiere, der in einem Hain auf dem sogenannten heiligen Berg seine Wohnung haben soll. Zuerst erhielt der Monarch aus der Hand eines Braminen die Krone, die von getriebenem Gold gemacht und mit vielen Diamanten besetzt ist. Diese setzte er sich mit eigener Hand auf sein Haupt. Dann wurden ihm die goldenen Pantoffeln angezogen, und so nach einander das Scepter, das zweischneidige Staatschwert und ein Büschel weiße Pferdehaare, welches nur der König und die Prinzen tragen dürfen, gereicht.

Die nächste Ceremonie war die der Darreichung von Waffengeräthen. Man übergab ihm den Speer, den Wurfspeer, den Bogen, die Streitart, das lange Schwert, den Hirschfänger und noch verschiedene andere Waffen, deren Namen und Gebrauch den civilisirten Völkern unbekannt sind. Die Scene

endete damit, daß der König eine Menge goldene und silberne Blumen und goldene Münzen unter die Anwesenden warf, im Werth von etwa $2\frac{1}{2}$ Dollars oder Fünffrankenstücken. Alle Anwesenden, Fürsten und Offiziere, Alte und Junge vergaßen nun ihre gewohnte Würde, und wetteiferten mit einander im allgemeinen Gebränge, um sich so viel als möglich von den goldenen Schätzen zuzueignen; der neue König lachte bei dieser fürstlichen Belustigung und verließ seinen Thron.

Den übrigen Theil der Krönungsfeierlichkeiten durften wir selbst in Gesellschaft der fremden Residenten mit ansehen. Es ist das erste Mal, daß Einer von uns Erlaubniß bekam, den Pallast zu betreten; da aber der jetzige König uns früher schon öfter besucht hat, so nahm er keinen Anstand auch jetzt zu zeigen, daß er uns zu seinen Freunden zähle.

Als wir am westlichen Thore anlangten, war schon Jemand bereit, uns hinein zu geleiten. Wir zogen durch lange Reihen von Soldaten, welche die verschiedensten Uniformen anhatten. Einige trugen Waffenröcke von grobem rothen Flanell, nebst schwarzen Papiermützen und baumwollenen Federn, um die europäischen regelmässigen Truppen nachzuahmen. Andere hatten Gewänder von Calicot, wie man ihn zu Vorhängen gebraucht, und ähnliche Mützen. Die Einen waren mit Flinten bewaffnet, Andere mit Speeren, wieder Andere mit Schwert und Schilden von verschiedener Form. Ganze Kompagnien hatten nur Wurfspieße, andere Bogen und Pfeile, andere dreizackige Speere und Streitärzte von verschiedener Art.

Zu beiden Seiten sahen wir Zeughäuser mit Kanonen und Mörsern, bei welchen wir dachten, ob wohl die armseligen Soldaten auch im Stande seien, sie zu handhaben? Wir wurden in einen großen Saal geführt, wo sich zu unserer Bequemlichkeit Matten und Stühle befanden. Ein Oberst von 45 Jahren, von portugiesischer Abkunft, war uns als Ehrenbegleiter zu-

gegeben. Er trug bei diesem Anlaß eine schöne Uniform mit Epauletten, eine weiße Halsbinde, ein gesticktes Vorhemd und Manchetten, Beinkleider von reich geblümter Seide, einen niedlichen Hut, und dazu war er — barfuß.

Während wir auf den König warteten, zeigte man uns leichte eiserne Kanonen von kleinerem Kaliber, niedlich gemacht und mit Silber prächtig eingelegt, ein Produkt der siamesischen Kunst. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die zwei Kanonen, welche bei der Zerstörung der Bastille in Paris im Jahr 1789 so wirksam waren, ein Geschenk gewesen sind, welches der König von Frankreich lange vorher vom König von Siam erhalten hatte.

Der Audienzsaal des Königs und was mit demselben zusammenhängt, ist ein großes Gebäude. Die ganze Außenseite des Pallastes ist reichlich geziert mit Blumenwerk und Vergoldungen, und an jeder hervorragenden Ecke ist das goldene Horn angebracht, welches das Schloß und die Tempel von den Privatwohnungen unterscheidet. Nahe bei diesem Gebäude standen sieben Elephanten, ein jeder unter einem weißen Baldachin. Der größte von allen trug drei massive goldene Ringe mit kostbaren Edelsteinen an jedem seiner Riesenhauer. Er stand da, als wäre er sich seiner Würde bewußt, fraß Gras und Bananen aus Gefäßen von gediegenem Silber, und das Volk verbeugte sich im Vorübergehen nicht anders vor ihm, als vor einem Prinzen. Die königlichen Pferde waren auch in Bereitschaft, mit prächtigen Sätteln und Decken, und die Stirnbänder der Zäume glänzten von zahlreichen Diamanten.

Es war halb 10 Uhr, als wir Befehl erhielten, in die Halle einzutreten. Wir kamen unmittelbar dem Throne gegenüber zu stehen. Die Halle, bei 50 Fuß hoch, ruht auf zwölf viereckigten Pfeilern von Backsteinen, welche scharlachroth angemalt und mit goldenen Figuren geziert sind. Leuchter von verschiedener Art hingen von der Decke herab und gewährten den

kleinen Vögeln, welche beständig aus und ein flogen, einen Ruheplatz. Der Thron war mit goldenem Laubwerk niedlich geziert und mit Teppichen von Goldgewebe überhangen. Zur Rechten desselben stand ein acht Fuß hoher Baum von Silber, und zur Linken ein anderer, dessen Blätter von getriebenem Golde waren. Dem Krönungsthron gegenüber stand ein einfacherer, für die täglichen Audienzen. Der Boden der Halle war mit einem gewöhnlichen Teppich bedeckt, auf welchem sämtliche Prinzen und Würdenträger auf den Knien herankrochen, das Angesicht gegen den Thron gerichtet. Diese Herren trugen schön geblünte silberne Jacken und ein reich vergoldetes Übergewand. Wir setzten uns auch auf den Teppich, aber nach unserer Bequemlichkeit.

Nach wenigen Minuten verkündigte der Schall der Trompeten die Ankunft des Königs. Als der Vorhang aufgezogen wurde und man ihn erblickte, brachten alle Siamesen ihre Hand zur Stirne und bückten sich dreimal vor ihm. Der König setzte sich auf den Thron. Seine Krone war eine enge Mütze, mit einer hohen goldenen Spitze, die mit großen Diamanten besetzt war. So glänzten auch die Finger des Königs von Ringen und sein Gewand von Goldstoff; sein Scepter und alles Uebrige war mit Gold und Perlen reichlich geziert.

Zwei Braminen zu beiden Seiten des Throns sprachen abwechselungsweise einen Segen über den König aus, worauf der erste königliche Sekretär die Titel verlas, die dem König nun sollten beigelegt werden, über die man sich vorher verständigt hatte. Darauf folgte die Uebergabe des Königreichs, des Pallastes, der Hauptstadt, des Schatzes, der Armee und der Flotte, der Elephanten, Pferde und Wagen durch die verschiedenen Minister und Beamte, welche darüber gesetzt waren. Der König beendigte die Ceremonie mit einer schönen Rede; darin sagte er den Ministern und Edelleuten, sie möchten keinen

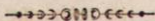
Auſtand nehmen, ſich darüber auszuſprechen, wenn ſie je ſeine politiſchen Maßregeln mißbilligten. Die Ausländer verſicherte er ſeiner beſondern Freundschaft, und empfahl ihnen, wie auch den Miſſionären, ihr Geſchäft fortzutreiben und ſich in allen Umſtänden an ihn zu wenden.

Während der Audienz warfen ſich die Siameſen öfters vor dem König zur Erde. Das Zeichen dazu gab ein Mann nahe bei dem Thron, worauf Alles ſich taſtmäßig verbeugte. Als der König den Thron wieder verließ und der Vorhang fiel, krochen alle Anweſenden wieder auf den Knien hinaus, wie ſie herein gekommen waren. Es war uns auffallend, daß bei einem ſo demüthigenden Benehmen der Eingebornen, von den Europäern gar kein Niederwerfen oder Schuheausziehen gefordert wurde.

Wir beſahen nun in dem Pallast ein ſmaragdenes Bild des Buddah, das beinahe einen Fuß hoch iſt, mehrere phantaſtiſche Bildniſſe in Elfenbein und eine Lotospflanze von maſſivem Gold, die faſt 4 Fuß hoch iſt. Dann wurden wir in einen andern Saal eingeführt, wo uns ein köſtliches Gaſtmahl ganz nach unſerer Sitte aufgetiſcht wurde. Während deſſelben beſuchten uns mehrere Prinzen und hohe Beamte, mit welchen wir von längerher bekannt waren. Der König ſandte uns durch ſeinen angenommenen Sohn ein Muſter von den Gold- und Silberblumen und den golbnen Münzen, welche früh Morgens unter die Prinzen und Adeliſchen waren vertheilt worden. Auch von kleinen geſchlagenen Silbermünzen kriegten wir etliche, ſo daß das Geſchenk eines Jeden den Werth von etwa fünf Dollars hatte.

Während wir an der Tafel ſaßen, vernahmen wir, der König werde bald nahe bei der großen Thüre unſeres Saals vorbeikommen und er wünſche uns dort zu ſehen. Wir erwarteten natürlich, er ſuche eine Gelegenheit, unſere Glückwünſche

in Empfang zu nehmen, und englisch mit uns zu reden, welches er sehr gern thut. Als er aber in seinem Staatsstuhl vorbei getragen wurde, war's ihm nicht um ein Gespräch zu thun, sondern er fing an über unsere Köpfe einen Regen von Salings oder Fünfccentstücken zu werfen. Um nun dem Späß zu entsprechen, mußten wir uns wohl dazu verstehen, die Münzen so schnell als möglich und mit frohen Gesichtern aufzulesen. Das war das Ende des Festes.



XXVII.

E u g e n i a.

Eugenia war die Tochter eines Kolonistenpredigers an der Wolga. Ihr kurzes Leben ist so lieblich und ihr Ende so traurig gewesen, daß die Nachricht davon nicht ohne Theilnahme wird vernommen werden.

Sie war geboren im Juli 1827 und stand von Jugend an in einem zarten Verhältniß zu ihrem Herrn und Heiland. Sie hatte die Gewohnheit, wenn sie sich verfehlt hatte, immer zuerst mit Ihm selbst auszureden, und dann erst bei den Eltern Vergebung zu suchen. Das Leiden und Sterben des Herrn war ihr von Jugend an sehr wichtig. Schon als kleines Kind hatte sie eine Herzensfreude daran, wenn man ihr ein niedliches Kreuzchen schenkte.

In ihrem dritten Jahre bekam sie ein kaltes Fieber, das bisweilen in ein hitziges überging. So schwebten ihre Eltern vier volle Monate zwischen Furcht und Hoffnung. O wie schwer wurde es ihnen oft, das Leiden des Kindes auch nicht im Geringsten lindern zu können, weil die Entfernung von Saratow und der Mangel an Aerzten in dieser großen Stadt es unmöglich machte, einen Arzt zu bekommen. Der Anblick der Leidenden wurde endlich so jämmerlich, daß man ihr den Tod hätte wünschen mögen. Erst im fünften Monat fing sie an, sich allmählig zu erholen.

Bald hernach wurde ihr Vater von der Cholera befallen. Als das dreijährige Kind den Vater wie todt da liegen sah, brach sie in ein lautes Schreien aus, und rief unaufhörlich: „Ach Gott, ach Gott, mein Vater stirbt!“ Dann nahm sie ihre Mutter bei der Hand und sagte: „O Mutter, laß uns in einer Ecke niederknien und den Herrn Jesus bitten, daß mein Vater nicht stirbt.“ Und so kniete sie nieder und betete unter Schluchzen und Weinen: „Ach lieber Herr Jesus! Mein Vater soll noch nicht sterben!“ Und ihr Gebet war kräftig und mächtig, und er genas.

So oft ein Kind starb, sagte sie mit freudestrahlenden Augen zu ihren Eltern: „O wie freue ich mich, daß wieder ein Kind zum Herrn Jesus in den Himmel kommt.“ Starb ein Erwachsender, so war sie sehr unruhig und wollte Gewißheit haben, ob derselbe sich wohl zum Herrn Jesus befehrt habe. Konnte man zu ihr sagen, daß der oder jener Verstorbene auf seinem Krankenbett zu Jesu geseufzt habe, so weinte sie vor Freuden. Wenn sie der Vater als Kind auf seinem Schooße hatte und ihr Jesus am Kreuz vor die Augen malte, oder von der Herrlichkeit des Himmels mit ihr sprach, da weinte sie sich oft mit ihm satt; und solche Stunden gehörten zu den seligsten ihres Lebens.

Zu Anfang 1836 brachte sie ihr Vater nach Moskau in eine Pensionsanstalt, wo sie drei Jahre blieb. So schwer es namentlich der Mutter wurde, dieses Kind, ihre einzige Freude und Erheiterung in ihrer oft wochenlangen Einsamkeit, im Alter von $9\frac{1}{2}$ Jahren schon von sich zu lassen, und zwar in eine Entfernung von 1000 Wersten (250 Stunden), so war es doch hohe Zeit; denn ihr Vater konnte bei seinem ausgedehnten Amt wenig für ihren Unterricht thun, und die Mutter bei ihren Sorgen für die Wirthschaft und die kleinern Kinder noch weniger. Doch herrschte in jener Anstalt Gottseligkeit und Frömmigkeit; die Vorsteherin pflegte ihre Zöglinge mit mütterlicher Liebe und Treue. Aus Eugeniens Briefen leuchtete auch fortwährend der fromme und kindliche Sinn hervor, der ihr ganzes Leben auszeichnete. Im Jahr 1839 kam sie wieder nach Hause.

Im folgenden Jahr wurde ihre Mutter, die sich bisher einer festen Gesundheit zu erfreuen hatte, tödtlich krank. O wie oft und unter wie vielen Thränen hat Eugenia während sechs Monaten um deren Leben gefleht! Man hoffte auf ihre Genesung bis zur letzten halben Stunde. Aber umsonst! Sie verschied mit aufgehobenen, gefalteten Händen, und ihre letzten Worte waren Jesus! Jesus!

In den ersten Tagen nach diesem Heimruf fiel die gute Tochter des Tages zwei bis dreimal in stundenlange Ohnmachten. Der Vater durfte seinen Thränen nur in seinem verschlossenen Kämmerlein freien Lauf lassen. Denn sobald sie ihn weinen sah, so schwanden wieder ihre Sinne.

Zu Pfingsten 1841 ward Eugenia von ihrem Vater vor öffentlicher Gemeinde konfirmirt. Von ihrer damaligen Herzensstellung zeugten auch ihre Beschäftigungen in den Erholungsstunden. Sie zeichnete gern. Und so zeichnete sie dann mit der Feder bald Christus am Kreuz, bald einen Engel, wie er dem Herrn die Dornenkrone, Speer und Nägel überreichte, bald

einen kreuztragenden Christus, und darunter schrieb sie die kräftigsten Lieder, 3. B.

Ueberwunden, überwunden
 Hat der Herr der Herrlichkeit!
 Sieh', er schlummerte nur Stunden
 In des Grabes Dunkelheit.
 Und da überwand er weit!
 Und da glänzten seine Wunden! —
 Nimmermehr, Hallelujah,
 Bluten sie auf Golgatha!

Gerne will ich hier noch wallen,
 Herr, so lange Du es willst.
 Knieen will ich, niedersinken,
 Fleh'n, daß Du dich mir enthüllst,
 Und mein Herz mit Kraft erfüllst,
 Dein hochheilig's Lob zu lassen.
 Selig war stets, den dieß Lob,
 Lebensfürst, zu Dir erhob!

Im Geist und in der Wahrheit und mit Engelsfreudigkeit legte sie ihr Glaubensbekenntniß ab, und erneuerte ihren Taufbund mit dem dreieinigen Gott. Es geschah mit solchem Nachdruck, daß die ganze Gemeinde davon ergriffen wurde. Als sie an den Stufen des Altars niederkniete und der Vater sie mit Handauflegung zu ihrem fernern Christenlaufe einsegnete, da strahlte ihr Antlitz vor Freudigkeit. Und das Herz des Vaters durchdrang ein unnenubar frohes und wehmüthiges Gefühl.

Von diesem Tage an hatte sie ein Vorgefühl von ihrem baldigen Heimgang. Vor dem Vater verbarg sie diese Ahnung, um seiner zu schonen; aber mit befreundeten Personen sprach sie oft davon.

Zu Ende des Mai mußte die Familie aus dem Pastorate

ausziehen, weil dieses gründlich reparirt werden sollte. Während etlicher Wochen herrschte eine fast unerträgliche Hitze, an der Sonne bis 45° Reaumur. Da nun in dem einstweiligen Quartier keine Einrichtung zum Baden war, so erlaubte ihr der Vater auf vieles Bitten, sich mit ihren zwei jüngern Schwestern, der achtjährigen Angelika und der fünfjährigen Aurelia im Karamysch-Flüßchen zu baden. Er gab ihnen die Frau des Schullehrers zur Begleitung mit, und nannte ihnen eine Stelle, die für das kleinste Kind keine Gefahr bringen kann. Es war am 24. Juni neuen Stils, Abends um halb fünf Uhr.

Auf dem Wege zur bezeichneten Stelle bemerkte die Schullehrerin, daß dort herum jetzt viele Leute auf dem Felde beschäftigt seien. Sie sagte: „Ich weiß einen andern Ort, der ebenso gut ist.“ Bald kamen sie an eine Stelle, wo das Flüßchen einen runden Kessel bildet, wie dieß in der Steppe oft vorkommt. Die Lehrerin wollte vor Allem das Wasser sondiren, und ging nach einem etwas entfernten Zaun, um aus demselben zu diesem Endzweck einen Stecken auszuziehen.

Indessen zog Eugenia die Strümpfe aus, um nur erst die Füße etwas abzukühlen. Aber so wie sie an das Ufer tritt, und den einen Fuß nach dem Wasser ausstreckt, weicht die lockere, vor kurzem erst angeschwemmte Erde unter ihren Füßen. Sie sinkt, ergreift aber sogleich die beiden Hände ihrer Schwester Angelika. Diese spricht: „Liebe Eugenia, wenn du mich nicht losläßt, so muß ich mit dir ertrinken.“ Mit Geistesgegenwart läßt sie nun die Hände ihrer Schwester los, und sinkt, vollständig angekleidet, ganz unter. Angelika ruft um Hülfe. Die Schullehrerin eilt herbei, springt in's Wasser, um die arme Eugenia zu retten, und — beide bleiben unten im Wasser!! — —

Ganz in der Nähe waren keine Leute. Angelika nimmt Aurelia bei der Hand, reißt sie mit sich fort, und schreit was

sie schreien kann, bis ein junger Mann herbei kommt, nach der Stelle hineilt, und mit Lebensgefahr eine Untergrundkammer nach der andern herauszieht.

Gerade um halb sechs Uhr ging an diesem Abend der Vater aus der Miethwohnung zum Pastorat. Da jagt Einer zu Pferde auf ihn zu, und ruft schon aus der Ferne: „Ihre Eugenia ist ertrunken!“ Der Vater eilt in heftigem Lauf nach der bezeichneten Stelle hin, bricht aber bald zusammen. Ein Wagen nimmt ihn auf, führt ihn schnell an den Ort, und nun stürzt er neben seiner entseelten Eugenia hin, laut zu Gott im Himmel schreiend.

Der Ort war nur eine gute Viertelstunde von der Kolonie entfernt. Die beiden Leichen wurden langsam heingefahren. Zu Hause wurden noch alle möglichen Rettungsversuche angestellt. Aber umsonst! Beide waren wohl vom Schlag gerührt worden. Sie konnten kaum zehn Minuten im Wasser gewesen sein, aber dieses war wie gekocht.

O Gott, wie war das Herz des Vaters zerrissen! Wie blutete es Tag und Nacht! Wie rang der Wittwer mit Gott, dem nun auch ein so theures Kind auf eine so herzerreißende Weise entrisen worden war, das da blühte wie eine volle Rose, seine einzige Stütze, die liebende Freundin ihrer jüngern Geschwister, die sie so treulich unterrichtete, die alle ihre Kleidungsstücke selbst verfertigte, die überhaupt in ihrem Alter von fünfzehn Jahren leistete, was hundert andere in ihrem zwanzigsten Jahre nicht zu leisten vermögen! Hätte der Herr dem armen Vater nicht mächtig beigestanden, er würde an den Rand der Verzweiflung gerathen sein. Er aber bewahrte ihn vor dem Verzagen und Murren und ließ ihn auf's Kräftigste erfahren, daß das Herz Jesu der sichere Vergungsort bedrängter Seelen ist.

Und so stand er da als ein Denkmal der tröstenden und

durchhelfenden Gnade Gottes, mit dem Gedanken sich tröstend:
 „Ich werde die Theure wiedersehen bei meinem Gott und Herrn,
 der sie mir gegeben und genommen hat!“



XXVIII.

Frau Käthe's List.



Der Luther in schweren Nöthen war,
 Versunken in Kleinmuth ganz und gar,
 Der Teufel wollt' den kühnen Glauben
 Voll arger List dem Helden rauben, —

Der sonst so froh die Gnade pries
 Und alle Welt zum Kreuze wies,
 Wie Jakob rang mit seinem Gotte,
 Ihm ward sein Glaube, weh! zum Spotte!

Verzagen will er an seinem Herrn;
 Und in das Dunkel fällt kein Stern,
 Ob tröstet ihn, ob zürnt Frau Käthe
 Und um ihn weinet im Gebete.

Vergebens! fort mit Weh und Ach
 Sitzt Luther trostlos im Gemach,

Den langen Tag verstimmt und müßig
Und gar des Betens überdrüssig.

Da räth sein Weib ihm: „aus dem Haus
In Gottes Welt zieh' doch hinaus,
Vielleicht mag dir das Reisen frommen,
Dem bösen Geiste zu entkommen.“

Der Doktor wandert zagend fort,
Doch mit sein Gram von Ort zu Ort;
Kommt heim, du lieber Gott, noch trüber, —
Die Wolken zogen nicht vorüber.

Und als er in die Stube tritt
Mit finst'rer Stirn und müdem Schritt —
Vor Schrecken thät er jach erblaffen,
Und mag vor Beben kaum sich fassen.

Denn Kätche, steh', in schwarzem Kleid
Am Fenster sitzt mit bitterm Leid,
Das Thränentüchlein in den Händen
Thät sie sich grüßend gen ihn wenden.

„Um Gott, lieb Weib, was ist gesch'eh'n,
Daß ich dich muß in Trauer seh'n?
D sag', wem gilt dein banges Klagen,
Liegt ein's der Kinder auf dem Schragen?“

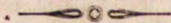
Fein lächelnd Kätche drauf begann:
„Weißt du's noch nicht, mein guter Mann?
Der Herrgott ward zu Grab getragen,
Er starb gar schnell vor wenig Tagen.“

Da wich mit eins des Doktors Gram,
 Und schluchzend rief er aus voll Schaam:
 „Vergib mir, Herr, die arge Sünde,
 Und deine Gnad' mir wieder künde!“

„Ei ja, noch lebt der alte Gott
 Und macht des Teufels List zu Spott.
 Hab', Rätke, Dank, daß du voll Treue
 Den Glauben mir erweckt außs Neue!“

Und unverweilt stimmt seinem Herrn
 Ein Lied er freudig an zu Ehr'n,
 Und in sein Herz zieht mit dem Liede
 In reichem Strom der alte Friede.

F. D.



XXIX.

Washington und der Farmer.

Während des amerikanischen Befreiungskriegs hatte einst General Washington seine Armee zwischen Albany und Chesnut Hill gelagert. Wenige englische Meilen davon stand das Heer der Engländer. Ungefähr in gleicher Entfernung von beiden Lagern befand sich die Wohnung eines reichen Pächters, welcher in dieser Gegend die Landwirthschaft betrieb.

So oft der General auf seinen Refognoscirungen bei dem Hause des Pächters vorbeikam, bot dieser ihm auf die zuvorkommendste Weise die Gastfreundschaft an, mit der Bemerkung, daß er doch bei ihm gar viel mehr Bequemlichkeit finden würde, als in seinem Lager. Auf das viele Bitten hin fing endlich der General an, von dem Anerbieten des Farmers einigen Gebrauch zu machen, und verbrachte ein Stündchen zur Erholung bei demselben, so oft es die Umstände gestatteten.

Aber ein guter, alter, ehrlicher Holländer in der Nachbarschaft wollte den republikanischen Gesinnungen des Pächters nicht recht trauen. Er glaubte im Gegentheil aus mehreren Anzeichen schließen zu können, daß derselbe ein ausgemachter Royalist sei. Als er drum einst den General von einem solchen Besuch zurückkommen sah, redete er denselben so an: "Ich

fürchte, Ihre Besuche bei dem Pächter möchten zuletzt sehr übel ausschlagen. Meiner Meinung nach wartet er nur auf einen günstigen Anlaß, um Sie in eine Falle zu locken. Seien Sie versichert, er ist kein Freund von Ihnen; er ist im Gegentheil ein Spion.“

Auf diese Anzeige hin berief der General nach etlichen Tagen einige zuverlässige Soldaten zu sich, hieß dieselben englische Uniformen anziehen, die in seinem Lager vorhanden waren, gab ihnen die nöthigen Verhaltensbefehle und nachdem er sie entlassen hatte, machte er abermals einen Besuch bei dem Pächter. Er unterhielt sich mit ihm gewohnter Maßen von den Tagesneuigkeiten. Nach einiger Zeit empfahl er sich wieder und schlug den gewöhnlichen Weg zu seinem Lager ein.

Raum war er eine kleine Strecke von des Mannes Wohnung entfernt, so näherten sich derselben von hinten die verkleideten Soldaten. Sie stellten sich, als wenn sie eine englische Patrouille wären und fragten den Mann, ob er wohl keine Ausreißer von ihrer Armee in der Nähe wahrgenommen habe? „Ausreißer keine!“ war die Antwort. „Es ist aber sehr zu beklagen, daß ihr nicht etwas früher gekommen seid. Wäret ihr nur eine halbe Stunde früher da gewesen, so hättet ihr euch berühmt machen und den General selbst aufheben können, der eben erst von hier weggegangen ist. Doch ist es, glaube ich, noch nicht zu spät, um einen schönen Streich auszuführen. Ich habe dort im Stall ein flinkes Pferd: Ich kenne den Weg des Generals und will euch bei diesem schönen Handstreich zum Führer dienen.“

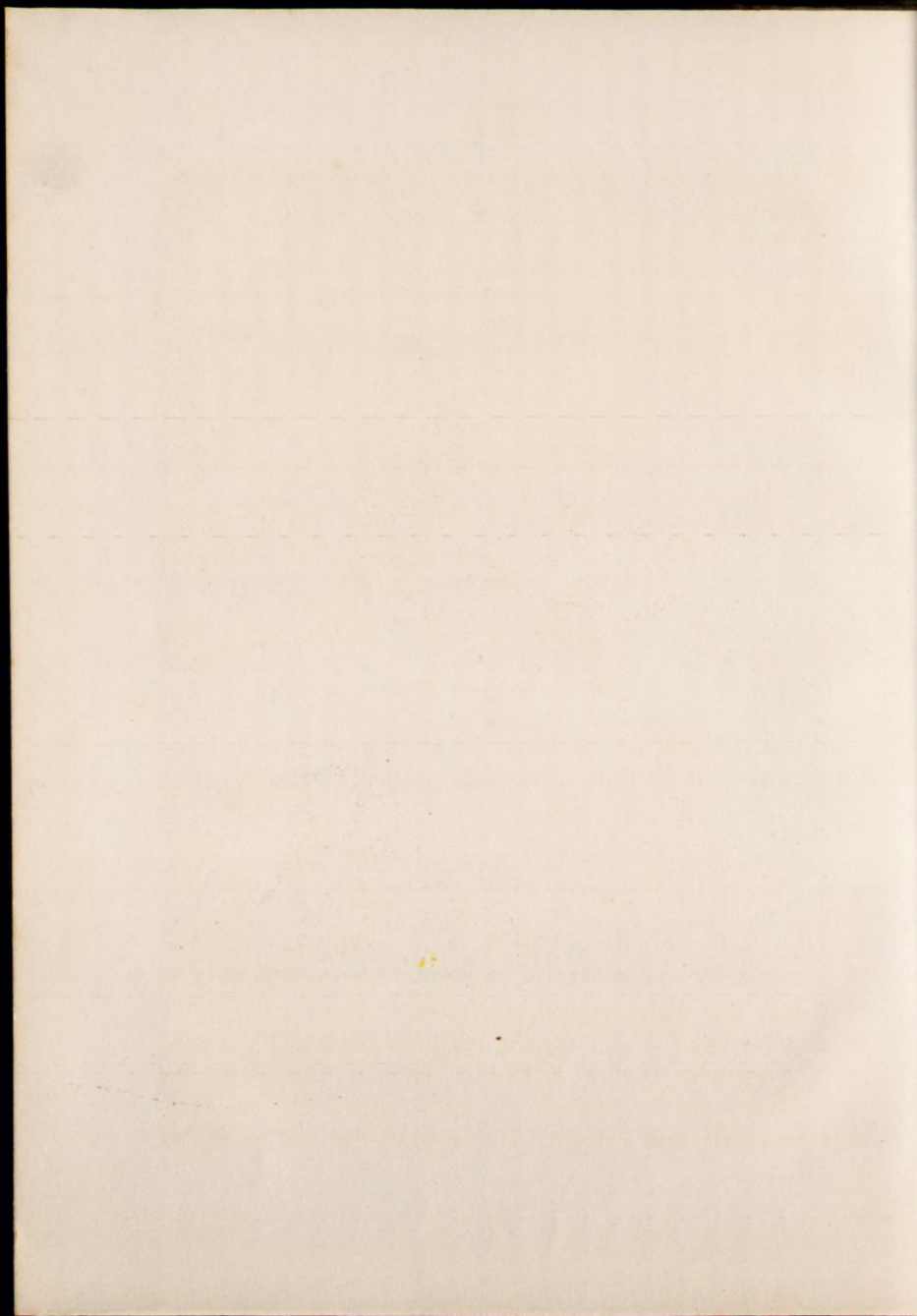
Schnell waren die Vorbereitungen gemacht. Die Soldaten eilten auf dem ihnen angezeigten Wege dem General nach, und der Pächter hatte sie auf seinem Klepper bald eingeholt. Nicht gar weit brauchten sie zu jagen, so holten sie schon den General ein, der sich nicht beeilt hatte. Sie kamen ganz plötzlich



Washington und der Farmer.

A. Beck. del.

Lith. O. Wey. in Basel.



über ihn, an einer Stelle, wo der Weg gerade um eine Ecke bog.

Ehe man sich's versah, war der Pächter vom Pferde herunter, schritt auf den General los, fiel ihm in den Zügel und rief: "Englischer Gefangener!" Washington griff ruhig den Pächter am Arm und sagte: "Gut, gut! Jetzt habt Ihr Euch selbst gefangen!"



XXX.

Ein Brand, der aus dem Feuer gerissen wurde.

Erzählung eines Schottländers.

Ich stand neben meiner Mutter unter der geräumigen Vorhalle von Dr. Beattie's Kirche in Glasgow und wartete auf den Anfang des Nachmittags Gottesdienstes, als ich zwei junge Leute um eine Ecke hervorkommen und gegen die Kirche hin gehen sah. Sie hatten ihre schmutzigen Alltagskleider an und schienen etwas betrunken. Als sie bei der Kirchthüre vorbeigingen, nahmen sie einen prahlerischen, unanständigen Ton an; sie lachten und schwatzten und fingen endlich an ein wildes Lied zu singen. Meine Mutter wandte sich zu mir und sagte: Folge diesen Menschen und lade sie ein, in unsern Stuhl zu kommen.

Ich kam ihnen bald nach und richtete meinen Auftrag aus. Der Eine lachte ganz höhnisch und fing an zu fluchen; der Andere

ward still und nachdenkend und wurde offenbar durch diese Einladung betroffen. Sein Gefährte fluchte nochmals und suchte ihn wegzuziehen; er aber blieb immer stille stehen. Ich wiederholte meine Einladung; da sah er mich an und sagte: „Als ich ein Knabe war wie du, kam ich jeden Sonntag in die Kirche; jetzt bin ich schon drei Jahre lang in keiner gewesen. Es ist freilich nicht recht; ich will mit dir gehen.“ Ich nahm ihn bei der Hand und brachte ihn wirklich zum Hause Gottes, trotz der Vorstellungen und Verwünschungen seines Gefährten. Wir hörten eine herrliche Predigt über Pred. 11, 1. Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit. Der junge Mann war aufmerksam, aber verblüfft und niedergeschlagen.

Nach dem Gottesdienst sagte meine Mutter zu ihm: „Haben Sie eine Bibel?“ „Nein, aber ich kann mir eine verschaffen,“ antwortete er. „Nun, nehmen Sie meines Sohnes Bibel mit, bis Sie sich eine eigne verschafft haben, und kommen Sie nächsten Sonntag wieder. Es wird mich freuen, so oft Sie unsern Stuhl benutzen wollen.“

Ein Sonntag verging und noch einer, und der Fremde kam nicht wieder. Meine Mutter sprach oft von ihm und bekümmerte sich über sein Ausbleiben; sie trug ihn offenbar auf dem Herzen. Am dritten Sonntag früh, als die Gemeinde gerade angefangen hatte zu singen, siehe, da erschien der junge Mann wieder in unserm Stuhl. Er war jetzt ganz anständig gekleidet, schien aber mager und blaß, als wenn er erst von einer Krankheit genesen wäre. Unmittelbar nach dem Segen legte er meine Bibel vor mich hin und verließ die Kirche, ohne meiner Mutter Zeit zu lassen, sich mit ihm zu unterhalten, wie sie es so sehr gewünscht hätte. Auf den weißen Blättern der Bibel fanden wir etliche Worte mit Bleistift geschrieben, worin sich der junge

Mann dem Gebet meiner Mutter empfahl. Die Unterschrift war W. E.

Jahre verstrichen; meine Mutter ging zur ewigen Ruhe ein, ich selbst erwuchs zum Mann, und des Fremden wurde nicht weiter gedacht.

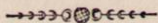
Im Herbst des Jahres 18— landete ich als Schiffsarzt auf dem St. George in der Tafelbai, am Kap der guten Hoffnung.

Am nächsten Sonntag nach dem Morgengottesdienst wünschte ein Herr, der hinter mir saß, meine Bibel anzusehen. In wenigen Minuten gab er sie mir zurück. Ich hatte verabredet, in einem gewissen Gasthof zu speisen, und stieg eben die Stufen vor demselben hinauf, als der gleiche Herr seine Hand auf meine Schulter legte und sich eine Unterhaltung von etlichen Minuten von mir ausbat. Wir ließen uns ein besonderes Zimmer geben; sobald wir uns gesetzt hatten, prüfte er meine ganze Gestalt mit großer Aufmerksamkeit und fing dann an zu schluchzen. Thränen rollten über seine Wangen herab; er war offenbar auf's Tiefste bewegt. Er erkundigte sich nach meinem Namen, Alter, Geschäft, Geburtsort u. s. w.; dann fragte er, ob ich nicht als Knabe vor vielen Jahren einem betrunkenen Sonntagsverächter in Dr. Beattie's Kirche in Glasgow einen Sitz angeboten habe? Ich erstaunte; der Mann, für den meine Mutter so viel gebetet hatte, saß vor mir! Gegenseitige Erklärungen und Begrüßungen folgten, und nun erzählte mir Herr E. in Kürze seine Lebensgeschichte.

Er war in Leeds von sehr achtungswerthen und religiösen Eltern geboren, welche ihm eine gute Erziehung ertheilten und ihn auf den Weg der Wahrheit leiteten. Als er etwa 15 Jahre alt war, starb sein Vater, und die Mutter sah sich durch ihre bedrängten Umstände genöthigt, ihn aus der Schule zu nehmen

und ein Geschäft lernen zu lassen. In dieser neuen Lage ward er mit allem möglichen Schlechten bekannt, wurde überaus gottlos, und so brach seiner Mutter Herz; sie starb. Frei von allen elterlichen Banden verließ er seinen Platz und reiste nach Schottland. In Glasgow führte er zwei Jahre lang ein sündliches Leben, bis er durch jene Einladung meiner Mutter, die Kirche zu besuchen, plötzlich in seiner Laufbahn aufgehalten wurde. An jenem Tage verließ er die Kirche mit unaussprechlich heftigen Gewissensbissen. Der Anblick einer Mutter, die mit ihrem Sohn gemeinschaftlich Gott verehrte, erinnerte ihn an die glücklichen Tage seiner eigenen Kindheit, da er die Kirche und Sonntagschule im Segen besuchte. Er dachte daran, wie er die letzten Jahre seiner seligen Mutter verbittert und ihre grauen Haare mit Herzeleid in die Grube gebracht hatte. Sein innerlicher Kummer machte ihn krank, und in seiner Krankheit wurde er ein anderer Mensch. Er kehrte nach England zurück, warf sich zu den Füßen seines mütterlichen Onkels, bat und erhielt Vergebung. Mit seines Onkels Bewilligung studierte er nun Theologie, und als er ordinirt worden war, begab er sich auf das Missionsfeld. Er war nun schon seit mehreren Jahren als Prediger unter den Hottentotten in Südafrika angestellt.

"Sobald ich Ihre Bibel ansichtig wurde," sagte er, "so erkannte ich dieselbe. Und nun, wissen Sie, wer an jenem merkwürdigen Sabbath, als Sie mich zur Kirche einluden, mein Begleiter gewesen ist? Es war der berüchtigte Jack Hill, welcher das Jahr darauf wegen Straßenraubs hingerichtet worden ist. Ich bin von dem Rande des Abgrunds und der ewigen Schande zurückgerissen und wie ein Brand aus dem Feuer gerettet worden. Sie werden sich noch des Textes des Dr. Beattie an jenem so merkwürdigen Tag erinnern: "Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit!"



XXXI.

Reise nach Ostindien, im Herbst 1851.

(Auszug aus den Briefen der jetzigen Gattin eines Missionars an der
malabarischen Küste.)

Es war schon dunkel, als wir endlich den 4. September Abends in Besançon anlangten. Es wurde dort nicht nur nach Pässen und Namen gefragt, sondern auch, ob wir Schinken und Geflügel bei uns hätten. Die starke Festung ist, wie viele Städte Frankreichs, trotz alles Unraths, doch großartig; sie hat breite Straßen und hohe Häuser. Auch Châlons wäre eine schöne Stadt, wenn die Häuser nur nicht so grau und alt wären. Julius Cäsar soll ja dort schon sein Wesen getrieben haben.

Gegen Lyon hin werden die Ufer der Saone sehr reizend. In Lyon selbst bestiegen wir noch den 6. Abends den Berg, an welchen die Vorstadt Fourvières hingebaut ist, und sahen von dort die vielen schönen Brücken über die Rhone und Saone, die prachtvollen Gebäude und breiten Plätze, den Montblanc und die ganze Kette der Piemonteser und französischen Alpen. Beim Heimkehren sahen wir Brücken und Ufer mit Gaslampen zauberhaft beleuchtet.

Sontags den 7. verbrachten wir wohl eine Stunde in der Kathedrale. Aber recht traurig machte uns der Gottesdienst in derselben, der in Messelesen, Gesang und feierlichem Herumgehen der Geistlichkeit bestand; von einer Predigt war keine

Rede. Am meisten ergözte uns der reizende Gesang der Chorknaben. Später hörten wir in der deutschen Kapelle vor wenigen Zuhörern sehr herzlich und eindringend über das Gleichniß vom verlorenen Sohn reden. Der Abend war sehr schön; wir spazierten nach der Vorstadt Croix rousse, wo die meisten Seidenweber wohnen, und bewunderten auch von da her die Aussicht auf die Stadt.

Den 8. früh um 4 Uhr fanden wir auf dem 150 Schritte langen Dampfschiffe schon eine große Anzahl Menschen. Es war sehr kalt; deshalb waren die Plätze in der Kajüte schon alle besetzt. Der Andrang von Menschen hörte erst gegen 5 Uhr auf, und als das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde, so konnte Einem auf dem so großen und schwerbeladenen Schiffe recht bange werden. Als es vom Ufer losgelassen wurde und sich wendete, schien es mir beinahe so lang zu sein, als die Rhone breit ist. Auf dem Verdeck lagerten wir uns auf die großen Risten, woselbst ich auch den ganzen Tag über mein Plätzchen behielt. Ich verließ es nur bisweilen, um in der Nähe der Dampfmaschine meine Füße zu wärmen.

Bei Valence fangen die Maulbeerbäume an; Hirsefelber und Weinhügel sieht man auch viele. Die Vegetation ist überhaupt schon eine ganz andere, als in der Schweiz. Kahle Felsen und alte Schlösser sind hier in Menge zu sehen. In Avignon, wo wir Abends um 4 Uhr ausstiegen, war ein großes Gerühl von Menschen, da eben ein Volksfest gefeiert wurde. Weil unsere Gesellschaft zahlreich war, so hatten wir jedesmal einen Wagen voll Gepäck. Die braune Gesichtsfarbe der Menschen und ihre glänzend schwarzen Augen verriethen, daß wir im südlichen Europa seien. Wegen der ungeheuern Menge von Personen und Gepäck wurde es 7 Uhr, ehe der Eisenbahnzug nach Marseille abging. Wir schliefen meistens. Es ging durch zwei Tunnel, wovon einer so lang ist, daß man 5 Minuten braucht,

um durchzufahren. Erst um 11 Uhr Nachts kamen wir in Marseille an, und es wurde 2 Uhr bis ich zur Ruhe gelangte.

Den 9. Sept. besahen wir uns die Stadt und den Hafen; dieser war gedrängt voll von Schiffen aller Nationen. Die Papageien und Kolibris, die in Käfigen feilgeboten wurden, gefielen mir sehr gut. Die prächtigen Magazine zogen mich ebenfalls an. Obst- und Blumenhändlerinnen stehen auf den Straßen und Plätzen. An Melonen, Feigen, Mandeln und Pfirsichen sahen wir einen großen Ueberschuß. Eine Art Melone ist man ohne Zucker, die viel besser schmeckt, als die bei uns mit Zucker.

Wir fanden in Marseille zu unserer Freude Bekannte und Verwandte. Bald fuhren wir auf einem Rachen bis an den Eingang des Hafens, und besuchten unsere schöne, reinliche, äußerst elegante Medina. Nachmittags bestiegen wir den Berg, worauf die Nôtre Dame de la Garde steht, und sahen von dort den Untergang der Sonne in's Meer, und gegenüber den Aufgang des Mondes hinter den Gipfeln der wildromantisch aussehenden kahlen Berge.

Mittwochs den 10. Sept. Abends fuhren wir mit allem Gepäck, von den Unsrigen auf's Freundlichste geleitet, auf das Schiff, und begaben uns bald zur Ruhe. Unsere Gesellschaft bestand von da an aus sieben Personen: Herrn Inspektor Josenhans, einem Neffen von ihm, vier Missionaren, worunter der ehemalige Bramine Herrmann Kaundanjah und mir. Um halb 1 Uhr früh fing das Boot an sich in Bewegung zu setzen. Des Morgens standen die andern vier Damen auf, wie gewöhnlich. Sie kamen von England und waren des Seefahrens gewohnt; ich aber mußte den ganzen Morgen liegen bleiben, und kam nur Nachmittags eine kurze Zeit auf das Verdeck. Aber am folgenden Tage ging es besser; das Wetter war auch so unaussprechlich herrlich, daß ich mich meiner Seereise freute wie ein Kind. Es war auch ein Beduine auf dem Schiff, mit seiner 14jährigen

Frau, einer Negerin, die ganz abscheulich gekleidet und geschmückt war; ferner zwei Landsleute unsers Herrmann, des Braminen, sowie ein katholischer Priester.

In der Nacht vom 11. auf den 12. kamen wir durch die Straße von Bonifacio; Freitags fuhren wir, doch in bedeutender Entfernung, an der Küste von Sardinien hin, und des folgenden Tages konnten wir die Städte und Thürme, Berge und Thäler von Sicilien unterscheiden.

Sonntags den 14. Sept. wurde uns durch Abfeuern einer Kanone angezeigt, daß wir die Insel Malta erreicht hatten. Der Lärm auf dem Schiffe nahm immer mehr zu; man mußte aufstehen. Alles schickte sich an, die Medina zu verlassen. Koffer und Kisten waren auf dem Verdeck aufgethürmt. Rings um das Schiff wimmelte es von grün und roth angestrichenen Nachen; die Schiffsleute luden unaufhörlich die Reisenden in ihrer komisch klingenden Malteser-Sprache ein, in ihr Boot zu steigen. Wir waren mit unserm vielen Gepäck unter den Letzten, die das Schiff verließen.

Die Morgensonne gab der Stadt Valette ein reizendes Aussehen, obschon das Ganze an sich kahl ist; denn alle Häuser haben flache Dächer und nirgends ist ein Baum zu sehen. An jedem Haus ist ein Erker am andern, welches mir gut gefiel. Das unaufhörliche Glockengeläute kündigte die bigott katholische Welt an. Wir fuhren mit allem Gepäck in den andern Hafen, wo das Dampfschiff *Merlin* lag, mit dem wir nach Alexandrien fahren sollten. Wir benutzten den Morgen, um Bekannte aufzusuchen; auch besahen wir das Zeughaus, eine gewaltige Rüstkammer, von deren Besichtigung freilich meine Brüder und Schwäger mehr gehabt haben würden, als ich. In dem Pallast des Gouverneurs, einst vom Großmeister des Malteser-ritterordens bewohnt, fiel mir nebst den Bildern der ehemaligen Großmeister besonders der prächtige Rathssaal auf, dessen Wände

durch gewirkte Handarbeiten geziert sind. Nachdem wir ein theures Frühstück verzehrt hatten, wanderten wir um 11 Uhr durch die heißen Straßen wieder dem Hafen zu. Wir ergözten uns an der seltsamen Tracht der Frauen; sie tragen eine schwarze Schürze über den Kopf, in der etwas Steifes angebracht ist, damit das Ganze einen Halt habe. Die Leute sind sehr zudringlich.

Der Kapitän des Merlin nahm uns mit großer Freundlichkeit auf. Ich war etwas müde, und saß nun so da, um das Meer in seiner Pracht anzustaunen. Die drei Tage auf dem mittelländischen Meer vergingen mir sehr schnell; wir begegneten französischen und englischen Schiffen. Bei unserm Kaundanjah lernte ich auch das kanarische Alphabet.

Schon am Donnerstag den 18. Sept., früh um 7 Uhr, waren wir im Hafen von Alexandrien. Mitten unter den drolligen Gebäuden erblickte ich die erste Palme. Mit Loben und Danken bestiegen wir eines der Boote, die von braunschwarzen Männern gerudert wurden. Am Ufer stand eine Unzahl von Menschen, Kameelen und Eseln; Alles schrie, lärmte und tobte. Wir nahmen einen Athener zum Führer, und ließen durch ihn der Menge erklären, wir wollten zu Fuße gehen. Er machte überall Bahn mit seinem Stöcke.

Welch ein Gewimmel in der Stadt! Ein Kameel am andern, ein Esel am andern, Männer darauf von allen Farben und Trachten. Hier ein Blinder, dort ein Einäugiger, hie und da eine Frau, der man nur die Augen sah, dort ein halbnaektes Kind, dann wieder ein nett gekleidetes europäisches Kind. Ein Kaufladen am andern mit Früchten, aber Alles lieblich, unreinlich. Die Frauen, die ich sehen konnte, sind häßlich, ja recht häßlich.

Nach 20 Minuten waren wir beim Bureau. Es that wohl, hier im Schatten zu ruhen, denn sandig und heiß ist's in Ale-

randrien. Ein Omnibus führte uns sogleich zum Kanal. Am Strande desselben konnten wir so recht in's egyptische Leben hineinschauen. Dort marschirte ein Regiment mit Trommelschlag auf; aber was für Soldaten! Ihre Uniform bestand aus Lumpen; die Beine waren nackt. Hier badeten Einige, dort wuschen Andere ihre Hemden. Nicht weit von uns lag ein Ochse am Boden mit gebundenen Füßen; ein nackter Mann schickte sich an, ihn zu schlachten. Zu einem andern Zweck lag ein Kameel auf dem Boden: es sollte bepackt werden. Eine ganze Reihe Männer ritt längs dem Ufer auf Eseln, die mit blechernen Risten bepackt waren. Und was trugen diese Esel? Es war die indische Briefpost.

Wir fuhren nun auf dem Kanal in einem Boote, das nur 5 Fuß breit war. Die Ufer sind mit Dörfern besäet, die aber eher Höhlen gleichen. Die Bewohner sind zum Theil ganz nackt. Nach Sonnenuntergang kamen wir an die Stelle, wo der Kanal sich in den Nil ausmündet, und bestiegen ein größeres Boot. Es war finstere Nacht, als ich in die Damenkabine gebracht wurde, wo sich aber nur Sophas und keine Betten fanden.

Der Nil ist hier sehr breit; die Ufer sind flach. Auf der einen Seite weideten Kühe, auf der andern standen einige Palmen. Cactus wachsen in großer Menge in den Gärten und Feldern. Die Sonne scheint hier viel heller als in der Heimath. Von den Mücken hat man in Egypten viel zu leiden. Wir wurden heute mit Trauben erfrischt; die Beeren waren so groß wie bei uns die Mirabellen. Nachmittags genossen wir aus der Ferne den Anblick der Pyramiden, und gelangten Abends nach Kairo. Frau Kruse empfing uns auf's Beste, und wir mußten bei ihr zu Mittag essen. Es war 5 Uhr. Sie hat ein lebenswürdiges Kind, Elisa, das englisch, deutsch und arabisch spricht.

Kairo ist viel schöner als Alexandrien; das Gewimmel ist das gleiche. Der Ueberblick über die Stadt von dem flachen

Dache auf Hrn. Kruse's Haus ist aber eben nicht schön. Das Ganze sieht graubraun und wüste aus; der oberste Raum der Häuser ist meist von halbzerfallenen Mauern eingeschlossen. Wenn nicht hie und da einige Minarets wie Finger gen Himmel zeigten, so wäre der Anblick sehr eintönig. Der Pallast des Pascha aber ist königlich anzusehen.

Um halb 9 Uhr bestiegen wir drei mit vier Pferden bespannte zweirädrige Karren, die auf uns warteten. Es war stockfinster. Das Gepäc war, auf Kameele geladen, schon fort. Unfre Fahrt durch die Wüste begann. Ein junger Reiter als Kondukteur galoppierte voran; hinter ihm sprang ein Dube mit einer komischen Fackel. Auf einer langen Stange war ein eisernes Gitter in Form eines Gefäßes angebracht, und in diesem brannten aufgestellte Holzstücke ganz frei. Die Kohlen und Funken belästigten bald die Pferde, auf die sie fielen, bald besäeten sie den Sand mit glühenden Sternen. Der Knabe verließ uns, sobald wir die offene Wüste erreicht hatten; ohne Etwas verlangt zu haben ging er freilich nicht fort.

Unser Wagen war ordentlich und reinlich. Wie wir aber zusammen gerüttelt, gestoßen, gehoben, geschoben und geschmissen wurden, auch beschmutzt mit Sand und Staub, davon ließe sich Vieles erzählen. Mir war nur bange, die Pferde fänden den Weg nicht in dem Sandmeer; doch ist er hie und da mit Steinhäufen bezeichnet. Einige Male blieben wir im tiefen Sand beinahe stecken; doch kamen wir jedesmal wieder auf harten Weg. Es sind sechszehn Stationen in der Wüste; jede Stunde kommt man zu einer andern; bei jeder vierten Station hält man sich zum Essen und Ruhen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden auf.

Der 20. Septbr. fing an zu grauen, als wir die achte Station erreicht hatten. Ich schlief ein wenig. Als ich erwachte war ich einige Augenblicke in großer Angst, indem ich glaubte, man sei ohne mich fortgefahren. Doch ward ich bald zu meiner

Freude gewahr, daß alle Herren im Eßzimmer auf den Sophas längs der Wände noch ruhig schliefen. Ein dicker Nebel machte die Ansicht der Wüste noch schauerlicher; auf dem Boden war nichts zu sehen als schwarze Steine und Kameelgerippe. Als der Nebel vergangen war, brannte die Sonne glühend heiß. Nicht weit von Suez sahen wir einzelne Gazellen, deren Heimat die Wüste ist. Auch erblickten wir nun vor uns das rothe Meer; aber auch die bläuliche Wüste hinter uns sah einem Meere täuschend ähnlich. Schwer beladene Kameele trafen wir bei Tag und Nacht viele an. Einige trugen Wasserschlänche von Ziegenfellen.

Endlich um 3 Uhr erreichten wir Suez. Wir mußten aber bis zum folgenden Morgen um 9 Uhr warten, ehe die Kameele mit unserm Gepäck und die indische Briefpost mit den Eseln angelangt war.

Sonntags den 21. Sept. gegen Mittag bestiegen wir das Boot, welches uns zu dem großen Dampfschiff Akbar bringen sollte, das eine halbe Stunde von der Stadt lag. Wir waren im Ganzen zwölf Passagiere, darunter nur zwei Frauenzimmer. Die Wüstenfahrt hatte mich sehr aufgeregt; und ich konnte daher den Horeb und Sinai nicht mit Muße betrachten. Das Wasser, das man auf dem Schiff zu trinken bekommt, ist von Bombay; und in Suez trinkt man kein anderes als von Kairo oder Bombay.

Die Offiziere auf dem Schiff waren artige, christliche Männer. Jeden Abend wurden wir aufgefordert, deutsche Lieder zu singen. Auch wurden wir zu ihrer Abendandacht eingeladen. Es war wirklich respektabel, wie sie miteinander aus dem Herzen beteten. Es fragt sich noch, ob unsere Landsleute das auch thun würden?

In der Nacht auf den 27. Sept. hielten wir fünf Stunden still, weil sich der Kapitän nicht getraute, in der Finsterniß die

Straße Babel Mandel zu passiren. Und nun waren wir in dem indischen Djean.

Abends um 6 Uhr liefen wir in den Hafen von Aden ein, wo wir die Nacht über bleiben mußten, um Steinkohlen einzunehmen. Die Stadt liegt eine Stunde von dem Meer. An der Küste sind viele Landhäuser. Diese kahlen, schwarzen Felsen-
hügel würden wir freilich nicht zu unserm Landaufenthalte wählen. Doch die Leute haben keine andere Wahl, und die majestätische Aussicht auf die See muß ihnen Alles ersetzen. Wir stiegen in Aden aus, umgeben von einer Menge nur um die Lenden mit einem Tuch bekleideten Araber. Sie sind braun, aber wohlgebildeten, starken Bau's. Ihre prachtvollen weißen Zähne nehmen sich sehr gut aus. Ihre Haare sind schwarz gekräuselt; Einige färben sie roth, bei Andern haben sie schon von Natur diese Farbe. Auf der Veranda des orientalischen Hotels wurde es nach und nach kühler, und ich hatte die Freude doch wieder einmal auf dem festen Land zu schlafen, statt in der kleinen, heißen Kabine.

Den folgenden Morgen begann eine stürmische Fahrt; dazu war es indisch warm. Auch mit der Thierwelt gab es Unannehmlichkeiten. Ratten spazierten getrost des Nachts über meine Füße, und Wanzen fand ich im Hut und im Shawl. Die Matrosen waren Engländer; unten bei der Maschine waren Neger; zur Bedienung hatten wir Feueranbeter; einer der Ingenieure war ein Däne. So wurden wohl bei sieben Sprachen auf dem Schiff gesprochen.

Auffallend ist es, daß so viele Vögel auf dem Djean herum fliegen; es lassen sich oft ganze Schaaren badend im Meer nieder. Fliegende Fische, kleine und große, lassen sich auch sehen.

Unsere Reise war ausnehmend glücklich. Sonntags den 5. Oktober, Abends um 4 Uhr, liefen wir in den Hafen von

Bombay ein. Die Stadt liegt reizend, und das Land ist prachtvoll.

Mein väterlicher Begleiter war Willens gewesen, mit mir am 7. Okt. früh das Dampfschiff zu nehmen. Alles war abgeredet. Aber, o Jammer! Kaum waren wir fünf Minuten weit gefahren, so erfuhren wir, daß das Dampfboot schon um Mitternacht den Hafen von Bombay verlassen habe. Da standen wir und hatten natürlich keinen andern Rath, als mit dem Küstenschiff zu fahren. Solche unregelmäßige Abfahrten gehören zu der indischen Ordnung. Doch wurde uns das Fahrgehalt zurückgegeben. Unsere Gastwirthe thaten übrigens alles Mögliche, um uns den Aufenthalt in Bombay angenehm zu machen.

Man kann in dieser Stadt von 600,000 Einwohnern beinahe Alles billig haben. Welch ein Reichthum, welche Kunst und Pracht findet sich in den Bazars, zumal im chinesischen! Die allerfeinsten Arbeiten von Gold und Silber, von Federn, Seide, Elfenbein und Holz! viel feiner als alle Schweizer Schnitzereien! Die prächtigsten Stickereien, die schönsten Gewebe von Seide und Gazeleinwand! Kurz, die Arbeit und der Kunstfleiß zeigt sich da unvergleichlich. Hauptsächlich ist mit der Kleidung dafür gesorgt, daß man nicht zu warm bekommt. Die Kleider sind so leicht, wie ein Hauch.

Das Fleisch ist hier sehr wohlfeil, weil ungeheuer viel Vieh da ist und die Eingebornen keines essen dürfen. Das Brod ist sehr gut, aber verhältnißmäßig theuer; die Gemüse, deren es unendlich viele gibt, nicht so sehr. Eine Orange kostet 4 fr.; Bananen aber kann man zu 1 fr. haben. Sie sehen aus wie kleine Gurken, haben aber ein festes, breiartiges, gelbweißes, schmachthafes und nährendes Fleisch.

In der Stadt bin ich zu Fuß noch nie gewesen; denn es ist hier nicht schicklich, daß Frauenzimmer ausgehen. Eine ungeheure Menge Menschen, verschieden gekleidet, auch halb nackt,

treiben sich durch die Straßen. Alle gehen sehr gerade aufrecht; sie sind meist schön und stark. Der Kopf ist immer bedeckt, meist mit einem Turban; doch sind die Kopfbekleidungen je nach den Kasten sehr verschieden. Unser Kaundanjah trägt jetzt auch seinen Turban und seinen weißen Braminenrock wieder, welche Kleidung ihm zehnmal besser steht, als der deutsche Rock. Weiß ist die männliche Kleidung fast durchgängig; die Frauen hingegen, die man nur selten erblickt, sind mit einem rothen oder gelben langen und weiten Stück Zeug umhüllt, der meist von Seide, aber dann auch ihr Alles ist. Ganz geringe Frauen, z. B. Wasserträgerinnen, haben mehr Lumpen an sich, als Zeug; doch sind bei ihnen die Beine nackend, was mir sehr häßlich vorkommt. Alle Frauen tragen im rechten Nasenloch einen Ring, der manchmal so groß und schwer ist, daß er einer europäischen Dame als Armspange dienen könnte. Ueberhaupt steckt oft der ganze Reichthum dieser Leute in den silbernen Ringen, die auch von Kinder schon an Händen und Füßen getragen werden.

Die Wagen werden bald von Pferden, bald von Ochsen gezogen. Es sind meist Büffelochsen, mit einem Höcker auf dem Nacken und prächtigen, schön gebogenen Hörnern, die oft roth angestrichen werden. Dann sieht man auch Palankine, worin gewöhnlich drei Männer einen Engländer tragen. Hier sitzt eine Anzahl Schneider, die ihren weißen Perkale verarbeiten; dort ein Mann unter allerlei Früchten, ein zweiter unter den Waaren, ein dritter unter dem Gepäck. Ach, ich bin nicht im Stande, Alles zu beschreiben. Aber dieses Volk, das sich so leicht durch die Welt bringt, es weiß nichts von einem Heiland und Erlöser. Ist das nicht traurig? Und wenn ich denke, daß ich darf die Gattin eines Mannes werden, der an dem großen Werk der Befehrung dieser Menschen arbeitet; und ich auch in der Stille ein Samenkörnlein zu dem Werke ausstreuen soll, o welche beschämende Gnade!

Am 10. Oktober, Freitags, gingen wir auf unser Küstenschiff. Da mußte man sich allerhand Unannehmlichkeiten gefallen lassen, und auch die Seefrankheit stellte sich wieder in aller Form ein. Doch ging es ja Mangalore zu, und da ließ man sich gern Alles gefallen. Wir hatten auch so guten Wind, daß wir am Dienstag den 14. Vormittags schon den Leuchtturm dieser Stadt sahen, und um 6 Uhr Abends, als eben die Sonne in aller ihrer Pracht am indischen Horizont unterging, stand unser Schiff dem zwischen Kokosnußbäumen verborgen liegenden Ufer der Stadt gegenüber. Wir brauchten aber mehr als $\frac{3}{4}$ Stunden, bis unsere Bootsleute nicht weit vom Ufer hielten. Weil es Ebbezeit war, so wurden wir an's Ufer getragen. Es nahmen auch mich zwei nackte Männer, und stellten mich auf eine steinerne Treppe ab. Bald kam ein Missionar und seine Frau, und so fand die erste herzliche Begrüßung statt. Dieser hatte dem Ochsenknecht meines zukünftigen Vaters aufgetragen, seinem Herrn zu sagen: es sei wieder ein Schiff da. Dieser aber hatte es für Scherz gehalten und nicht ausgerichtet. Es ging daher lange, bis mein Bräutigam Nachricht von unserer Ankunft erhielt und wir im Namen des Herrn uns bewillkommen konnten. Nachdem dieses im Stillen geschehen war, gingen wir miteinander auf die Verandah und empfingen die Grüße und Segenswünsche von allen unsern lieben Bekannten. Auch in der Abendandacht wurde noch ganz besonders unserer Verlobung gedacht.

Aber wie wurde ich überrascht, daß ich, ohne es gewußt zu haben, meinem Bräutigam noch eine lebendige Hochzeitgabe von Freunden in Bombay in die Ehe brachte! Es war eine prachtvolle, glänzend schwarze Büffelmilch. Die Milch dieser Kuh ist wie Rahm. Ich hatte verstanden, unsere Freunde geben uns diese Milch nur mit, damit wir auf dem Schiff auch gute Milch hätten, und nun wurde mir erst klar gemacht, daß sie für unsere neue Haushaltung bestimmt sei. Ich ward ganz gerührt

über solches Geschenk, so daß mir die Thränen nicht ferne standen.

Sonntag den 12. Okt. sah ich zum ersten Mal die aus den Heiden gesammelte Gemeinde. Wir freuten uns alle gar sehr, diese Seelen zu sehen und zu begrüßen.

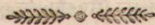
In den nächsten Tagen besuchten wir die hier wohnenden Engländer, die alle christliche Leute sind. Es kamen Schaaren von Bekannten zu unserm Brahminen Raundanjah; sie saßen stundenlang bei ihm und hörten ihm zu. Es kamen auch viele Frauen aus Neugierde ins Missionshaus, um mich zu sehen.

Am 30. Oktober war unser Hochzeitstag. Wir lasen des Morgens zusammen den 103. Psalm und beteten miteinander. Um 12 Uhr begann der Gottesdienst mit einem deutschen Gesang. Dann wurde von einem Missionar in der Tulusprache gebetet und aus dem kanarejischen Gesangbuch gesungen. Herr Inspektor hielt eine köstliche Trauungsrede, und nach württembergischer Art wurden wir kniend eingesegnet. Nach Beendigung des Gottesdiensts gingen wir zuerst in die Stille, dann wurden wir von unsern Freunden mit Segenswünschen überhäuft. Es war uns so wohl zu Muth. Wir feierten ein fröhliches und heiliges Fest und fühlten, daß der Herr uns segnete. Noch nie war bei einem Fest die Missionsgemeinde so zahlreich gewesen. In unserer Wohnung hatten wir dann Abends 24 Personen zum Thee; wobei auch wieder gesungen und gebetet wurde. Unsere 200 Gemeinglieder wurden an diesem Tag auch mit Reis, Corry und Brot bewirthet.

Nun ging das gewöhnliche Leben an. Wir trinken zum Kaffe von unserer guten Milch; täglich machen wir indische schneeweiße Butter; die übrige Milch wird von einem Tag zum andern gestockt und kommt dann auf den Mittagstisch, schmeckt

aber viel besser als in Europa. Honig haben wir von den blauen Bergen geschenkt bekommen. Das Brot ist hier lustig und sehr schmackhaft.

Mein Wunsch ist, daß ich recht bald die Sprache erlernen möge, um die Heidenkinder und ihre Mütter um mich sammeln zu können.



XXXII.

Des Bettlers Schloß.

(Eine Volksfage; Uebersetzung von Reboul's Château du mendiant.)

Sieh' dort am öden Rain die alten Mauern,
In deren Klüften Ottern heimlich kauern,
Und Geier schwärmen über Dornen hin:
Es hat ein Kind, im sanften Ton der Klage,
Mir einst erzählt des Ortes grause Sage.
Nimm sie nun, mein Freund, mit ernstem Sinn.

Ein Burghogt hauste hier in alten Tagen,
Von dem kein Lazarus mit Fleh'n und Klagen
Jemals errungen hätt' ein Krümmchen Brot.
Kein Mönchlein war am Thor des Fluchs zu sehen,
Daß um den Seller hätte mögen flehen,
Zu trösten Andre in der Zeit der Noth.

Wenn Abends weithin durchs verwahrte Gitter
Die Fenster strahlten bunt, und beim Gewitter
Ein Armer keuchend sah das Licht so hell,
Und er dann nahte, Trost hier zu erlangen,
Ihn grüßt' kein Mensch; von Hunden nur empfangen
Scheucht' ihn vom Burghof gräßliches Gebell.

So kommt einst spät ein Bettler hergegangen,
Auf dessen Schultern weiße Locken prangen,
Wie Schnee den Montblanc decket bis zum Rand.
Der Stirne kahl, von Furchen tief durchtrieben,
Sahen manches Menschenalter eingeschrieben,
Wie dem Granit am fernen Nilesstrand.

„O Kastellan,“ hört man den Alten fliehen,
„Thut auf! Ich kann die Nacht nicht überstehen!
Es kracht der Wald von Eises Wucht und Drang.
Laut heult der Wind, sein Wüthen ist im Steigen;
Der See ist starr und seine Wogen schweigen;
Es schauert auch mein Leib, mir ist so bang!“

Doch donnernd läßt sich eine Stimme hören:
„Wer darf so spät des Hauses Frieden stören?
Bald tritt ein Knappe mit dem Hammer vor;
Gilst du nicht alsbald deines Weges wieder,
So nagelt er — du schnödes Raubgefieder! —
Dein rüdig Nas an dieses Schlosses Thor!“

„Ach Gott, verzeiht! Zwar kühn ist mein Verlangen,
Doch, eh' ich möcht' zur nächsten Stadt gelangen,
Würd' lebend ich im Schnee begraben sein.

Ich dürst' nicht mehr die lieben Meinen sehen. —
 Um etwas Raum im Schafstall möcht' ich flehen,
 Wo Hunde weilen!" — — „Solch Gefindel? Nein!"

Da frogt des Bettlers Haupt; er scheint zu glühen
 Und Himmelszorn und Höllengluth zu sprühen.
 „Du glaubst mich arm? — Auch ich bin ein Despot.
 Du jagst mich fort, — und doch werd' hier ich rasten,
 Und schrecklich wird mein Fluchwort auf dir lasten;
 Mein ist die Welt; ich heiße Kreuz und Noth!"

Und wie die Gule grau zur Geisterstunde
 Den Fittich dehnt, entfaltend böse Kunde,
 So faßt der Greis sein zottiges Gewand;
 Stampft eisensfest den Boden, daß er dröhnet.
 Die Tiefe barst, herauf die Windsbrut stöhnet,
 Umkreisend ihn mit Dunkel — er verschwand.

Bald stand der Hilz nun da mit leeren Händen,
 Ein Wicht — als Zwerg — konnt' seine Tochter schänden,
 Den Sohn streckt bald ein Zweikampf hin ins Grab.
 Im Bauernkrieg, der größten aller Plagen,
 Wird's Burgholk bis zum letzten Mann erschlagen,
 Die Linde sinkt zur Kellergruft hinab.

Und nie betritt den Schloßhof, so verlassen,
 Ein harter Edler, ohne zu erblassen.
 Den Bannfluch tilgt der Zahn der Zeit nicht aus.
 Kein Bicklein steht man hier zur Weide gehen,
 Gespenster blutig glaubt der Hirt zu sehen.
 Noch heißt der Ort: „des Bettlers Edelhaus!"



XXXIII.

Der Marquis von Montcalm

oder

der Untergang der französischen Herrschaft
in Nordamerika.

Der französische Philosoph und Dichter Chateaubriand spricht zum Schlusse seiner Reisebeschreibung durch Nordamerika mit einem schönen Patriotismus von dem traurigen Gefühl, welches sich seiner bemächtigte, so oft er die Karten entrollte und den ungeheuern Umfang der ehemaligen französischen Besitzungen in Nordamerika in's Auge faßte.

„Von Akabien und Kanada bis nach Louisiana,“ sagt er, „von der Mündung des Lorenzflusses bis zu der des Mississippi umgaben die Ländereien von Neufrankreich das Gebiet der englischen Kolonien, der nachmaligen dreizehn Vereinigten Staaten. Hätte Frankreich seine Besitzungen behalten, so würden alle andern jetzt der Republik zugezählten Staaten, der Distrikt von Columbia und Michigan, das nordwestliche Missouri, Oregon und das Gebiet von Arkansas unter französischem Einfluß bevölkert worden sein. Mehr als zwei Drittheile von Nordamerika würden jetzt die Oberherrschaft Frankreichs anerkennen, seine überflüssige Bevölkerung fände dort eine weite Heimath, sein

Handel einen ungeheuern Markt, seine Seemacht unermessliche Hülfsmittel. Die englische und spanische Sprache herrschen über viele Millionen in Nordamerika; das Französische wird nur noch in einigen Dörfern von Louisiana und Kanada unter fremder Herrschaft gesprochen, gleichsam als die letzte Erinnerung an Frankreichs Unglücksfälle und die Irthümer unsrer Politik. Zugleich mit jenen Indianerstämmen, deren schwache Ueberbleibsel ich noch gesehen habe, sind auch die Franzosen von dem Boden Amerika's verschwunden!"

Lang und hartnäckig war der Kampf zwischen den Engländern und Franzosen. Mit unwissender Gleichgültigkeit trat Ludwig XIV. im Tractat von Utrecht 1713 Neuschottland ab, sammt den unererschöpflichen Fischereien von Neufundland und den beinahe unbekannten Regionen der Hudsonsbai. Selbst mitten im scheinbaren Frieden waren die beiden Nationen beständig im Streit. Französische Forts wurden zerstört und englische errichtet. Bisweilen erlitten die Engländer einen Nachtheil; aber im Ganzen neigte sich die Wagschale der Hülfsmittel und günstigen Aussichten mehr und mehr auf die Seite der Engländer.

Als der letzte Kampf um Kanada begann, zählte dieses Land nicht mehr als sechszigtausend Einwohner. Die dreizehn englischen Kolonien hatten bereits eine Bevölkerung von mehr als einer Million. Der Unterschied des Wohlstandes und der Hülfsmittel war noch viel größer.

Frankreich hatte sein verderbliches Feudalsystem in die neue Welt verpflanzt. Der Ackerbau senkte unter dem Drucke, welchen die Lehensherren auf ihre Dienstmannen ausübten; aller Handel und Verkehr litt unter den Monopolen von Gesellschaften und einzelnen Pächtern, welche ihre Privilegien durch Bestechung von den Günstlingen und Maitressen in Versailles erlangt hatten, und sich nun durch Betrug und Erpressungen von den unglücklichen Kolonisten zu bereichern suchten. Alles wurde von

Oben her befohlen; selbst in örtlichen Angelegenheiten hatten die Einwohner nichts zu sagen. Wie sehr jede Entwicklung von Aufklärung in Kanada darniedergehalten wurde, mag man daraus ersehen, daß auch nicht Eine Druckerpresse in Kanada geduldet wurde, so lange die Provinz unter französischer Herrschaft stand.

Die englischen Kolonien hingegen wurden eben dadurch gehoben, daß das Mutterland ihnen die Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten ganz überließ. Die Einwohner, größtentheils von Vätern abstammend, die um der Religion willen ausgewandert waren, zeichneten sich durch gute Erziehung, Fleiß und Thatkraft im Handel wie im Feldbau vortheilhaft aus. Und wenn sie auch militärisch nicht so gut organisiert waren, als die Kolonisten von Kanada, so übertrafen sie doch dieselben weit an Stärke und Entschlossenheit.

Man verschwieg es sich in Kanada nicht, als der siebenjährige Krieg auch in Amerika losbrach, daß es sich nun um den Entscheid zwischen der englischen oder französischen Herrschaft in Nordamerika handle. Ernstliche Vorstellungen wurden in Versailles gemacht; es wurde bewiesen, daß die Kolonie ihrem Ruin entgegengehe, wenn man sie nicht auf's kräftigste unterstütze. Es half aber nichts. Nur in einer Hinsicht that der französische Hof seine Pflicht: er erwählte den rechten Mann, indem er neben dem Generalgouverneur, dem Marquis de Vaudreuil, den fähigen und thatkräftigen General Montcalm zu der verhängnißvollen Stelle eines Oberbefehlshabers der französischen Truppen in Kanada bestimmte.

Montcalm brachte mit sich nach Amerika fünf Regimente von Veteranen, die zum Theil bereits unter ihm gedient hatten, die jedenfalls auf's beste ausgerüstet und von einem guten Geist beseelt waren. Er langte zu Ende Juli 1756 in Quebec an und blieb daselbst nur wenige Tage, um seine Truppen zu

erfrischen und sich selbst mit dem Stand der Dinge in Kanada und den muthmaßlichen Plänen des Feindes bekannt zu machen.

Die Engländer hielten damals das Fort Oswego am Mississippi mit 1400 Mann besetzt, und zu Albany am Fluß Hudson standen mehr als 10000 Engländer und Nordamerikaner unter Lord Loudon und General Abercromby. Von dort aus konnten die Engländer nach Belieben nach Oswego oder an den Champlainsee Hülfe bringen. Ein anderes Korps stand unter General Winslow in der Nähe dieses Sees und bedrohte die Forts Crownpoint und Ticonderoga, welche die Franzosen an seinen Ufern inne hatten. General Montcalm beschloß, der englischen Armee bei Oswego einen Schlag beizubringen, ehe Lord Loudon ihr zu Hülfe kommen könnte. Zuerst aber machte er schnell eine Reise nach Ticonderoga, verbesserte die Vertheidigungsmittel des Forts, und setzte es so viel als möglich in den Stand, einen Angriff auszuhalten, während er die französische Hauptmacht auf Oswego verwendete. Nun sammelte er schnell in Montreal die mitgebrachten Veteranen und eine beträchtliche Anzahl von kanadischen Milizen. Mit diesen marschirte er auf die nordöstliche Spitze des Sees Ontario, und hielt den 5. Aug. bei Frontenai Heerschau über seine Truppen und eine bedeutende Macht von indianischen Kriegern.

Die Mitwirkung der Eingebornen wurde in den Kämpfen der Engländer und Franzosen von beiden Parteien gleich ernstlich nachgesucht. Bei einem Zusammentreffen mit regelmäßigen Truppen im offenen Feld waren zwar diese Krieger unnütz, und es war unmöglich, sie zu discipliniren oder auch nur ihre wilde und treulose Grausamkeit zu zähmen. Sie waren aber furchtbare Kämpfer bei den unregelmäßigen Scharmützeln in Wüsten und Urwäldern, welche einen wesentlichen Theil des Krieges ausmachten. Die Franzosen übertrafen die Engländer weit in der Kunst, sich bei den Rothhäuten beliebt zu machen, und Mont-

calm insonderheit erlangte bald ein großes Ansehen bei diesen Söhnen des Waldes. Sein äußeres Ansehen schien freilich mehr dazu gemacht, ihn bei den Pelzhändlern seiner eigenen Nation zu empfehlen, als bei den Chefs der Wilden. Der Beschreibung nach war er von kleiner Statur, rasch in der Unterhaltung und rastlos in der Beweglichkeit. Aber sein Muth, die Selbstverläugnung, mit welcher er die größten Mühseligkeiten und Entbehrungen ertrug, die muntere Bereitwilligkeit, mit welcher er sich im Nothfall allen Gefahren aussetzte, die List, mit welcher er seine Pläne vor dem Feind zu verbergen wußte, die wirksame Schnelligkeit, mit welcher er seine Schläge beibrachte, das Geschick, mit welchem er den Gegenschlägen auszuweichen wußte, flößte seinen wilden Bundesgenossen eine hohe Achtung vor ihm ein, und kein anderer europäischer General konnte so auf ihre Unterstützung rechnen wie er. Dieses war der Fall nicht allein in den ersten Jahren seines Glückes, sondern auch bei den Unfällen und Schwierigkeiten seiner spätern Laufbahn.

Den 9. August war Montcalms Vortrab nur noch anderthalb englische Meilen von den Engländern entfernt, ohne daß man in Oswego von seiner Annäherung das Geringste vernommen hatte. Den 12. berannte er eine Redoute, welche zu den äußern Festungswerken gehörte; den 13. wurde sie eingenommen, und am 14. Abends war bereits ein Theil der Mauern von Oswego selbst in den Grund geschossen. Der englische Kommandant und viele seiner Leute waren dem übermächtigen Feuer der Belagerer unterlegen, und der übrige Theil der Garnison ergab sich.

Zwei gefangene englische Regimenter, hundertundzwanzig Kanonen, sechs Kriegsschiffe, eine ganze Flottille von Barken, die nahe beim Fort im Mississippi lagen, drei Kisten mit Gold und eine unermessliche Menge Proviant und Munition waren

die Frucht dieser Unternehmung. Die Indianer hatten die Befestigung von Oswego immer mit neidischen Augen betrachtet, und mit Rücksicht auf ihre Freundschaft machte der General das Fort dem Boden gleich, so gern er sonst eine französische Besatzung darein gelegt hätte.

Dieser glänzende Erfolg erhob bereits den militärischen Ruf Frankreichs in der neuen Welt. Aber das folgende Jahr wurde durch eine eben so glorreiche That ausgezeichnet. Lord Loudon beschloß, die Belagerung des französischen Forts Louisburg zur großen Operation des Jahres 1757 zu machen. Montcalm wartete mit Ungeduld ab, bis die britische Hauptmacht sich zur Ausführung dieser entlegenen Unternehmung aufgemacht hatte, um indessen den vorgerückten Posten der Engländer am Georgesee einen ähnlichen Schlag beizubringen, wie letztes Jahr am See Ontario. Oberst Monro hielt das Fort William Henry mit 2000, und General Webb das nähere Fort Edward mit 4000 Mann besetzt. Montcalm beschloß, das Fort William Henry zu überrumpeln. Es war gerade in Kanada eine Zeit des Mangels; weit reichte sein Vorrath nicht. Die Armee mußte entweder ihren Zweck schnell erreichen, oder wieder auseinandergehen. Plötzlich raffte er die Krieger von 33 Indianerstämmen zusammen, marschirte mit ihnen und seinen französischen Veteranen, mit Vorrath und Belagerungsgeschütz versehen, aus Ticonderoga nach Süden, und schoß mit der größten Schnelligkeit auf seine Beute los. „Bei solchen Expeditionen,“ sagte der General zu seinen Offizieren, „sind eine Decke und eine Bärenhaut des Kriegers Bett. Macht's wie ich, gebt euch willig und munter zu Entbehrungen her. Wenn wir's so gut haben wie die Soldaten, so ist das für uns genug.“

Mit großem Eifer führten seine Truppen sammt den verbündeten Indianern eine kleine Flotte von Schaluppen und Kanoes über den Rücken des Landes zwischen dem Champlain-

und Georgesee. Es gelang ihnen auch, unbemerkt über den nördlichen Theil des letztern Sees zu schiffen, und so stellte Montcalm den 3. August seine ganze Macht von 8000 Mann bei dem Fort William Henry auf.

Den 6. waren die Laufgräben eröffnet und die Batterien aufgestellt. Monro und seine Garnison widerstanden zwei Tage tapfer; aber es ging ihnen die Munition aus. General Webb wagte es nicht, ihnen zu Hülfe zu kommen, und den 9. kapitulirten sie. Auch dieses Fort wurde dem Boden gleich gemacht. Die Nachricht von diesem Unfall erreichte den Lord Loudon in Cap Breton, und nöthigte ihn, seinen unwirksamen Angriff auf Louisburg aufzugeben, um Newyork zu vertheidigen. Viele begannen an dem Bestand der britischen Macht in Amerika zu zweifeln. Montcalms Kräfte waren aber unzureichend, um seinen Vortheil durch einen regelmäßigen Angriff auf die englischen Kolonien verfolgen zu können. Er mußte sich begnügen, überall auf den Gränzen Brand und Schrecken zu verbreiten. Von Neu-Hampshire und Massachusetts bis nach Karolina herunter, machten zahlreiche Bänden von kanadischen und andern Indianern unaufhörlich Einfälle in die englischen Niederlassungen.

Obgleich aber Montcalm bisher immer als Sieger da stand, täuschte er sich keineswegs über das Schwierige seiner Lage. Er wußte wohl, daß er mit seinen geringen Kräften einen so ungleichen Kampf in die Länge nicht würde aushalten können. Der unaufhörliche Krieg an der Gränze hinderte beinahe die ganze dienstfähige Bevölkerung von Kanada an der Bestellung der Felder; ein großer Mangel an Korn und andern Lebensmitteln war die unvermeidliche Folge von diesem Uebelstand. In einer Depesche vom Februar 1758 schreibt er an das französische Ministerium: „Mich schäudert, wenn ich an unsre geringen Vorräthe von Lebensmitteln denke. Die Hungersnoth ist jetzt schon groß. Trotz aller unsrer Siege bedarf Neu-

Frankreich des Friedens, oder es muß früher oder später fallen, so zahlreich sind die Engländer, so beträchtlich ihre Hilfsquellen, so groß für uns die Schwierigkeit, uns zu verproviantiren.“ Er drang auf's Nachdrücklichste darauf, daß ihm Verstärkung an Truppen, Artillerie und Munition zugesandt würde. Aber die gewissenlosen Rathgeber Ludwigs XV. kümmerten sich wenig um das Schicksal von Kanada, während der ältere Pitt die Vernichtung der französischen Macht in Nordamerika zu seinem Lieblingsgedanken machte, und die Schätze Englands mit der größten Freigebigkeit auf die Eroberung von Kanada verwendete.

Doch noch einmal gelang es Montcalms Genie, dieses Unglück zu verhindern; und der letzte Sieg, den er im Jahre 1758 davon trug, war von allen der glänzendste.

Drei Expeditionen wurden auf dieses Jahr von den Engländern vorbereitet. Louisburg sollte durch einen furchtbaren Angriff bestürmt werden, zu welchem die Zubereitungen in England gemacht wurden. 15000 Mann regelmäßiger Truppen und 8000 Mann amerikanischer Milizen versammelten sich in Philadelphia unter General Forbes, um das Fort Duquesne zu erobern und das Ohiothal von den Franzosen zu säubern. In Albany sammelte sich die größte europäische Armee, welche Amerika noch gesehen hatte. General Abercromby sollte Ticonderoga und Crownpoint einnehmen, und bei dem Champlainsee in Kanada einrücken. Montcalm wußte, daß der letzte Angriff der bedeutsamste sein werde, und beschloß, ihm in Person zu begegnen. Abercromby setzte seine Armee Anfangs Juli in Bewegung und warf auf das nordwestliche Ufer des Georgesees, südlich von Ticonderoga, ein Korps von 18000 Mann, von welchen 6000 Mann geborne Engländer waren. Montcalm hatte ihm nicht mehr als 3000 Franzosen und 500 Kanadier entgegenzustellen. Er nahm aber eine feste Stellung vor Ticonderoga ein, die er mit einer erdenen Brustwehr und einem dicken

Verhau von gefälltten Bäumen befestigte. Abercromby machte keinen Versuch, diese Linie zu umgehen, sondern schickte die britische Infanterie vorwärts, um das Centrum der französischen Stellung zu stürmen. Wie oft ist eine solche Verschwendung von Tapferkeit, verbunden mit Verschmähung aller Regeln der Klugheit, Ursache geworden, daß das britische Blut wie Wasser vergossen wurde!

Dies war mehr als je der Fall vor Ticonderoga am 8. Juli 1758. Während die englischen Regimenter zwischen den gefälltten Bäumen einen unbeholfenen Kampf führten, wurden sie von Montcalms Truppen, die hinter der erdenen Brustwehr ganz sicher standen, zu Hunderten niedergeschossen. Eine Stunde um die andere währte diese Scene der Schlächtere; der hartnäckige Muth der Engländer diente nur zur Vergrößerung des Blutbades. Zuletzt geriethen die Angriffskolonnen so in Verwirrung, daß sie selbst auf einander feuerten. Eine gränzenlose Unordnung folgte, und endlich floh Abercromby's Armee in völliger Auflösung, mit Zurücklassung von 1950 Getödteten und Verwundeten, während die kleine Macht der Franzosen nur 390 Mann eingebüßt hatte.

Für dieses Jahr war nun Kanada von Seite der Seen wieder gesichert. Aber auf den beiden andern Angriffspunkten waren die Engländer Sieger geworden; Louisburg und Fort Duquesne wurden erobert. Jedermann wußte, daß Pitt beschloffen hatte, im künftigen Jahr den Angriff auf Kanada mit noch größern Hülfsmitteln und unter der Leitung von geschicktern Generälen zu erneuern. Für Montcalm, der von seiner Regierung gänzlich verlassen war, blieb, wie er sich selbst aussprach, kein anderer Entschluß übrig, als sich unter den Ruinen der Kolonie begraben zu lassen.

Die großen Ereignisse des kanadischen Feldzugs von 1759, das Genie und der Ruhm des englischen Generals Wolfe sind

allzu bekannt, als daß wir sie ausführlich zu vermelden brauchten. Ist doch auch der Tod des siegenden Generals durch West's Gemälde und Woolletts Grabstichel gleichsam verewigt. Aber weniger geschildert und doch auch von den englischen Geschichtschreibern völlig anerkannt, ist die unermüdete Beharrlichkeit und die äußerst geschickte Tapferkeit, mit welcher Montcalm seinem übermächtigen Widersacher entgegentrat, um den Fall von Kanada noch manche Woche aufzuhalten.

Von den drei englischen Armeen, welche im Jahr 1759 die französische Kolonie angriffen, wurden zwei soweit im Schach gehalten, daß, obgleich sie einige Vortheile gewannen, es ihnen doch unmöglich wurde, Quebec zu erreichen und zur Einnahme der Stadt mitzuwirken. Und hätte die dritte Armee nur unter dem Befehl eines gewöhnlichen Generals gestanden, so würde auch sie durch die geschickte Taktik des französischen Generals so lange hingehalten worden sein, bis der herannahende Winter sie genöthigt hätte, sich von den unbestiegenen Wällen der kanadischen Hauptstadt zurückzuziehen. Noch am letzten Tag des Juli schlug Montcalm den Sturm der Engländer auf die Linien von Montmorency kräftig zurück. Aber nun änderte Wolfe seinen Plan; er schiffte sein Corps auf dem Porenzstrom ein, und landete am 12. September im Westen von Quebec, ohne daß die Franzosen es vermuthen oder verhindern konnten. Als es ihm nun gelungen war, von den Höhen oberhalb Quebec Besitz zu nehmen, blieb dem französischen Befehlshaber nichts mehr übrig, als eine letzte That der Verzweiflung.

Montcalm führte nun seine schwache Heereskraft mit eben so viel Ungestüm und Wuth zum Angriff gegen den Feind, als er vorher im Vertheidigungskrieg Klugheit und Vorsicht bewiesen hatte. Aber das Ergebniß des Zusammentreffens von Montcalms fünf schwachen Bataillonen mit Wolfe's Veteranen konnte nicht lange zweifelhaft bleiben. War doch die französische Schaar

noch mit undisciplinirten Bauern vermischt. Der französische Oberbefehlshaber wurde bald anfangs von einer Flintenkugel getroffen; er fuhr aber fort die Kämpfenden anzufeuern und die Fliehenden zu sammeln, bis er, von einer zweiten Kugel tödtlich verwundet, zusammensank. Seine flüchtigen Truppen trugen ihn nach Quebec zurück. Der Feldscheer, der seine Wunden untersuchte, erklärte sogleich, daß er nicht mehr länger als zehn oder zwölf Stunden zu leben habe. „Desto besser,“ sagte Montcalm, „so werde ich doch die Uebergabe von Quebec nicht mehr erleben!“ Den Offizieren, welche ihn umgaben, ertheilte er noch den Rath, Verstärkungen an sich zu ziehen. Als aber de Ramsay, der nächste Befehlshaber, noch weiter in's Einzelne über die Vertheidigung der Stadt eingehen wollte, so antwortete er: „Ich empfehle die Ehre Frankreichs Ihren Händen. Was mich betrifft, so bleibt mir sehr wenig Zeit zu leben übrig; diese muß ich Gott widmen.“ Sodann verbrachte er seine letzten Stunden in ernstem Gebet, und empfing von seinem Kaplan die Sterbesakramente der katholischen Kirche.

Den 14. Sept. 1759 früh starb General Montcalm, ein Held, welchen Frankreich unbedenklich zu seinem St. Ludwig und Ritter Bayard zählen kann.

Merkwürdig ist, daß auch General Wolfe tödtlich verwundet aus dem Treffen gebracht werden mußte. Er war in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht um sich, sondern bloß um den Ausgang der Schlacht besorgt. Mit Aengstlichkeit erkundigte er sich darnach, und als man ihm die Nachricht brachte, daß die Franzosen gänzlich geschlagen seien und von allen Seiten wichen, sagte er: „Nun bin ich zufrieden!“ Wenige Augenblicke nachher verschied er.

Die Franzosen versäumten nach der Schlacht, den Rath des sterbenden Montcalm zu befolgen. Statt sich zu verstärken, zogen sie sich weit zurück und überließen die Stadt Quebec ihrem

Schicksal. Diese, durch das Feuer der englischen Schiffe geängstigt, ergab sich vier Tage hernach auf ehrenvolle Bedingungen. Die Engländer eroberten später ganz Kanada, was ihnen auch im Pariser Frieden geblieben ist.

Obgleich längst von der Hoffnungslosigkeit des Kampfes in Kanada überzeugt, hatte Montcalm einen Trost in dem Gedanken gefunden, daß die Eroberung von Kanada England selbst zuletzt mehr schaden werde, als Frankreich. Er sah voraus, daß sobald die englischen Kolonisten des Schutzes des Mutterlandes gegen Frankreich nicht mehr bedurften, sie darauf bedacht sein würden, sich von dessen Vormundschaft ganz frei zu machen. Dieses sagte er wenige Tage vor seinem Tode auf das Bestimmteste voraus. Und so wie die Weissagung des sterbenden Hektors, so wurde auch die des sterbenden Vertheidigers von Kanada bald erfüllt. Zweiundzwanzig Jahre nach Wolfe's Sieg über die Franzosen wurde Yorktown von Lord Cornwallis den Amerikanern übergeben.



XXXIV.

Krieg und Frieden unter den Thieren.

1. Die Boaschlange und das Krokodil.

Ein Reisender auf der Insel Java erzählt Folgendes: Ich stand eines Tages mit einigen Freunden an einem kleinen See, der von den Gebirgsbächen sein Wasser erhält. Dieser See war klar wie ein Krystall, und man konnte bis auf den Boden hinab sehen, was darin vorging.

Ein gewaltiger Baum streckte seine Aeste über die Fluth, und in dessen dichtem, immergrünem Laub lag eine ungeheure Boa, die in behaglichen Windungen zusammengerollt ihr Morgenschläfchen hielt. Ueber ihr befand sich ein mächtiger Affe, vom Geschlecht der Paviane, die immer etwas Falsches und Schielendes an sich haben und gern ein Unglück anstellen. Dieser Affe sah von seinem Standpunkt aus ein Krokodil im Wasser aufsteigen, gerade unterhalb des Orts, wo die Schlange lag. Ehe man sich's versah, sprang er plump auf die Schlange, welche also geradezu in den Rachen des Krokodils fiel, während er selbst sich glücklich wieder auf einen Ast rettete.

Unmittelbar darauf begann nun im Wasser eine wahre Königschlacht. Die Schlange, in der Mitte von dem Krokodil angepakt, machte durch ihre gewaltigen Windungen das Wasser weit auf sprühen. Sie wickelte sich rund um den Leib ihres Gegners,

und lähmte seine beiden Hinterfüße. Beine und Schuppen trachten zusammen über ihren furchtbaren Anstrengungen. Bald war das Wasser mit dem Blut der kämpfenden Thiere gefärbt; aber keines von beiden war zum Nachgeben geneigt. Sie wälzten sich miteinander über und über und keines schien über das andere einen Vortheil zu erringen. Der Affe nur schien über das angestellte Unheil eine wahre Schadenfreude zu empfinden. Er sprang von einem Zweig auf den andern, kam mehrere Male ganz nahe zu dem Kampfplatz, schüttelte die Nester des Baums, erhob ein Zetergeschrei und machte sich wieder auf die Seite.

Nach zehn Minuten wurde Alles still. Die Schlingen der Schlange fingen an sich zu lösen; und obgleich der Rücken noch zitterte, hing doch der Kopf leblos ins Wasser hinunter. Allein auch das Krokodil war still; und obgleich nur ein Theil seines Körpers sichtbar war, konnte man doch merken, daß es ebenfalls todt sei.

Jetzt schwang sich der Affe auf die untern Nester und belustigte sich zehn Minuten damit, allerhand Gesichter gegen die todtten Niesenkörper zu schneiden. Einer von meinen Freunden, welcher in der Nähe stand, nahm einen Stein und schleuderte ihn auf das schadensfrohe Thier. Dieses war auf solche Züchtigung gar nicht gefaßt, und weil es am Kopf getroffen wurde, fiel es auf das Krokodil. Doch bedurfte es nur weniger Sprünge, so war der Affe wieder am Ufer, machte sich schnell davon und verschwand in dem Dickicht der Bäume.

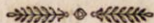
2. Der Hund und die Hühner.

Die folgende Geschichte rührt von einem Bewohner von Massachusetts her.

Wir haben einen schönen Kettenhund, der an allen häus-

lichen Angelegenheiten großen Antheil nimmt, und namentlich zu denken scheint, daß das Federvieh unter seinen besondern Schutz gestellt sei. Wehe den Ratten, Wiesel, Katzen oder Mardern, welche dem Hühnerhof zu nahe kommen!

An einem Sommermorgen war ich in meinem Zimmer und hörte, daß eine ungewöhnliche Unruhe unter dem Geflügel stattfinde. Ich sah hinaus und bemerkte eine schöne sprenglichte Henne, die einmal um's andere in großer Angst von einem großen irdenen Krug weg zu dem schlafenden Hund und wieder zurück lief. Es war eben eines ihrer Küchlein, das erst wenige Tage alt war, in den Krug gefallen. Der Hund wachte endlich auf, sprang zu dem Krug und schien sich einen Augenblick zu besinnen, wie da zu helfen sei. Dann steckte er seine Nase tief in den Krug; und da es ihm nicht gelang, das Küchlein heraus zu holen, stieß er mit seiner Tazze an den Rand des Kruges, und warf ihn um. Nun lief das Küchlein alsobald zu der Brut, zur großen Freude der Henne. Der Hund leckte bedächtlich seine naßgewordenen Pfoten ab, und kehrte ruhig zu seinem Schlafplatz zurück.



XXXV.

Kopernikus letzte Tage.

Nikolaus Kopernikus wurde im Jahr 1473 zu Thorn an der Weichsel geboren. Seine Mutter war die Schwester des Bischofs von Ermeland. Er studirte in Krakau und wurde Doktor der Medizin. Wiewohl er auch als Arzt sehr thätig gewesen ist, zeigte er doch schon frühe eine entschiedene Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften und besonders für die Astronomie. Er galt daher schon im 23. Jahre für einen geschickten Himmelsbeobachter und war auch als solcher bereits als Lehrer in seinem Vaterlande thätig.

Bald hernach aber ging er nach Italien, wo nach Umsturz des Byzantinischen Kaiserthums, durch die Vertreibung vieler Gelehrten aus Griechenland, die Künste und Wissenschaften aufzublühen anfangen. Er hörte in Bologna die astronomischen Vorlesungen des Dominikus Maria an und wohnte seinen Beobachtungen bei. Seit 1500 lehrte er in Rom die Mathematik mit solchem Beifall, daß man ihn damals schon den größten Astronomen seiner Zeit an die Seite stellte.

Von Rom kehrte er in sein Vaterland zurück, und sein Onkel verlieh ihm eine Chorherrenstelle am Dom zu Frauenburg. Im Jahr 1521 sandte ihn das Kapitel nach Graudenz auf den Landtag, der sich ganz besonders damit beschäftigte, die Verwirrung im Münzwesen der polnischen Städte zu beseitigen.

Kopernikus machte zu dem Ende treffliche Vorschläge, die er auch in einer Druckschrift vertheidigte. Aber nach langem Streit wurde endlich seine ganze Arbeit zu den Akten gelegt.

Nun richtete Kopernikus seine Kraft und seinen Scharffinn auf einen der erhabensten Gegenstände der Natur. Er zweifelte nämlich daran, daß die Bewegung der Himmelskörper so verworren und verwickelt sein könne, wie das ptolomäische Lehrgebäude sie angibt, welches die stillstehende Erde zum Mittelpunkt des Ganzen macht, da doch die Natur überall einfachern Gesetzen folge. Er fand in den Schriften der Alten, daß schon einige Pythagoräer sich gedacht hatten, daß wohl die Erde sich um die Sonne bewegen könnte. Seine eigenen Beobachtungen bestätigten ihm diese Ansicht und es wurde ihm klar, daß sich alle himmlischen Bewegungen sehr einfach erklären lassen, wenn man sich die Sonne als Mittelpunkt des Planetensystems denke, und daß namentlich das scheinbare Stillstehen und Rückwärtsgehen der Planeten sich aus dieser Theorie sehr einfach erklären lasse. So steht Kopernikus in Beziehung auf die astronomischen Wissenschaften da als der Grenzstein einer neuern Zeit.

Sein System entwickelte er in einem dem Papst Paul III. zugeeigneten unsterblichen Werk: „Von den Revolutionen der Himmelskörper.“ Diese Schrift war schon um 1530 vollendet; aber erst in der letzten Zeit seines Lebens entschloß sich Kopernikus, auf wiederholte Einladung des Kardinals von Schönberg, Bischofs von Padua, die Herausgabe zu wagen, und da der Druck erst am 24. Mai 1543 vollendet wurde, so erlebte er die Freude nicht mehr, das Buch in den Händen der Welt zu wissen. Er war ein Märtyrer der Wissenschaft, wie so Viele, welche es gewagt haben, Theorien zu lehren, welche mit der allgemeinen Meinung ihres Zeitalters im Widerspruch standen. Folgende Nachricht von seinen letzten Lebenstagen wird man nicht ohne Theilnahme lesen können.

Es war eine stille, helle Nacht im Wintermonat des Jahres 1543. Die Sterne funkelten hell am Himmel. Alles schlief in der kleinen Stadt Wernika, einer Stiftspründe in Preussisch-Polen, mit Ausnahme eines siebzigjährigen Greises, der in einem einsamen Stübchen oben auf einem Thurme seine gelehrte Wache hielt. In diesem fand sich nichts als ein Tisch, ein Stuhl, etliche Bücher und eine eiserne Lampe. Durch die Last der Jahre und Sorgen war seine Gestalt darniebergedrückt, und seine Stirne war durch sorgliche Gedanken in Furchen gelegt; aber sein glänzendes Auge verrieth das Feuer seines Genies und eine edle Haltung zeugte von Ruhe, Wohlwollen und Tief-sinn. Es war Kopernikus.

In beschränkten Umständen, unter Spott und Verfolgung nur von seinem eigenen bescheidenen Genie getragen, mit keinem andern Instrument als einem hölzernen Sextant versehen, hatte er der Erde die Geheimnisse des Himmels enthüllt. Eben sollte sein Werk über die Himmelskörper an's Licht treten. Er hatte von seinem Schüler Rhätius in Nürnberg die letzten Probebogen seines Buchs erhalten. Ehe er diese Bogen dorthin zurückschickte, wollte er noch einmal die Ergebnisse seiner Forschungen prüfen. Der Himmel schien ihm jetzt dazu besonders günstig zu sein; darum verbrachte er die ganze Nacht in seinem Observatorium.

Als die Sterne gegen Osten hin zu erbleichen begannen, nahm er sein Instrument, welches er mit eigener Hand verfertigt hatte, und richtete es allmählig nach den vier Himmelsgegenden. Kein Schatten eines Zweifels blieb übrig, und übernommen von der Ueberzeugung, daß er in der That einen fünftausendjährigen Irrthum widerlegt hatte, kniete er Angesichts des gestirnten Himmels nieder, faltete seine Hände und dankte seinem Schöpfer demüthig, daß er ihm die Augen geöffnet habe, um aus seinen Wunderwerken die Wahrheit heraus zu lesen.

Hierauf setzte er sich wieder an seinen Tisch und schrieb

auf das Titelblatt des Buchs: „Siehe hier das Werk des größten und geschicktesten Baumeisters, das Werk Gottes selbst.“ Und nun, nachdem sein Gemüth sich gesammelt hatte, schrieb er die Zueignung: „An den allerheiligsten Vater, Papst Paul III. „Ich widme mein Werk Eurer Heiligkeit, damit alle Welt, die „Gelehrten wie die Ungelehrten, erkennen mögen, daß ich der „Prüfung und dem Urtheil meiner Obern nicht auszuweichen „begehere. Ihr Ansehen und Ihre Liebe zu den Wissenschaften „und zu der Mathematik insonderheit wird mir zum Schild wider „die Gottlosigkeit und böswillige Verleumdung dienen, ungeachtet des Sprüchworts, daß wider die Zunge der Verleumdung kein Mittel sichern kann.“

Schon fing das Licht seiner Lampe an vor der Morgenröthe zu erbleichen. Copernikus legte sein Vorderhaupt auf die gefalteten Hände und sank in einen friedlichen Schlummer. Der alte Mann bedurfte in der That der Ruhe.

Aber lange sollte sie nicht währen. Ein alter Diener stieg mit langsamen und schweren Schritten die Treppe des Thurms herauf. „Herr“, sagte er, indem er sanft die Schulter des schlafenden Astronomen berührte, „der Bote, welcher gestern von Rhätius gekommen ist, wartet auf Euere Probeblätter und Briefe.“

Copernikus erhob sich, schloß das Paket, versiegelte es und sank dann wieder auf seinen Stuhl zurück, als wie ermattet von der Anstrengung.

„Aber, das ist nicht Alles“, fuhr der Diener fort, „es sind wohl zehn arme kranke Leute unten im Hause, welche auf Euch warten; und überdieß begehrt man Euch in Frauenburg. Die dortige Wassermaschine ist in's Stocken gerathen, und etliche Arbeitsleute, welche dieselbe wieder in Gang bringen sollten, haben beinahe Hals und Bein gebrochen; denen solltet Ihr auch helfen.“

„Arme Leute!“ rief Kopernikus. „Laßt gleich mein Pferd satteln!“ Und so erwehrte sich der betagte Astronom des Schlags, welcher auf seine Augenlieder drückte und stieg von seinem Thurm in das Haus hinab.

Das Haus des Kopernikus war dem äußern Ansehen nach eines der geringsten von Wernika. Es bestand aus einem Laboratorium, in welchem er die Medicinen für die Armen bereitete; einem kleinen Studierzimmer, in welchem der geniale Mann, der in der Kunst wie in der Wissenschaft erfahren war, seine Erinnerungen von Rom und Bologna zeichnete, oder die Bildnisse seiner Freunde malte; ferner aus einem kleinen Empfangszimmer ebenes Fußes für alle die, welche sich wegen Medizin oder wegen Geld und Nahrung an ihn wendeten. Ueber der Thüre war eine ovale Oeffnung angebracht, durch welche ein Strahl der Mittagssonne, wenn er auf den bezeichneten Meridian fiel, die Mittagszeit bezeichnete. Die einzige Zierde des Zimmers waren etliche Sprüche, die Kopernikus selbst über das Ramin geschrieben hatte.

In diesem Zimmer besorgte er nun zuerst die zehn wartenden Patienten; dann nahm er schnell einen Schluck Milch und war im Begriff nach Frauenburg aufzubrechen, als ein Reiter zu der Thüre heransprengte und ihm einen Brief einhändigte. Er zitterte, als er die Hand seines Freundes Gysius, des Bischofs von Kulm, erkannte.

„Gott erbarme sich unser“, schrieb sein Freund, „und wende den Schlag ab, der dich bedroht. Deine Feinde und Nebenbuhler, sowohl die welche dich der Narrheit beschuldigen als die welche dich als Keger behandeln, haben es dahin gebracht, daß das Volk in Nürnberg gegen dich im Harnisch ist. Man verflucht deinen Namen auf den Straßen; die Priester thun dich von ihren Kanzeln in den Bann; die Universität hat auf die Nachricht, daß dein Buch erscheinen soll, den Entschluß gefaßt,

die Presse zu zertrümmern und das Buch zu vernichten, welchem du dein Leben gewidmet hast. Komm und beschwöre den Sturm, aber bald, sonst ist es zu spät."

Ghe Kopernikus zu Ende gelesen hatte, fiel er sprachlos in die Arme seines treuen Dieners, und es brauchte einige Zeit, bis er sich erholt hatte. Als er wieder aufsaß, fragte ihn der Reiter, welcher den Auftrag hatte, ihn nach Nürnberg zu begleiten: wie bald er abzureisen gedenke?

"Ich werde sogleich abreisen", erwiderte der Greis mit gelassenem Ton; "aber nicht nach Nürnberg oder Kulm; die verwundeten Arbeiter in Frauenburg erwarten mich; sie könnten vielleicht das Leben einbüßen, wenn ich ihnen nicht gleich zu Hülfe eile. Meine Feinde können vielleicht mein Werk zerstören, aber sie können die Sterne nicht in ihrem Laufe aufhalten."

Eine Stunde später war Kopernikus in Frauenburg. Seine erste Sorgfalt war den unglücklichen Leuten gewidmet, welche bei der Arbeit in den Schleusen beschädigt worden waren. Er richtete zerbrochene Arme und Beine ein, verband die Leidenden, und versprach, nächstens wieder zu kommen. Die Maschine war bald in Ordnung, und das Wasser floss wieder reichlich in die Stadt. Aber ihn sollte nun ein Schlag treffen, der bestimmt war, ihn völlig zu Boden zu drücken.

Als er durch die Stadt ging, um nach Hause zurückzukehren, bemerkte er eine Gesellschaft herumziehender Schauspieler, die auf einer öffentlich aufgeschlagenen Bühne in voller Thätigkeit waren. Das Theater stellte eine Sternwarte vor, auf der sich allerhand lächerliche Instrumente befanden. In der Mitte stand ein alter Mann mit langen Eselsohren, in welchem Kopernikus ohne Mühe sein Nachbild erkannte. Hinter dieser Figur war eine andere, die mit ihren Klauen und Hörnern den Satan vorstellte. Dieser zog mit zwei Stricken, die an den Ohren be-

festigt waren, den vordern Mann nach Belieben umher und er mußte machen was er wollte. Er hieß ihn eine Bibel verbrennen, ein Kreuzifix mit Füßen treten, als Quacksalber Medicinen verkaufen u. s. w. Endlich zog er ihn in einer Rauchwolke, die nach Schwefel roch, zu den höllischen Regionen hinab.

Als Kopernikus so die Arbeit seines ganzen Lebens vor dem Pöbel verlacht und als Gottlosigkeit gebrandmarkt sah, wurde er davon ganz übernommen. Er hoffte zuerst, die Frauenburger, deren Wohlfahrt er so manches Jahr seines Lebens gewidmet hatte, werden die Aufführung dieser Scene nicht dulden. Aber das spöttische Spiel wurde von der Menge mit lautem Gelächter bewillkommt. Erst als Kopernikus zu Boden sank, erkannte man ihn und hatte Mitleiden mit seinem erschöpften Zustand. Er hatte nur noch Kraft genug, eine Sänfte zu besteigen, in welcher er todeschwach nach Wernika zurückgebracht wurde.

Den Tag nach diesem Besuch in Frauenburg bestätigte ein Brief von Rhätius die düstern Ahnungen des Bischofs von Kulm. Dreimal hatten die Studenten der Universität einen Versuch gemacht, die Druckerei anzufallen, aus welcher die Wahrheit hervorgehen sollte.

„Heute Morgen noch,“ schrieb sein Freund, „hat eine Anzahl Bösewichter Feuer in die Druckerei einlegen wollen. Ich habe alle unsre Freunde in derselben versammelt; wir verlassen Tag und Nacht unsern Posten nicht, und überwachen auch die Arbeiter. Die Drucker fahren fort, mit den Pistolen in der Hand. Wenn wir noch zwei Tage Stand halten können, so ist das Buch fertig; und wenn wir nur zehn Exemplare abziehen können, so ist das Werk gelungen.“

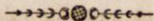
Am dritten Tag brachte ein anderer Bote wieder eine schlimme Nachricht. „Ein Setzer,“ hieß es, „den unsre Feinde gewonnen haben, hat ihnen das Manuscript deines Buchs aus

geliefert, und es ist auf dem öffentlichen Markt verbrannt worden. Zum Glück war der Satz fertig, und wir sind nun damit beschäftigt, ihn zu drucken. Wenn nur kein eigentlicher Tumult entsteht!“

So standen die Sachen, als Kopernikus bereits in den Armen des Todes lag. Wieder kam ein Bote hergesprengt, der eilte in das Haus des sterbenden Astronomen mit einem Buch, dessen Blätter noch naß waren. Es war Kopernikus Meisterwerk, wahrscheinlich jedoch noch ohne Titel und Dedicatation.

Der letzte Lebensfunke schien wieder aufzuflackern, als der große Mann das Buch ansichtig wurde. Er richtete sich im Bett auf, erfaßte es mit schwacher Hand und durchlief es mit seinem matten, sterbenden Auge. Ein Lächeln leuchtete aus seinem Gesicht. Er ließ die Schrift auf's Bett fallen, faltete seine Hände und sprach: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren!“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so floh sein Geist von der Erde zu Gott, der ihn gegeben hatte.

Es war am Morgen des 23. Mai 1543, fünf Tage nach jener letzten beschwerlichen Reise.



XXXVI.

Schicksale eines Schweizers in den Goldminen von Australien.

Im Jahr 1852.

(Siehe Seite 57.)

Umsonst suchst du des Guten Quelle
Weit außer dir in wilder Lust;
Du trägest Himmel oder Hölle,
Den eignen Richter in der Brust.
Kein Glück gewährt dir innern Frieden;
Kein Gold macht dich den Göttern gleich.
Ist dir Genügsamkeit beschieden,
So bist du glücklich, bist du reich!

Diese Zeilen von Schiller werden auch durch meine Schicksale bestätigt. — Die Gewerbe stockten in Adelaide; Jedermann träumte nur von den Goldfeldern von Viktoria, und es blieb mir nichts anders übrig, als mein Glück auch dort zu versuchen.

Den 16. Januar vertraute ich mich wieder der blauen See an. Unfre Fahrt war langweilig und schlecht. Ich hatte mich an eine Gesellschaft von Gentlemen angeschlossen, welche ein Pferd, einen Karren und Lebensmittel für 3 bis 4 Monate mit sich führten. Aber die letzte Nacht setzte der Kapitän gegen alle Bitten so viele Segel bei, daß unser armes Pferd bei der heftigen Bewegung des Schiffes niederstürzte, um nicht wieder aufzustehen. Doch der Kapitän küßte zur Strafe auch selbst eines seiner Pferde ein.

Nach 7 Tagen waren wir in Melbourne. Vergeblich sah ich mich auch da nach Bauarbeit um. Hier eine unvollendete Kirche, dort aus Geldmangel ein gänzlich verlassenes, einen Stock hohes Gebäude; ich hatte genug. Ein schreckliches Treiben und Toben herrschte an diesem Ort. Geht Gold in die Hände roher, ungebildeter Menschen, so herrscht Grobheit, Unvernunft, Mord und Todtschlag. Auf Rechtlichkeit und sittliches Benehmen wird da nicht geschaut. Niemand will mehr dienen; unsre Stiefel konnten wir selbst putzen. Wir waren froh, nach vier Tagen den Ort verlassen zu können. Also: dem Goldland zu!

O mit welchen großen Hoffnungen blickte ich in die Zukunft! Freudig und wohlgemuth marschirte ich im Kostüm der Goldsucher vorwärts. Ein Strohhut mit Schleier, ein blaues Ueberhemd mit lebernem Gürtel, starke weite Hosen und tüchtig genagelte Schuhe bildten dieses Kostüm. Unser Gepäck ließen wir auf einem Wagen mitführen.

Am ersten Tag machten wir 25 englische Meilen, mit nur einem Halt. Es herrschte eine fürchterliche Hitze. Nie in meinem ganzen Leben habe ich solchen Durst auszustehen gehabt. Nichts war zu sehen, als eine öde Steppe, die hie und da mit den Körpern gefallener Pferde, Ochsen, Schafe und Hunde bedeckt war, deren fürchterlicher Geruch uns den Weg verpestete, der zum Glück führen sollte.

Endlich gegen 8 Uhr Abends — es war bereits finster — langten wir an einer Stelle an, wo wir Wasser finden sollten. Welch ein Betrug! Die Quelle war ausgetrocknet; nur eine stinkende, schwarze Brühe war vorhanden. Wir kochten diese Flüssigkeit, gossen sie durch ein Tuch in einen Kessel, und machten Thee daraus. Ich nahm ein wenig Branntwein dazu, und war doch am Ende froh, meinen Durst gestillt zu haben. Man sollte nie über Australiens Boden wandern, ohne ein Fäßchen Wasser mitzunehmen. Myriaden Sterne glänzten auf unsern Birvouac

herunter; mild war die Nacht, wir hatten nicht nöthig, unser Zelt aufzuschlagen. Ich bereitete mir meine Schlafstelle, und schlief ganz ruhig bis an den Morgen. Erquickt, aber von den Muskitos übel zugerichtet, standen wir auf.

Am dritten Morgen waren wir kaum fünf Meilen marschirt, als wir zu dem klarsten Wasser kamen. Hier wurde nun das Frühstück eingenommen, das aus Wasser und Brot bestand; dann brannte ich meine Pseife an und zog weiter.

Das Wetter hatte sich aber verändert; der Wind blies uns den Staub in's Gesicht, und etwa zwei Meilen vor der Busch-Inn, nach der wir strebten, überfiel uns ein starker Regenschauer mit großen Tropfen. Später sandte wieder die Sonne ihre heißen Strahlen auf uns. Hungrig und durstig langten wir um 3 Uhr in Busch-Inn an, und vergaßen hier unsre Strapazen bei einem ziemlich guten Mittagessen und einem Glas Porter.

Abends waren wir halbwegs von den Goldgruben. Wir schlugen unser Zelt auf und richteten uns so gut als möglich mit den Betten auf dem nassen Boden ein. Lustig brannte das Feuer vor unsrer kleinen Wohnung; ganz angenehm klang die Musik des Theekessels in unsere Ohren. Es wurde dann über lauter goldene Berge und Schlösser geplaudert. Thee ist ganz unentbehrlich für einen australischen Buschmann; er vertritt die Stelle des Weins und des Braanteweins, und ist dem heißen Klima weit angemessener, als alles erhitzende Getränk. Er muß aber so zubereitet werden, daß er dem Kaffee an Stärke nichts nachgiebt. — Das Pfund kostet hier etwa $3\frac{1}{2}$ französische Franken.

Am dritten Tag kamen wir durch einen langen Wald von lauter Gummibäumen; dann gings bei einer Polizeistation und Farmhäusern vorbei, durch grüne Wiesen, auf denen wie im lieblichen Schweizerlande die Kühe weideten. Nachts hatten wir ein ver-

gnüglisches Mahl mit frischem Hammelfleisch, und schlugen dann unser Zelt zwischen zwei Bäumen auf. Ich wurde aber bei dieser Arbeit von einer großen Ameise dergestalt in den Mittelfinger gebissen, daß er hoch aufschwell.

Kaum waren wir am vierten Tage einige Meilen bergauf gepilgert, als wir zu unsrer größten Freude den Mount Alexander begrüßten, der, obgleich noch in ziemlicher Ferne, das Ziel unsrer Reise andeutete. Nachdem wir gefrühstückt hatten, legten wir uns unter einem schattigen Baum nieder. Aber auf eine ernsthafte Weise wurden wir durch die vielen Wagen beunruhigt, die aus den Goldgruben zurückkehrten und uns die traurige Nachricht bestätigten, die wir übrigens schon in Melbourne vernommen hatten, daß das Wasser bei den Minen kaum mehr zum Trinken, geschweige denn zum Goldwaschen hinreiche, und daß in Folge des schlechten Wassers schon viele Leute an der Ruhr gestorben seien. Da einer der Pferdbetreiber fragte uns sogar, ob wir genug Bretter bei uns hätten, um uns im Tode darein zu legen?! — Doch das schreckte uns nicht ab; wußten wir ja, daß mehr als 30000 Menschen dort arbeiteten, die doch auch nicht von der Luft leben konnten.

Wir marschirten fort, und gegen 2 Uhr Nachmittags kamen wir unter einem heftigen Gewitterregen bei den Diggings (Gruben) an. Gleich zogen wir mit Beil und Axt versehen in den Wald, — die ganze Gegend ist ehemals Wald gewesen — holten Zeltträger und Stützen und bereiteten ein Obdach für unsre Betten, Koffer, Mehlsäcke und Werkzeuge. Andere wurden tüchtig naß; ich machte mein Bett da zurecht, wo das Zelt am meisten gespannt war, und schlief trotz des Regens trocken und gut.

Der nächste Tag war ein freundlicher Sonntag; da hatten wir Muße genug, die Gruben kennen zu lernen. — Südlich vom Alexanderberg, in einem kleinen Thal, Golden Point genannt, sind die ersten Goldspuren auf der Oberfläche der Erde

gefunden worden. Die Ausbeute ist anfangs außerordentlich groß gewesen, darum sind auch hier eine Unzahl Löcher, welche offenen Gräben nicht unähnlich sehen.

Ein Bergschotte hatte vor schon vierzehn Jahren Inverness, wo er Schlächter gewesen war, verlassen, und war nach Australien ausgewandert. Nachdem er sich durch Dienen Etwas erworben hatte, kaufte er ein Stück Land, zufällig gerade in dieser Gegend. Als es ruchtbar wurde, daß man hier Gold finde, fing er auch an zu graben, wie Andere, und war bald über alles Erwarten glücklich, so daß seine Besizung für eine der einträglichsten des ganzen Bezirkes galt. Bald kam eine Gesellschaft und machte ihm sein Land feil, um die ungeheure Summe von 80000 Pfund Sterling. Er nahm den Antrag an und zog sich nun vom thätigen Leben zurück, um seinen so schnell erworbenen Reichtum in Ruhe zu genießen. Die Nachricht von seinem Glück machte auf viele Leute, namentlich auf seine Verwandten und Freunde in seinem Vaterlande, einen solchen Eindruck, daß sie sich schaarenweise auf den Weg nach Australien gemacht haben. Erst kürzlich sind wieder 120 Schottländer angelangt.

Aber jetzt war in dieser Gegend nichts zu machen, weil der Waldstrom, der hier durch das Thal fließt, nur im Winter Wasser hat. Die Löcher sind hier im Durchschnitt nicht mehr als 8 bis 10 Fuß tief; dann kommt man auf den Felsen. Besteht derselbe aus Sandstein oder hartem Schiefer, so ist alle Mühe umsonst gewesen; findet man aber Quarz oder Pfeisenerde, so ist gewöhnlich auch Gold vorhanden. In allen Niederungen in dieser Gegend wird gegraben. Es ist unmöglich, die Zahl der Zelte anzugeben, die man von den Höhen erblicken kann. Sie gleichen einer Stadt von lauter Segeltuch. Tausende von Goldsuchern aus allen Nationen seht ihr da gleich fleißigen Ameisen beschäftigt. Die meisten haben sich schon in die Erde hineingewühlt, so daß ihr nur durch die Hammerschläge ihr Da-

sein bemerkt. In den Wasserlöchern, die von rastloser Hand gegraben werden, erblickt ihr schmutzige, kothige Gestalten, die bemüht sind, das Gold vermittelst der sogenannten Wiege herauszuwaschen. Das Gold setzt sich nämlich wegen seiner Schwere zu Boden, während die leichtere Erde weggespült wird. Ist eine Gesellschaft in einer Grube glücklich gewesen, so kann man darauf zählen, daß um dieselbe herum am nächsten Morgen eine Menge neuer Löcher entsteht. Oft geschieht es aber auch, daß man 3 bis 4 Tage vergeblich arbeitet. Es ist eine wahre Lotterie. — Wenn man ein Loch 24 Stunden verlassen hat, so hat der Eigenthümer sein Recht an dasselbe verloren.

Noch ergiebiger als der Golden-Point ist jetzt der sogenannte rothe Hügel. Hier soll eine Parthie in vier Wochen aus zwei Löchern gegen 240 Pfund Gold zu 12 Unzen, im Werth von 5000 Pfund Sterling, herausgegraben haben. Die Gruben ziehen sich nun immer weiter dem Thal entlang; die neuesten Nachgrabungen sind im Norden des Alexanderbergs.

Nun zu unsern eignen Schicksalen.

Ein jeder Neuankommende ist verpflichtet, beim Kommissär für 1 Pfund 10 Schillinge eine Goldlizenz zu lösen, die ihm für einen Monat die Erlaubniß gibt zu graben. Wir mußten am Montag den 2. Februar etliche Stunden warten, bis die Reihe an uns kam. Es gaben aber etliche von der Gesellschaft die Gemeinschaft auf, und wir kamen erst am Freitag recht an die Arbeit, am Adelaide Hill. Wir fingen an ein altes Loch zu untersuchen und zu unterminiren, nachdem der Schutt und Unrath durch einen Eimer in die Höhe gezogen worden war. Für meine an so harte Arbeit nicht gewohnten Hände war dieses ein heißer Anfang, da die Erde so hart wie Stein war. Nach ungefähr dreistündigem Scharren war ich so glücklich,

einige Körnchen Gold heraus zu bringen, welche zur allgemeinen Freude sorgfältig aufbewahrt wurden. Wir arbeiteten nun fort, zwei, drei Tage, eine ganze Woche hindurch, badeten uns im Schweiß und — fanden beinahe nichts! Auch mit Waschen der Erde wurde wenig erbeutet, und doch mußten wir den Stoff etliche Meilen weit zum Wasser tragen.

In einundzwanzig Tagen erbeuteten wir nur eine halbe Unze Gold. Was ist das für drei Wochen harter Arbeit?!

Wir versuchten es nun in einer andern Gegend, und waren schon sechs Fuß tief, als meine zwei Kollegen anfangen von vergeudeter Zeit zu reden. Sie führten andere Stellen an, wo viel Gold gefunden worden sei, und wollten nicht mehr in diesem verwünschten Loche arbeiten. Ich ermahnte sie so gut als möglich zur Geduld und Ausdauer; aber das war Alles umsonst. Wir verließen diese Stätte und begannen in der heißesten Sonnenhitze in der Adelaide-Fläche von Neuem zu arbeiten; aber ohne den mindesten Erfolg. Hätten meine Kollegen Muth und Ausdauer gehabt, in jenem verlassenen Loche nur einen halben Fuß tiefer zu graben, so wären wir für alle Mühe belohnt worden. Denn kaum hatten wir den Platz verlassen, so fing eine andere Parthei an dort zu arbeiten, und war bald im Besitz von $5\frac{1}{2}$ bis 6 Pfund Gold!!

Allmählig versuchten wir unsre Kräfte an 9 bis 10 Orten, ohne nur eine Spur von Gold zu finden. Meine Kollegen liebten die Arbeit nicht sehr, und ich wollte mich auch nicht für andere Leute abnutzen. Waren doch ohnedieß meine armen Finger gerade auf den Knöcheln schrecklich geschunden und verpflastert. Denn die Gruben sind ein äußerst ungesunder Platz für das Heilen von Hautschäden. Mein Geld ging auch zur Neige, indem eine neue Lizenz für den Monat März gelöst werden mußte, und ich eine gute Reserve in Swan River zurückgelassen hatte.

In dieser Verlegenheit trennte ich mich von meinen bisherigen Gesellschaftern. Ich sah ein, daß ich mit solchen Gentlemen nie weit kommen würde; ich vereinigte mich daher in der Mitte März mit einigen gutmüthigen armen Deutschen. Ohne Zelt waren wir genöthigt, in einer schlechten Buschhütte, die Tag und Nacht auf einer Seite offen war, zu ruhen und zu schlafen. Wollten wir unsre elende Lage verbessern, so mußten wir arbeiten, ohne den Staub, die Strahlen der Sonne und die fürchterliche Anstrengung zu achten. Gerade als mein Geld zur Neige ging, waren wir glücklich genug, zwei bis drei Unzen Gold aus einem Loch herauszukriegen, welches Andere aufgegeben hatten. Mit angestrengtem Eifer wurde nun auch ein Wasserloch gegraben. Wir wuschen nach Vollenbung des Werks in einem Nachmittag für etwa neun Pfund Sterling Gold heraus.

Jetzt dachte ich mich geborgen und mein Muth verdoppelte sich. Meine zwei Kollegen waren gemeine Arbeitsleute, gewöhnt die härtesten Arbeiten zu verrichten; ich wollte nicht weniger sein als sie, und so arbeitete ich mit ihnen um die Wette, zwanzig Fuß unter der Erbe, schleppte die größten Lasten oft zwanzigmal des Tages eine Viertelmeile weit auf meinen Schultern zum Waschplatz, und achtete weder Schweiß noch Müdigkeit.

Ich hatte aber meinen Kräften zu viel zugetraut. Meine gute Gesundheit fing an zu wanken; anhaltende Diarrhöe und oftmaliges Erbrechen machten mich schwach, und zu dem Allem schwoll das Innere meiner linken Hand hoch auf, vom anhaltenden Gebrauch der schweren Pickel. Die schrecklichen Schmerzen ließen mir Tag und Nacht keine Ruhe. Ich ging am dritten Tag zum Arzte, und dieser gab mir die Weisung, sobald als möglich nach Melbourne zurückzukehren, um meine Hand besser pflegen zu können. So am Ziel meiner Wünsche, bereits mit einem Pfund Gold in der Tasche, mußte ich nun von Allem wieder abstecken!

Schwizergabe.

Es ist eine höhere Macht, die oft hemmend in die Speichen des menschlichen Glücksrades eingreift und uns arme Sterbliche gerade dann, wann ein günstiges Schicksal uns scheinbar lächelt, wieder zurückweist. Wir können nur sagen: Herr, dein Wille geschehe!

Ehe ich nun die Gruben verlasse, muß ich noch das Leben bei denselben einigermaßen schildern. Obgleich ich schon mit vielen Menschen verkehrt habe, so habe ich doch nie ein so ekelhaftes, gottloses Treiben gesehen, wie in diesen Diggings. Raub und Mord sind, so zu sagen, an der Tagesordnung. Es ist nicht rathsam, nach Sonnenuntergang sein Zelt zu verlassen. Einmal entfernte ich mich Abends 10 Uhr nur etwa 50 Schritte von unsrer Hütte, als ich einen halb Betrunknen antraf, der mir den Weg versperrte und mir unter drohenden Geberden mein Gold abforderte. Als ich ihm gebot, mich in Ruhe zu lassen, griff er nach irgend einer Waffe in der Tasche. Sogleich hielt ich ihm meine geladene Pistole auf die Brust; da sich aber zugleich einige Leute in der Nähe hören ließen, so entfernte sich der Mensch so schnell er konnte. Fluchen und Schwören hörte ich hier so, daß ich meinen eigenen Ohren nicht traute. Wie kann man hier leben wollen? O wie oft wünschte ich mich aus diesem Gewühl heraus! Doch Gold, Gold, Gold! Was thut man nicht um deinetwillen!!

Was die Nahrung betrifft, so ist Thee, Schafffleisch und Omeletten, jedoch ohne Eier und Milch, die ganze Woche hindurch des Goldgräbers Getränk und Speise. Hat man eine glückliche Woche gehabt, so kauft man sich am Sonntag Kartoffeln, Zwiebeln und Rosinen, um sich eine bessere Mahlzeit bereiten zu können. Der Sack Mehl kostet hier 4 Pfd. 10 Schill., also etwa 115 Franken, ein zweipfündiger Laib Brot kostet

2 Franken 45 Cent., ein Pfund Kartoffeln 56 Cent. Das Fleisch war verhältnißmäßig am wohlfeilsten. Spirituosen dürfen bei Strafe von 30 Pfd. Sterl. in den Gruben nicht verkauft werden.

Man macht sich keinen Begriff von der Unreinlichkeit und dem Schmutz, in welchem man hier lebt. Hunderte von verwesenen Schafsköpfen, weggeworfene Hosen und Schuhe trifft man überall an. Während den zehn Wochen meines Aufenthalts trug ich immer die gleichen Beinkleider und das gleiche blaue Hemd. Oft verging eine Woche, ehe ich mich wieder waschen konnte, aus Mangel an Wasser. Doch erlaubte ich mir, zweimal die Woche ein frisches Hemd anzuziehen. Als ich mich nach sieben Wochen im Spiegel besah, erschrak ich über meine Figur; ein langer rother Bart bedeckte mein so ziemlich eingefallenes Gesicht, und meine ganze Gestalt war die eines gemeinen Arbeiters. Doch meine Gesinnung ist, Gott sei Dank! durch mein Leben in den Goldgruben nicht geändert worden.

Es war Mittwochs den 7. April, als ich die Gegend wieder verließ, die ich mit so vielen Hoffnungen betreten hatte. Unter fürchterlichen Schmerzen, die Hand in einer Schlinge haltend, ein wirkliches Jammerbild des menschlichen Elendes, bestieg ich gegen 11 Uhr Vormittags eine Art Post, welche mich nach Melbourne zurückbringen sollte. Als wir Abends in einem Dorf anhielten, und ich den Brotüberschlag über meine Hand erneuern ließ, waren die Schmerzen so groß, daß ich, sonst so stark, gleich einem schwachen Kinde ohnmächtig hinsank. Einige Tropfen Brautwein brachten mich wieder zum Bewußtsein; ich fühlte mich aber äußerst ermattet. Vom Schlafen konnte keine Rede sein.

Den folgenden Tag konnte ich das Hin- und Herschütteln auf dem Karren nicht länger ertragen. Wollte ich nun nicht irgendwo liegen bleiben, so mußte ich zu Fuße gehen, und mich begnügen, mich unterwegs mit Speise und Trank zu stärken.

Und da unser Treiber, ein katholischer Irländer, am Charfreitag nicht spät in Melbourne ankommen wollte, so war ich genöthigt, noch die ganze Nacht hindurch zu marschiren. Da denke man sich einen armen Kranken, dessen Hand noch einmal so dick ist, als im natürlichen Zustande, gezwungen, alle Kräfte anzustrengen, um dem Wagen nachzukommen! Fürwahr, eine schreckliche Lage! So ward denn der Charfreitag auch für mich ein rechter Leidens- tag. Halbtodt und gänzlich ermattet langte ich gegen 7 Uhr Morgens in Melbourne an. Kaum wollte man den staubigen, ungewaschenen Mann in dem Gasthof annehmen, in welchem ich meinen Koffer gelassen hatte.

Mein Erstes, nachdem ich mich umgekleidet hatte, war, mich zum Arzt zu begeben und ihm meine kranke, steife Hand zu zeigen. Er schüttelte den Kopf und sagte, es müsse augenblicklich eine Oeffnung in dieselbe gemacht werden, um dem Eiter einen Ausweg zu verschaffen. Er hieß mich alle meine Kräfte zusammennehmen, und machte im Innern der Hand einen langen Schnitt zwischen dem vierten und fünften Finger. „Einen Tag später,“ sagte der Arzt, „wäre es um den vierten oder fünften Finger geschehen gewesen!“ Nun legte ich mich zu Bette und schlief einen Tag und eine Nacht in einem fort, während mir der Koch, mit dem ich mich beßhalb verständigt hatte, wiederholt heiße Brotüberschläge machte.

Nach 14 Tagen war meine Hand vollkommen auf der Besserung; hingegen wurde ich leberkrank, und es währte 4 Wochen, bis ich mich wieder einigermaßen erholt hatte.

Mit der Eblust fühlte ich auch wieder Lust zur Arbeit, und ich war nun auch so glücklich, in meinem Beruf als Architekt eine Anstellung zu finden.

Wie froh war ich, den südlichen Winter, der sich nun mit aller Macht einstellte, nicht in den Gruben verbringen zu müssen. Jeder Tag bringt frische Kunde von Frevelthaten, die dort be-

gangen werden. Wie doch das Gold den Menschen herabwürdigt! Wo der größte Reichtthum ist, da zeigen sich auch alle Schwachheiten und Leidenschaften der Menschen am stärksten.

XXXVII.

A b s c h i e d

eines

auf der Reise nach Kalifornien Verstorbenen.

Nach dem Englischen.

Bruder, komm, laß dich umschließen,
 Gehe gar mein Mund erblaßt.
 Laß mich noch den Trost genießen,
 Daß dein Arm mich fest umfaßt.
 Hör' den letzten Gruß, den matten,
 Oh' die Sinnen ganz vergeh'n.
 Schon naht sich des Todes Schatten,
 Nie werd' ich das Goldland seh'n!

Muß denn Leib und Seele scheiden,
 Will ich diese Gott jetzt weih'n;
 Jener möge, frei von Leiden,
 Tief im Meer geborgen sein!

Nun, ich sterb' im Gottvertrauen,
 Anders ging's, als ich gedacht;
 Aber droben werd' ich schauen,
 Daß Gott Alles wohl gemacht.

Grüß' den Vater noch, und sage,
 Ich sei heimwärts mit dem Fleh'n,
 Daß wir uns an jenem Tage
 Frei von Sünde wiederseh'n!
 Laß die theure Mutter wissen,
 — Ach, sie war mir stets so hold!
 Daß mein Plan zwar ganz zerrissen;
 Aber Gott ist nun mein Gold!

Sag' der Gattin, wie beständig,
 Bis zum Tod — ich ihr gelebt.
 Wie so zärtlich, wie lebendig
 Mir ihr Bild noch vorgegeschweh't.
 Gold'ne Berge mußten schwinden,
 Erdenhoffnung ward zu Spott.
 Doch ich hoff' die Stadt zu finden,
 Wo man ewig reich in Gott.

Küssen mög' sie meine Kleinen,
 Weil es mir nun nimmer glückt.
 Ach, ich hab' im Geist mit Weinen
 Betend sie ans Herz gedrückt!
 Für sie wollt' ich fernhin reisen,
 Graben nach der Weisen Stein;
 Und nun sind sie arme Waisen!
 Doch Gott wird ihr Vater sein.

Mögt ihr Alle darnach ringen,

Daß ihr euch zu Gott bekehrt.

Das wird euch zu Schätzen bringen,

Die kein Dieb noch Rost verzehrt. —

Ach! schon hör' ich Jesum sprechen,

— Kenn' ich seine Stimm' doch wohl! —

Jetzt, jetzt will das Herz mir brechen.

Bruder, nochmals, lebe wohl! —



XXXVIII.

Die Schiffbrüchigen in der Hudsonsbay

und

die menschenfreundlichen Eskimos.

1. Der Schiffbruch.

Im Frühling des Jahrs 1849 miethete die Hudsonsbay-Gesellschaft in London den dreimaßigen Westindienfahrer Graham, geführt von Kapitän Froud, um Waaren und Proviant nach der Yorkfaktorei in den nördlichsten Gegenden von Nordamerika zu führen. Die Mannschaft bestand aus 15 Personen. Noch zwei andere Schiffe wurden zu gleichem Zwecke abgefertigt.

Als sich diese drei Schiffe der Küste von Nordamerika näherten, wurden sie durch große Massen schwimmenden Eises

in ihrem Laufe sehr aufgehalten. Jedoch gelang es den ausdauernden Bemühungen der Mannschaft, am 21. Juli den Eingang in die Hudsonsstraße zu erreichen.

Nun aber trat ungewöhnlich schlimmes Wetter ein. Dabei setzte das Treibeis besonders dem Graham so zu, daß der Kupferbeschlag auf beiden Seiten abgerissen und das Schiff im Ganzen bedeutend beschädigt wurde. Endlich schien jedoch auch diese Noth überwunden und die Schiffe erreichten am 3. August früh die Insel Mansfield am Eingang der Hudsonsbay.

Aber nun verhüllte ein dichter Nebel die ganze Gegend, und ein heftiger Wind jagte ihnen ein gewaltiges Schneegestöber entgegen. Der Graham wurde plötzlich mit großer Heftigkeit auf eine ungeheure Eismasse getrieben, die man wegen des Nebels nicht hatte bemerken können. Sogleich drang das Wasser von allen Seiten ein, und das Schiff fing an sichtbar zu sinken. Von angestrengter Arbeit ermüdet lag noch beinahe die Hälfte der Mannschaft im Schlaf, als der furchtbare Stoß geschah.

Nichtsdestoweniger wurde mit der größten Geistesgegenwart das auf dem Verdeck befindliche große Boot und noch ein kleines durch Zerhauen der Taue flott gemacht. Der Kapitän rettete seine Karten sammt den Briefen und den Papieren, welche auf seine Ladung Bezug hatten, einen Kompaß, einen Quadranten, einen werthvollen Chronometer und eine Kiste mit Kleidern. Ein Sack mit 100 Pfund Schiffszwieback, sechs kleine Schinken und eine große Flasche Rum war alles, was man von Lebensmitteln habhaft werden konnte.

Nach kaum zehn Minuten versank das Schiff unaufhaltsam in die Tiefe. Die Brandung, die dadurch entstand, war so stark, daß das Langboot umstürzte. Zufällig fand sich aber in der Tasche eines Matrosen ein Nagel, der die Mannschaft in

den Stand setzte, ein Tau an das emportauchende Boot zu befestigen und dasselbe wieder aufzurichten.

Von den zwei andern Schiffen konnte man wegen des Nebels nichts gewahr werden. Alles Forschen nach denselben war vergeblich. Es blieb nun den Schiffbrüchigen keine andere Wahl, als entweder durch die Hudsonsbay hindurch nach der noch 900 englische Meilen entfernten Faktorei York zu steuern, wohin das Schiff bestimmt war, oder den beinahe noch einmal so langen Weg durch die Hudsonsstraße zurück und längs der Küste von Labrador hinunter, bis nach dem Missionsplatz Nain einzuschlagen. Dieses war die nächste europäische Niederlassung, welche der Kapitän auf seiner Karte fand. Aber der starke Gegenwind und die Menge des Treibeises entschied schon von selbst die Wahl, und nöthigte den Kapitän, den Rückweg nach Nain einzuschlagen. Das große Boot nahm das andere in's Schlepptau und so erreichten sie bei Kap Smith das feste Land.

Dieses Land war aber nichts als eine öde menschenleere Wüste; von hier galt es nun, durch die Hudsonsstraße nach der Küste von Labrador zurückzusteuern.

2. Die große Noth.

Man kann sich kaum alle die Gefahren vorstellen, welche diese armen Leute zu bestehen hatten. Von ungeheuern Eisfeldern umringt, wurden sie durch die Strömung mit furchtbarer Gewalt fortgetrieben, während verborgene Felsen ihnen von allen Seiten den Untergang drohten. Von der Kälte und Kälte schwellen mehreren von ihnen schon am ersten Tage die Füße schmerzlich auf, und da sie einige Male genöthigt waren, ihren Weg über Eisfelder zu nehmen und die Boote nach sich zu ziehen, so mußten sich die Kranken auf Händen und Füßen

fortzuschleppen suchen. Zur Nahrung bekam der Mann täglich nur einen halben Zwieback, während sie doch unausgesetzt zu rudern genöthigt waren. Ihren Durst stillten sie theils mit Eis, theils mit Quellwasser, welches sie etwa an den Landungsplätzen fanden; zu dem allem kam noch das Blenden des Eises, wovon sie fast erblindeten. Nur einmal sahen sie zwei Eskimos in ihren Kajaken. Sie wichen aber denselben aus, weil sie keine andern Waffen mit sich führten als eine bloße Art, und von diesen Wilden ohne anders das Schlimmste erwarteten.

Bierzehn Tage lang verfolgten die fünfzehn Männer, so viel als Wind und Wellen es ihnen gestatteten, ihren Lauf längs der unwirthlichen Küste der Hudsonsstraße, bis sie endlich durch die Ungawa Bay nach dem Kap Chudleigh, der nördlichsten Spitze von Labrador, gelangten. Hier waren sie so glücklich, am Strand zwei Stangen zu finden, die sie als Masten im größeren Boot aufrichteten. Einige wollene Decken, die sie zusammenhefteten, dienten als Segel, und so ging nun die Reise etwas bequemer und schneller von statten.

Aber leider erhob sich bald nach der Abreise von Kap Chudleigh ein Mißverständniß zwischen den beiden Bootsgesellschaften. Sie trennten sich von einander und das kleine Boot mit vier Mann, ohne Kompaß und ohne Lebensmittel, ist nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Indeß ging auch der größeren Schaluppe der Proviant bald aus, so daß die übrig gebliebenen elf Männer trachten mußten, sich mit Seegras und Beeren das Leben zu fristen. In dieser größten Noth fiel einem der Matrosen ein, daß er in seiner Tasche einen Fischangel habe. Dazu drehte er eine Leine aus einem Stück Segelleinwand, und so waren sie doch im Stande, einige Kabeljau zu fangen. So groß war der Hunger der Männer, daß der erste Fisch, den sie fingen, roh verzehrt wurde. Ein kleines Brennglas, das im Besitz des Steuermanns war,

und etwas Stroh, das sich im Boote befand, machte es ihnen möglich, ein Feuer anzuzünden und die andern Fische, die sie fingen, zu braten. Das Holz zu diesem Feuer mußten sie aber zum Theil von der innern Verkleidung ihres eigenen Bootes nehmen.

Nachdem die unglücklichen Seefahrer wieder etwa zehn Tage an der Küste von Labrador hingefahren waren, erreichte ihre Noth den höchsten Grad. Nicht nur fehlte es beinahe an allen Lebensmitteln, sondern sie waren auch mit Kleidern so dürftig versehen, daß sie von der Nässe und Kälte erstaunlich zu leiden hatten. Zwei Männer starben am Ruder; lautlos fielen sie hinter sich auf den Boden des Boots. Drei andere hatten sich die Gliedmaßen so sehr erfroren, daß sie hülflos da lagen. Die Rettung dieser Elenden beruhte nun nebst dem Kapitän besonders auf dem Steuermann Simpson und seinem Bruder, dem Schiffszimmermann, welche, von den Orkabischen Inseln gebürtig, an Beschwerden und Anstrengungen mehr als die Uebrigen gewohnt waren. Als diese sahen, wie einer um den andern von ihren Schiffsgenossen dahin starb, brachten sie, obgleich selbst höchst kraftlos, das Boot mit größter Anstrengung an's Land, um ihre Todten zu beerdigen. Mit eigenen Händen machten sie ein Grab, legten ihre Kameraden in die stille Gruft und lasen aus ihrem geretteten Gebetbuch die Grabliturgie der englischen Kirche.

Hätten die Schiffbrüchigen genauere Karten besessen, so würden ihre Leiden früher ein Ende erreicht haben; denn es liegen nördlich von Rain noch zwei Missionsplätze, nämlich Hebron und Oka. Solche Ungenauigkeiten in Karten von so unwirthbaren Ländern sind in der That ein unverzeihlicher Fehler. Dem Kapitän war sonst die Missionsache nicht ganz unbekannt; er hatte zwei Jahre vorher achtzehn Missionare

nach Afrika gebracht; aber von einer Mission in Labrador hatte er gar keine Kunde.

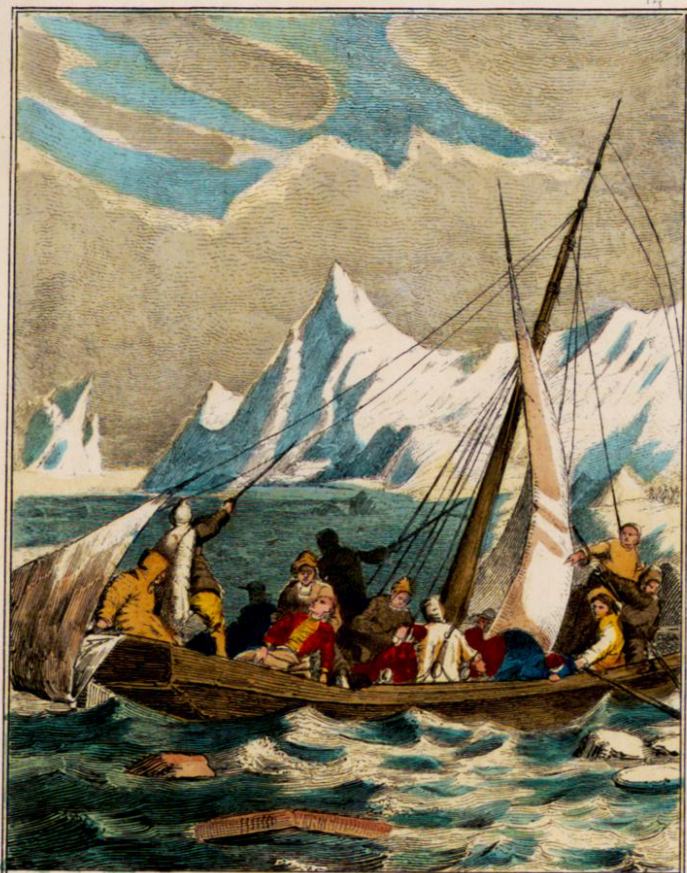
Bei Hebron fuhr das Boot wahrscheinlich während der Nacht vorbei, sonst hätten die Männer den offen liegenden Platz bemerken müssen.

3. Die Errettung.

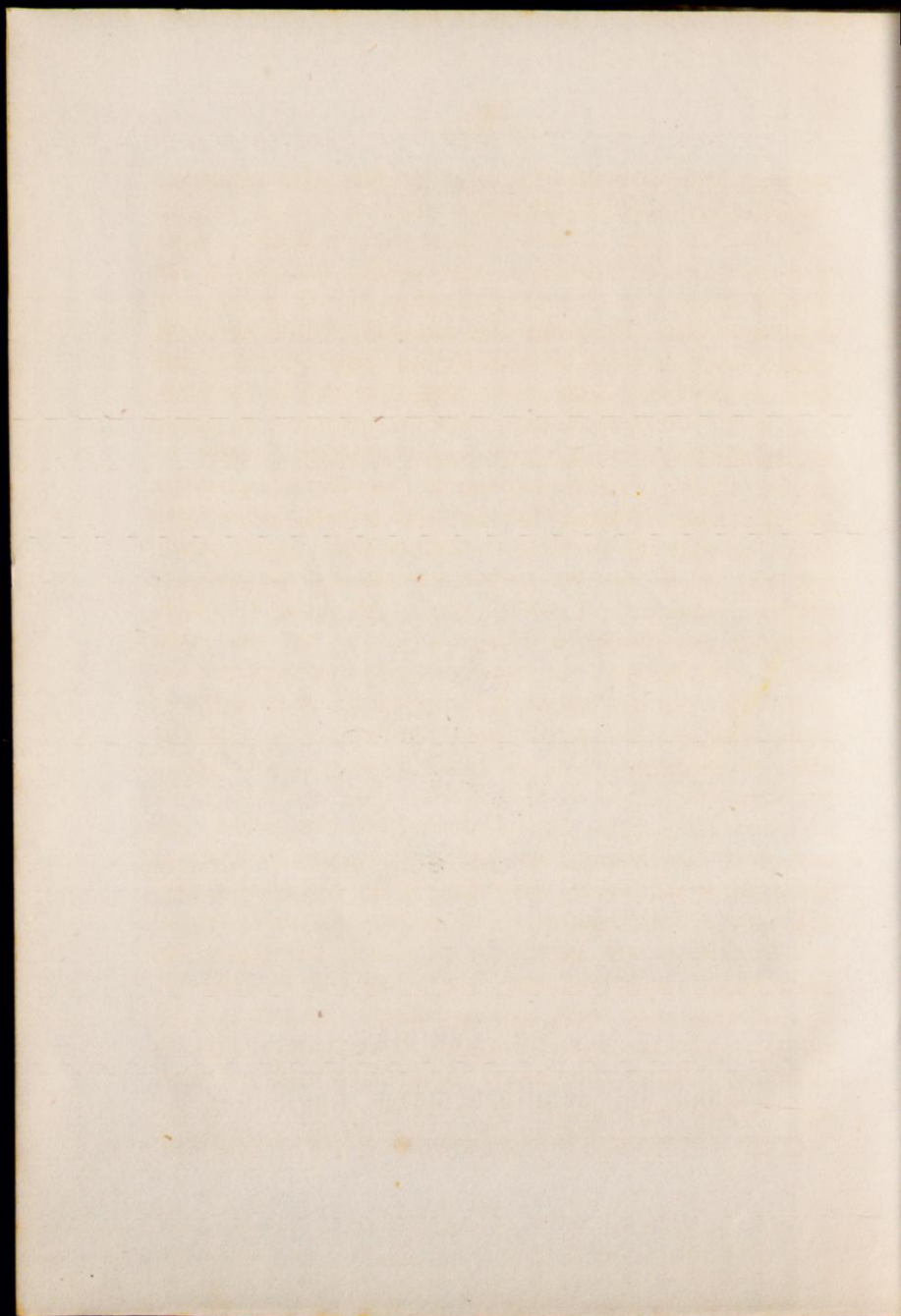
Nun fügte es aber Gottes Vorsehung, daß da sie am Tage nach der Beerdigung der Verstorbenen wieder in die See stachen und um das Kap Grimington zu segeln versuchten, der Ostwind so heftig wehte, daß es ihnen unmöglich wurde, ihr Vorhaben auszuführen. Sie fuhren also gegen ihren Willen in die sehr schmale Meerenge, in welcher Ikat liegt. In der Nähe der Insel Igloosaktalik wurden zwei christliche Eskimos ihrer gewahr, welche sich gerade auf dem Fischfang befanden. Weil man in diesen Tagen das Missionschiff *Harmony* erwartete, welches jährlich die vier Niederlassungen in diesen Gegenden besucht, so war der erste Gedanke der Eskimos, es möchten vielleicht die Leute in dieser Schaluppe zu jenem Schiff gehören. Sie näherten sich indessen mit aller Vorsicht.

Der Anblick der Eingeborenen erfüllte zuerst die armen Hülfslosen mit Furcht und Schrecken. Einige von ihnen glaubten gar, nach allem frühern Ungemach zuletzt in die Hände von Menschenfressern gerathen zu sein. Der Kapitän beruhigte sie aber mit der Versicherung, das Aussehen dieser Rajakfahrer sei ein ganz anderes, als das der nördlichen Wilden.

Als die Eskimos des Glends der Schiffbrüchigen gewahr wurden, sprangen sie augenblicklich an Bord, nahmen die Ruder aus den entkräfteten Händen der Matrosen, gaben ihnen zum Zeichen der Freundschaft einen großen Kabejhan, den sie so eben



Die Eskimos.
und die schiffbrüchigen Engländer.



gefangen hatten und steuerten in größter Eile ihren Zelten zu, die sie in der Nähe aufgeschlagen hatten.

Wer von den 30 bis 40 Männern und Weibern dieses Erwerbsplatzes am Ufer war, eilte sogleich neugierig an den Strand und deutete den armen Leidenden, daß sie in ihre Zelte kommen möchten. Die meisten aber, welche noch immer fürchteten, ausgeplündert oder gar todtgeschlagen zu werden, zauderten auch jetzt, die Einladung anzunehmen. Endlich wagten es die Wenigen, welche noch gehen konnten, an's Ufer zu treten; da hörten sie mit Erstaunen, wie die Frauen mit melodischen Stimmen ein Loblied für ihre Errettung anstimmten; da sahen sie, wie einige von ihnen sich anschickten, ihre Kleider zu waschen, andere ihnen Fische zu kochen und ein Mahl von Seehundsfleisch zuzubereiteten, und wie Alle sie mit der größten Freundlichkeit und Aufmerksamkeit behandelten. Dadurch ward ihr mißtrauisches Gemüth übermannt: sie brachen in Thränen aus; und wer nicht gehen konnte, ließ sich an's Land tragen, um nach Vermögen verpflegt zu werden. Das geschah am 27. August früh, am vierundzwanzigsten Tage nach dem unglückseligen Schiffbruch. Das gebrechliche, offene Fahrzeug hatte bis dahin über 800 englische Meilen zurückgelegt.

Mit der größten Eile wurde nun ein Rajakfahrer nach dem zwölf englische Meilen südlicher gelegenen Missionsplatz Oka abgefertigt, um die Missionare von der Ankunft der Schiffbrüchigen zu benachrichtigen. Diese packten eilig etwas Lebensmittel zusammen und schickten ein Segelboot, das gerade zum Fischfang ausgerüstet war, nach Igloksaaktolik, um sie abzuholen.

Während aber dieses geschah, begingen fünf von den Geretteten die beklagenswerthe Thorheit, ihre erfrorenen Füße am Feuer der Eskimos aufzuthauen. Dieß hat hernach auf lange Zeit die schlimmsten Folgen für sie gehabt.

Die Freude der Schiffbrüchigen bei Ankunft eines Segel-

boots war unbeschreiblich. Sogleich wurden sie eingeschifft, und Abends um 6 Uhr hatten die Missionare das Vergnügen, die armen Leute bei sich anlanden zu sehen. Weil die Matrosen die Sprache der Eskimos nicht verstanden, hatten sie sich vorgestellt, daß das Segelboot ihnen von einem größeren Schiff zugesandt werde. Erst als ihre schneebinden und schwachen Augen die Gebäude der Missions-Niederlassung unterscheiden konnten, wurden sie enttäuscht und ihre Freude war um so größer.

Aber welch ein Jammerbild stellte sich den Blicken der Missionare dar! Nur zwei der Unglücklichen, der Steuermann Simpson und sein Bruder, konnten zur Noth allein die dreißig Schritte vom Anlandeplatz bis zu dem Missionshause gehen. Den Kapitän und drei Matrosen mußte man führen, und drei Männer wurden auf Tragbahren in's Haus gebracht, weil sie sowohl vor Erschöpfung als auch des jämmerlichen Zustandes ihrer Füße wegen, unfähig waren sich selbst fortzuhelfen.

Das war ein unvergeßlicher Anblick, als die neun Männer im Speisezimmer um den Tisch versammelt waren und eine warme Biersuppe aßen. Sie weinten größtentheils vor Freuden wie die Kinder. Es zeigte sich, daß der Schiffskoch ein Deutscher war, aus der Gegend von Magdeburg. Man suchte die Leute so gut unterzubringen, als es der beschränkte Raum gestattete. Dem Kapitän wurde eine Stube eingeräumt; die andern bekamen ihr Quartier in einem Nebengebäude. Die Missionare stärkten sie durch zweckmäßige und nahrhafte Speisen und kleideten sie neu aus ihren Vorräthen. Es war in der That hohe Zeit, daß die bis zum Tode abgematteten und zu Gerippen abgezehrten Unglücklichen in Ruhe und Sicherheit gebracht wurden. Ihre Hände waren zum Theil so beschaffen, daß sie wie Kinder gefüttert werden mußten und die Füße von mehreren waren bedenklich krank. Bei der Pflege und Besor-

gung halfen zwei Eskimos kräftig mit. Der Kapitän war der Erste, der den freien Gebrauch seiner Glieder wieder erlangte. Aber zwei Matrosen konnten immer noch nicht gehen und bei dem 15jährigen Schiffsjungen bemerkte man schon Brandflecken an den Füßen.

Unter solchen Umständen war es ein Glück, daß am 5. September die *Harmony* mit dem Kapitän Sutherland von Nain anlangte. Seine Herzensgüte und Erfahrung in solchen Verlegenheiten war hier von großem Werth. Es fand sich, daß der Zimmermann ein weitläufiger Verwandter von ihm war.

Nachdem die Schiffbrüchigen 17 Tage in Ikaf verpflegt worden waren, reisten sie mit dem Missionschiff weiter. Zuerst ging die Reise wieder etwas nach Norden, zu der Station Hebron. Hier fand sich ein Missionar, der auch medizinische Kenntnisse besaß, und welcher zum Glück gerade die Reise nach Europa mitmachen sollte. Mehrere von den Nothleidenden waren damals noch im kläglichsten Zustande. Es mußten bei dem Einen mehr, bei dem Andern weniger die Gelenke der Fußzehen abgelöst werden. Einer verlor auch noch ein Stück von einem Finger. Am letzten Tage vor der Heimreise wurden noch dem Schiffsjungen einige herausstehende Knochen abgesägt.

Aber ungeachtet des großen gemeinschaftlichen Elends herrschte unter diesen Unglücklichen dennoch ein solcher gegenseitiger Haß, daß die drei Gesundesten nur mit den schärfsten Worten zu bewegen waren, bei dem Verbinden und Reinigen ihrer kränkeren Unglücksgefährten die Füße zu halten. So hart bleibt oft das Herz des Menschen trotz aller Leiden!

4. Die Heimreise.

Den 19. Sept. verließ das Schiff die Küste von Labrador. Man zählte damals bei Hebron gegen 50 Eisberge; aber bei

günstigem Winde wurden diese schon gegen Mittag seltener. Nach Mitternacht fiel ein Matrose, der am Bugspriet die Wache hatte, zwischen die Anker, weil er die Hände um der großen Kälte willen in die Taschen gesteckt hatte. Sein Ellenbogen war stark zerquetscht. Leider schlug am folgenden Tag die Entzündung in den Arm, so daß der Brand zu befürchten war. Es wurden für ihn Umschläge von Schierling und Salmiak gekocht und diese befreiten den Arm binnen zehn Tagen von der Geschwulst und furchtbaren Entzündung.

Am 26. Sept. war die See so ruhig, daß, nachdem Kapitän Froub die Kajüte gereinigt hatte, welches er aus freiem Antrieb alle Morgen that, zum ersten Mal eine Morgenandacht konnte gehalten werden. Da ein Freund der Mission dem Schiff eine Violine geschenkt hatte, so benutzte man dieselbe zur Begleitung des Gesanges.

Später wurde aber die See wieder unruhig, und die Kinder der Missionare, die auf dem Schiffe waren, wurden sehr unwohl. Ein Mädchen wollte sich gar nicht trösten lassen; weinend sagte sie oft: „O könnte ich nur wieder in Oka bei meiner Mutter sein und ihr in ihren Geschäften helfen; denn sie hat ja jetzt keine Tochter mehr!“

In den letzten Tagen des Septembers hatten sich die Kranken bedeutend erholt. Nur bei dem Kajütenjungen schwand die Hoffnung mehr und mehr; während die Füße sich auf dem Weg der Besserung befanden, raubte ein Zehrfieber ihm seine letzten Kräfte. Sein Ende erfolgte den 15. Oktober. Den Kapitän griff der Todesfall so an, daß er sich in seine Kabine begab, und wie ein Kind weinte. Er hätte den Jungen so gern wieder gesund nach London gebracht, wo er noch eine Mutter und zwei Brüder hatte. Die Mutter ließ der Knabe noch vor seinem Ende herzlich grüßen, die Brüder aber nicht, weil sie,

wie er sagte, der Mutter mit ihrem schlechten Lebenswandel viel Herzeleid machten.

Den 23. Oktober kam die *Harmony* mit noch 120 Schiffen unweit Margate vor Anker, und des folgenden Tages langte sie in London an. Alles dankte Gott, daß endlich die beschwerliche Reise mit den Kranken glücklich beendet war. Einer der Matrosen, dem die abgenommenen Zehen noch nicht ganz ausgeheilt waren, kam sogleich in das Schiffshospital, das sich in einem alten Dreidecker von 120 Kanonen auf der Themse befindet; die andern verließen die *Harmony* geheilt, und die Meisten schieden sehr dankbar mit der Erklärung, sie würden nie vergessen, was die Missionare an ihnen gethan hätten. Die Gattin des Kapitäns Froud und seine beiden Söhne, welche schon durch den Telegraphen vernommen hatten, daß derselbe mit diesem Schiff anlange, eilten herbei, um ihn mit lauter Freude zu bewillkommen.

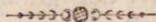
Den 2. November wurde eine öffentliche Versammlung der betreffenden Missionsgesellschaft gehalten, zu welcher sich der Kapitän Froud auch einfand. Was er von seiner Aufnahme durch die Eskimos erzählte, machte auf alle Zuhörer einen tiefen Eindruck. Darauf folgte eine Rede und ein Gebet von dem ehrwürdigen Pastor Steinkopf. Er war ganz begeistert für die Missionsache, und legte sie allen Anwesenden dringend an's Herz.

Die Herren R. und C. Soutter, die Eigenthümer des verlorenen Schiffs *Graham*, erließen an die Missionsdirektion folgendes Schreiben:

„Wir bitten Sie, sowohl von unsrer Seite, als Seitens des Herrn William Froud, des Kapitäns, und der ganzen überlebenden Mannschaft unsers verlorenen Schiffs *Graham*, den Missionaren zu Olak unsern Dank aussprechen zu wollen für die theilnehmende und liebevolle Hülfe, welche sie diesen Unglücklichen bei ihrer Ankunft an dem genannten Missionsplatz,

nach den langen Leiden und Entbehrungen ihrer Fahrt in einem offenen Boot geleistet haben. Der treffliche Einfluß ihrer Missionswirksamkeit auf die Eingeborenen hat sich auf das schönste in dem Mitgefühl bewährt, das auch diese gegen die Unglücklichen an den Tag legten, indem sie denselben, sobald sie ihre traurige Lage inne wurden, in christlicher Liebe entgegen kamen, und sogleich sich beeilten, die Nachricht davon den Missionaren zu überbringen."

"Wir wünschen und hoffen, daß die Thätigkeit Ihrer Missionare in ihrem mühseligen und schweren Beruf auch ferner mit dem besten Erfolg und Segen gekrönt sein möge. Als einen Beweis unserer Dankbarkeit übersenden wir Ihnen einen Beitrag von 20 Pfund Sterling" u. s. w.



XXXIX.

Die befreite Sklavin.

Ein Amerikaner aus Floriba, wo noch die Sklaverei gesetzlich herrscht, machte mit seiner jungen Gattin und einem Söhnelein eine Lustreise nach den Niagarafällen, und nahm zur Bedienung auch eine sehr brauchbare und thätige Sklavin mit. Es ist in der letzten Zeit Vieles geschehen, um die Ansicht jener prächtigen Wasserfälle auf alle Weise genussreich zu machen. Romantische Fußpfade mit steinernen Treppen sind an den Ufern angelegt, und sehr hohe Wärtthürme sind auf beiden Seiten erbaut worden. Wer sich das Ersteigen der langen Wendeltreppen nicht reuen läßt, der genießt von dort oben einer sehr ausgedehnten Aussicht. Und was die Sache noch interessanter macht, das sind die alten Thurmwächter, die mit großer Geläufigkeit der Zunge von den Schlachten erzählen, welche im Befreiungskrieg in dieser Gegend vorgefallen sind. Natürlich wollen sie alle dabei gewesen sein, und behaupten, daß man damals den Kanonendonner 100 englische Meilen weit gehört habe; denjenigen, welche nur 4 oder 5 Meilen entfernt gewesen sind, sei der Schall der Kanonen wie ein beständiges Trommeln vorgekommen.

Unser Amerikaner bestiegen den Thurm auf der englischen Seite des Flusses, und ließen sich auch vom Thurmwart gar Manches erzählen. Sie erwarteten nichts anders, als daß

ihre Sklavin ihnen folgen werde. Als sie nach einiger Zeit nicht auf dem Thurm erschien, wurde ihre Herrschaft doch etwas unruhig, stieg hinunter und fragte auf allen Seiten nach, wo ihre Sklavin geblieben sein möge. Bald erzählten ihnen die Leute ziemlich schalkhaft und schadensfroh, es sei wirklich eine Negerin da gewesen, die habe einen schwarzen Mann, der eben in einem kleinen Wagen vorbei fuhr, gebeten, sie aufsitzen zu lassen, und sei mit ihm davon gesprengt. Es ist nämlich nach englischen Gesetzen jeder Sklave frei, der den englischen Boden betritt. Das wußte diese Sklavin, und diesen Umstand hatte sie sich zu Nutzen gemacht, um aus Anlaß der Vergnügungsreise ihrer Herrschaft ihre Freiheit zu erlangen.

Sowohl der Herr als die Dame bezeugten großen Kummer über diesen Verlust. Sie sagten, diese Person sei an sie und ihre Familie so anhänglich, daß sie nothwendiger Weise auf eine schändliche Art müsse verführt worden sein, ihre Herrschaft zu verlassen. Ihre Entweichung sei um so unbegreiflicher, da sie in Florida auch einen Mann und Kinder habe. Der Amerikaner ließ nicht nach, bis er den jetzigen Aufenthaltsort der entronnenen Negerin erforscht hatte. Dann eilte er hin und beehrte eine Unterredung mit ihr. Sie war auch ganz willig dazu; nur veranstaltete sie wohlweislich, daß ihm die Thüre des Hauses nicht geöffnet wurde. Von dem Fenster des ersten Stockwerks herab hatte sie nun mit ihrem gewesenen Herrn, der auf der Straße stand, folgendes Gespräch.

Der Herr. Aber Sane, was hat euch auch dazu bewogen, euch so zu entfernen?

Die Sklavin. Nichts, als das Verlangen, frei zu sein, mein Herr!

Der Herr. Aber haben wir euch nicht immer gütig behandelt? Wer hat euch denn verleitet, uns zu verlassen?

Sklavin. Ich wollte eben frei sein, mein Herr.

Der Herr. Ach was, Jane, das sind Narrheiten! Kommt mit mir zurück! Es muß ja doch sein, früher oder später, — kommt lieber gleich.

Skavin. Ich wüßte nicht warum, mein Herr; ich komme nicht wieder zu Ihnen, das ist ausgemacht.

Der Herr. Aber denkt, was wird aus euern Kindern werden?

Skavin. Was aus meinen Kleinen wird, das ist Gott allein bekannt. Ich denke, Sie werden gerade so mit ihnen umgehen, wie mit meinen ältern Kindern, und sie — verkaufen! Was hülfte es ihnen denn, wenn ich zurückginge? Es ist aus, ich komme nicht wieder.

Als der Herr merkte, daß mit der Negerin ganz und gar nichts anzufangen sei, fing er an zu schimpfen und zu toben, wie ein Tollhänstler. Er fluchte über die Abolitionisten (die Leute, welche die Sklaverei abschaffen wollen), über Kanada, über die Engländer und endlich auch über die Königin Viktoria.

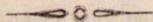
Diese Geschichte hatte natürlich einen Zusammenlauf des Volks veranlaßt. Lange hörte Alles geduldig zu. Als aber der Amerikaner anfing über die Königin zu fluchen, so trat ein stämmiger Engländer hervor und sagte zu ihm: „Wenn Ihr das noch einmal sagt, so werde ich Euch die Zähne in den Hals hinunter schlagen!“ Das wirkte wie ein Zauberspruch. Der Sklavenhalter hielt es für das Klügste, seinen Ingrimm zu bezähmen. Er schlich sich ganz im Stillen unter dem Hohngelächter der Menge fort, und ließ seine Skavin im Genuß der Rechte und Würde, welche ihr als Mensch von Rechts wegen gebühren.

Es ist seit einiger Zeit ein Gesetz in der amerikanischen Nationalversammlung durchgesetzt worden, vermöge welches die Sklaven auch in solchen Staaten, wo das Halten von Sklaven

verboten ist, ergriffen und ausgeliefert werden müssen. Viele Bürger thun aber in solchen Fällen ihr Möglichstes, um das Gesetz zu umgehen und den entlaufenen Sklaven zur weitem Flucht behülflich zu sein. Es ist jedoch auffallend, daß man gerade in solchen Gegenden, wo eine so menschenfreundliche Gesinnung gegen die leibeigenen Schwarzen herrscht, gegen die Freineger sehr zurückstoßend ist. Ja es haben sogar mehrere Staaten den freien Negern das Niederlassungsrecht gesetzlich entzogen.

Auf der andern Seite ist nicht zu läugnen, daß in den Sklavenstaaten das Verhältniß der Eigenthümer zu ihren Sklaven oft ein sehr schönes und väterliches ist. So ist die Welt eben überall voller Widersprüche!

Mag nun aber auch der Widerstand gegen die Abschaffung der Sklaverei noch so groß sein, so kann man annehmen, daß nach wenigen Geschlechtern gar manche Umstände dahin wirken werden, daß die Sklaverei dennoch ein Ende nimmt. Je mehr zum Beispiel die Baumwollenkultur in Indien, Afrika und Neuholland auch von freien Leuten betrieben wird, um so mehr muß die Gewinnung dieses Produkts durch Sklaven abnehmen. Die neue Erfindung, vermöge welcher man jetzt den neuseeländischen Flachs so zubereiten kann, daß er sich ganz wie Baumwolle behandeln läßt, während er dazu noch viel wohlfeiler ist, könnte allein schon vermögend sein, die Sklaverei unergiebig, unnütz und hiemit überflüssig zu machen.



XL.

Der Pole Stanislaus Staszyc.

Zur Zeit des Kaisers Alexander gingen zwei Studenten in Warschau über den Platz, auf welchem im Jahr 1643 dem König Sigismund, welcher auch zugleich König von Schweden war, eine Ehrensäule errichtet worden ist. Diese Säule steht nicht fern von dem Pallast, in welchem ehemals die Reichstage des Königreichs gehalten worden sind. Diesen Pallast kann man nicht ohne eine gemischte Empfindung von Aerger und Spott ansehen, in Erinnerung der Verwirrung, welche in diesem Hause Jahrhunderte lang geherrscht hat, und um welcher willen der „polnische Reichstag“ in der ganzen Welt zum Sprichwort geworden ist.

Aber auch die Säule, vor welcher jene Studenten vorbeigingen, ist bemerkenswerth. Man liest auf derselben unter anderm, „daß Sigismund die Heerführer der Moskowiten gefangen genommen habe“; und man möchte sich wundern, daß die Russen eine solche Inschrift noch dulden. Aber freilich sind auf den unbewachten Stufen dieses Monuments nicht nur Weiber gelagert, die Obst und Kuchen feil haben, sondern auch arme Tagelöhner und zerlumpete Bettler. Diese Gruppen unter der Säule sind hiermit ein sprechendes Sinnbild der jetzigen polnischen Knechtschaft, während auf dem sogenannten sächsischen Platz das

Denkmal, welches den Sieg der Russen über die Revolution von 1831 vereinigten soll, mit Kanonen und glänzenden Wachen umgeben, den jetzigen Stand der Dinge deutlich genug bezeichnet.

Was nun aber die Aufmerksamkeit der Studenten beschäftigte, das war nicht die polnische Frage, auch nicht die Bettler oder die Verkäuferinnen, sondern es war ein vorbeigehender Käufer.

Es schritt nämlich festen und eiligen Schrittes ein hagerer Mann daher, der zwischen fünfzig und sechszig Jahren alt sein mochte. Sein Rock, einst schwarz, war nun ganz fadenscheinig. Sein breiter Hut überschattete ein mageres, runzlichtes Gesicht. Er stand bei einer der Verkäuferinnen still, kaufte ein Kreuzbrötchen, aß einen Theil desselben, steckte den andern in die Tasche, und setzte seinen Weg fort gegen den Pallast des Generals Zajonczek, der in der Abwesenheit des Czars als Vizekönig die oberste Gewalt in Polen bekleidete.

„Kennst du diesen Mann?“ fragte der eine Student den andern. „Nein,“ war die Antwort; „aber nach seiner kläglichen Kleidung und elenden Haltung zu urtheilen, scheint er ein ganz gemeiner Geschäftsmann zu sein.“ — „Gefehlt,“ antwortete der andere, „es ist Stanislaus Staszyc.“

„Staszyc?“ rief sein Freund aus, und warf ihm, als er eben zum Pallast eintrat, noch einen verächtlichen Blick nach. „Wie kann ein Mann, der so armseelig und elend aussieht, und mitten auf der Straße stehen bleibt, um ein Stück Brot zu kaufen, so ein reicher und mächtiger Herr sein?“

„Es ist doch so,“ antwortete der andere. „Unter diesem wenig versprechenden Aeußern steckt einer der berühmtesten europäischen Gelehrten.“

In der That war Staszyc Staatsrath, Präsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und Direktor der Erziehungskommission. Ein großer Mann, der aber Alles, was er besaß, sich selbst, seiner Arbeit und seinem Genie verdankte.

Ohne bedeutendes Vermögen, in dem unansehnlichen Pila geboren, von seinen Eltern jedoch sorgfältig erzogen, verließ er jung sein Vaterland, um seine Kenntnisse zu erweitern. Er studirte in Leipzig und Göttingen, später in Paris unter d'Alembert und Buffon, dessen Freundschaft er besonders genoß, besuchte die Alpen und Appenninen, durchforschte die Natur des Aetna und Vesuv, und lehrte mit vielfachen Kenntnissen bereichert nach Hause zurück.

Als er die Hoffnung, sogleich ein öffentliches Amt zu erhalten, vereitelt sah, wurde er Erzieher bei dem Kanzler Zamoyshy, und wirkte schon damals durch Wort und Schrift zur Belebung des Nationalismus unter den Polen. Späterhin machte dann die Regierung von seinen Talenten Gebrauch; er stieg von Würde zu Würde. Bei großer Genügsamkeit und Sparsamkeit wurde er bald reich. Zuletzt war er Herr eines Gutes von 500 Leibeigenen, und besaß überdies noch beträchtliche Kapitalien.

Wo hat sich aber je ein Mann bedeutend über seinen ursprünglichen Stand erhoben, ohne daß der Neid und die Verkleinerungssucht ihre Pfeile gegen ihn abgeschossen hätten? Die Mittelmäßigkeit rächt sich immer durch Verleumdung. Und so ging es auch unserm Staszyc; denn die Leute in Warschau waren gleich bereit, allen seinen Handlungen schlechte Beweggründe zu unterschreiben.

Eine Gruppe von Müßiggängern ging nahe bei den Studenten vorbei; alle sahen den Staatsrath, und jeder hatte Etwas wider ihn vorzubringen.

„Wer sollte wohl meinen,“ rief ein Edelmann, dessen grauer Schnurrbart und altmodische Kleidung Einen in das Zeitalter Sigismunds zurück versetzte, „daß der Mann Staatsrath ist? Wenn sonst ein Pfalzgraf durch die Hauptstadt zog, folgte ihm ein Haufe Reiter nach. Aber welche Achtung kann man vor einem alten Weizhals haben, der es nicht einmal über sich vermag,

sich eine Rutsche anzuschaffen, und der wie ein Bettler sein Stück Brot auf der Straße verzehrt?"

"Sein Herz ist so hart, als die eiserne Kiste, in welcher er sein Gold verwahrt," sagte ein Priester. "Einen armen Mann ließe er eher vor seiner Thüre Hungers sterben, als daß er ihm etwas schenkte." "Er trägt nun den gleichen Rock schon zehn Jahre," sagte ein Dritter. "Er setzt sich daheim auf den Boden, aus Furcht, seine Stühle abzunutzen," fügte ein verwegener Bursche mit höhnischem Lächeln bei.

Aber ein anderer Student, ein fleißiger Zögling der öffentlichen Anstalten, hörte mit Unwillen diesem Gerede zu; es schnitt ihm durch's Herz. Endlich konnte er sich nicht länger halten. Er wandte sich zu dem Priester und sagte: "Man sollte doch über einen Mann von so ausgezeichnete Großmuth mit anderm Respekt reden. Was liegt daran, wie er sich kleidet, oder was und wo er ißt, wenn er von seinem Vermögen sonst einen so ausgezeichneten Gebrauch macht? Was hat der Staat ihm doch Alles zu verdanken! Die Akademie der Wissenschaften bedurfte eines Hauses für ihre Bibliothek, und hatte kein Geld dazu. Wer anders als Staszyk hat ihr einen prächtigen Pallast dazu eingeräumt?"

"O ja," rief Einer dazwischen, "weil er eben so ehrgeizig als geldgeizig ist!"

"Und dann," fuhr der Zögling fort, "wissen wir ja, daß Polen sich vorzüglich viel darauf zu Gute thut, daß der Mann, der die Geseze der Bewegung der Planeten entdeckt hat, ihm angehört. Wer anders hat dem Kopernikus ein Denkmal errichtet, das seines Ruhmes würdig ist, und hat Thorwaldsens Meißel vermocht, sein Andenken zu ehren, als Staszyk?"

"Ja, so ist's," erwiederte der Priester, "und ganz Europa ehrt dafür den großmüthigen Senator. Aber das heißt nicht christliche Wohlthätigkeit und Liebe üben, wenn man nur Ange-

nichts der hellen Sonne wohlthätig ist. Will man einen Mann genauer kennen, so muß man ihn in seinem täglichen Leben beobachten. Dieser prahlerische Geizhals seufzt in seinen gelehrten Schriften über das Loos der Bauern, und hat selbst in seinen weitläufigen Domänen fünfhundert Peibeigene. Ueberdies braucht man nur des Morgens nach seinem Hause zu gehen, da kann man bisweilen ein armes Weib sehen, das mit Thränen den stolzen Mann um seine Hülfe anspricht, aber lieblos von ihm zurückgestoßen wird. Der Mann ist Stasjyc, — das Weib ist seine Schwester. Sollte der stolze Vergaber von Pallästen, der Erbauer von pomphaften Bildsäulen nicht vor Allem seiner unterdrückten Sklaven sich erbarmen und seine hilflosen Verwandten aus dem Elend reißen?“

Der junge Zögling wollte wieder antworten; aber Niemand verließ ihm Gehör. Traurig und muthlos über die Verunglimpfung eines Mannes, den er selbst als einen so treuen und großmüthigen Freund kennen gelernt hatte, ging er nach Hause.

Er wollte aber denn doch wissen, ob an dem etwas sei, was er gehört hatte. Gleich am folgenden Morgen begab er sich daher in die Wohnung seines Wohlthäters, und — wollte nicht der Zufall, daß er wirklich die weinende Frau dort im Hausgang traf, die sich über die Unmenschlichkeit ihres Bruders laut beklagte!

So erhielt er leider die Bestätigung von dem, was der Priester behauptet hatte. Die Sache ließ ihm keine Ruhe; sein Entschluß war bald gefaßt. Stasjyc war es, der auch ihn selbst bisher mit den Mitteln versehen hatte, um die öffentlichen Anstalten besuchen zu können. Er konnte sich aber nicht erlauben, länger die Wohlthaten eines Mannes zu genießen, der mit grausamer Härtherzigkeit die Thränen seiner eigenen Schwester ansehen konnte, ohne sich dadurch erweichen zu lassen. Hin zum

Staatsrath mußte er, um sich des Genusses seiner Wohlthaten für die Zukunft zu begeben.

Staszye sah seinen jungen Liebling eintreten, ließ sich durch ihn nicht im Schreiben stören, sagte aber: „Nun, Adolf, was kann ich etwa weiter für dich thun? Brauchst du Bücher, so findest du sie in meiner Bibliothek, oder Instrumente, so bestelle sie, ich werde sie bezahlen. Rede nur frei heraus, wenn du Etwas nöthig hast.“

„Im Gegentheil, Ihre Gnaden,“ erwiderte Adolf, „ich komme, um Ihnen für Ihre bisherigen Wohlthaten zu danken und Ihnen zu melden, daß ich für die Zukunft auf dieselben verzichte.“ „Du bist demnach reich geworden?“ „Ich bin so arm als je!“ „Und was hast du mit der Schule vor?“ „Ich muß sie verlassen.“ „Das ist unmöglich“, rief der Staatsrath, stand auf und heftete seine durchdringenden Augen auf die seines Besuchers. „Du bist der vielversprechendste von unsern Schülern; das darf nicht geschehen!“

Umsonst suchte der junge Student die Beweggründe seines Benehmens zu verbergen. Staszye bestand darauf, zu wissen, was vorgekommen sei? — Endlich brach die Erklärung heraus: „Sie überhäufen mich mit Günst, aber auf Kosten Ihrer nothleidenden Familie.“

Nun konnte der mächtige Mann seine Gemüthsbewegung nicht verbergen. Sein Auge füllte sich mit Thränen, warm drückte er die Hand des Jünglings und sagte: „Lieber Junge! Nimm jeberzeit des Rathes wahr: Nichtet nicht vor der Zeit! Bis unser Leben hier ein Ende hat, kann es geschehen, daß die reinste Tugend durch das Laster verhöhnt wird, und daß die bitterste Verläumdung alles wahren Grundes entbehrt. Mein Benehmen ist in der That ein Räthsel, welches ich nicht lösen kann; — es ist das Geheimniß meines Lebens.“

Als der Jüngling noch immer zauderte, sagte Staszye:

„Nun wohl! führe genaue Rechnung über das Geld, das ich dir gebe, betrachte es als ein Darlehn; und wenn du einst durch Arbeit und Fleiß reich geworden bist, so bezahle mich dann dadurch, daß du einen andern hilflosen Studenten, der dessen würdig ist, erziehest. Was aber mich betrifft, so warte meinen Tod ab, ehe du mein Leben beurtheilst!“

Fünzig Jahre lang mußte Stanislaus Staszyc es sich gefallen lassen, daß die Bosheit seine schönsten Handlungen verunglimpfte. Er wußte aber, daß die Zeit kommen werde, wo sein Vaterland ihm werde Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Im Jahr 1824, in seinem 69. Jahre, wurde er mit dem Titel eines Staatsministers zur Ruhe gesetzt.

Am 29. Januar 1826 sammelten sich dreißigtausend Polen um seinen Sarg und suchten sein Bahrentuch zu berühren, als wäre es eine heilige Reliquie.

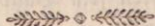
Die russische Armee konnte nicht begreifen, warum Warschau diesem berühmten Mann eine so ausgezeichnete Verehrung erzeige. Sein letzter Wille machte aber die Sache vollkommen klar.

Seine Herrschaft Rubieszow wurde in fünfhundert Theile getheilt, und jedes einzelne Stück wurde das Eigenthum eines freien Bauern, der früher sein Leibeigener gewesen war. Eine Schule wurde nach einem schönen und ausgedehnten Plan gestiftet, in welcher die Kinder der Bauern in Kenntnissen und Gewerben unterrichtet werden sollten. Ein besonderer Fonds wurde zur Unterstützung von Betagten und Kranken bestimmt. Eine geringe jährliche Taxe wurde den ehemaligen Dienstleuten auferlegt, um dadurch auch die Freiheit ihrer Nachbarn allmählig zu erkaufen.

Nachdem der Minister also für seine Bauern gesorgt hatte, vermachte er noch 600,000 Gulden für ein Musterspital, und bestimmte überdieß eine beträchtliche Summe zur Erziehung armer, fleißiger Studenten.

Seiner Schwester ließ er den Jahrgehalt ferner auszahlen, welchen sie, trotz aller Lügen, bereits während seines Lebens genossen hatte. Sie war aber eine Person von sorglosem, verschwenderischem Charakter, welche alles Geld, was sie erhielt, auf die leichtsinnigste Weise verschleuderte, mit nichts zufrieden war und ihren Bruder für alle seine Wohlthaten nur mit Lästung und Undank belohnte.

Staszyc hat über Naturwissenschaft, Politik und Staatsökonomie bedeutende Werke in edler, kräftiger Sprache geschrieben. Noch jetzt wird sein Andenken allgemein gesegnet und verehrt.



XLI.

Das tägliche Leben eines Diensthboten

in

einem angesehenen Hause in Languedoc.

Von einer Dienerin geschildert.

Laßt mich vor Allem unser Haus selbst beschreiben. Ebenen Fußes ist die reich besetzte Küche, in welcher auch die Diensthboten speisen, nebst den Vorrathskammern. Links ist ein prächtiger Eßsaal, in welchem das Silber nicht fehlt. Von hier führen zwei Glastüren in den Garten. In dem Vorfaal stehen herrliche Blumentöpfe. In einem kleinern, sehr niedlich eingerichteten Salon ist ein Wandschrank mit einem Silberservice, wie ich es in meinem Leben nicht so herrlich gesehen habe. Es wird nur bei Taufen und andern Festen gebraucht. Das Porzellan ist alles englisch. Von diesem kleinern gelangt man in einen großen Saal, der mit grünem Seidensammet ausgeschlagen und prächtig möblirt ist. Zwei herrliche Lampen, zwei Vasen, nebst einer großen Uhr zieren das Ramin, das, wie alle im Hause, von Marmor ist. Oben sind die Zimmer des Herrn und der Madame, alles mit der größten Eleganz eingerichtet. Selbst der Platz, den man mit Nr. 100 bezeichnet, hat noch eine schönere Tapete, als in Deutschland in manchem Zimmer zu finden ist.

Mein Herr ist sehr besorgt um seine Kinder und behandelt sie sehr artig. Er sowohl als sein Herr Vater zeigen eine höhere Bildung in ihrem Benehmen. Letzterer war einst Oberst eines Dragonerregiments unter Napoleon, und ist während des Krieges lange in Deutschland gewesen. Er hat ein sehr würdiges und edles Aussehen, zu welchem der große Orden im Knopfloch auch etwas beiträgt. Er versteht sich auf Alles; er gibt selbst der Köchin an, wie sie die Konfituren machen soll. Er ist so reinlich und sorgsam in allen seinen Sachen, wie eine alte Jungfer. Sein Zimmer ist auch immer auf's Schönste ausgeräumt.

Die Dame des Hauses ist die Tochter eines reichen Marquis, der hier wohnt. Sein Haus und Garten bilden das schönste Anwesen allhier. Die Dame ist sehr artig mit mir. Sie behandelt mich mehr als Erzieherin denn als Kinderwärterin. Letztlin fragte sie mich, ob ich noch eine Mutter habe? Als ich dieß verneinte, drückte sie mir die Hand und sagte, daß sie nun diese Stelle bei mir ersetzen wolle. Ich habe mich darüber gefreut. Doch will ich mich nicht auf Menschen verlassen, sondern meine Zukunft in Gottes Hand legen. Madame beschäftigt sich meist mit feinem weißen Stricken und mit der Wollensstickerei.

Den Adel meiner Frau bezeichnet nichts im Anzug, als eine prachtvolle Uhr mit Kette, die sie nachlässig an der Schürze befestigt hat. Im Allgemeinen bemerke ich, daß die Franzosen zu Hause in ihrem Anzug sehr nachlässig sind. Aber wenn sie ausgehen, kleiden sie sich gern prachtvoll. Die Kinder werden dann mit Valenciennur Spitzen und Stickereien förmlich überladen.

Die Dienerschaft besteht, nebst mir, aus einer Amme für das Kind, das ich zu pflegen habe, einer Köchin, einem Gärtner, welcher der Mann der Köchin ist, und einem Gärtner-

gehülfsen. Das Kind des Gärtnerpaares wohnt ebenfalls im Hause. Auch lebt noch eine fünfundneunzigjährige Frau bei uns, die schon 50 Jahre bei der Familie in Diensten steht.

Außerlich herrscht unter den Diensthöten im Hause Frieden; aber heimlich suchen sie, wie so viele Leute von wenig Bildung, ihre Unterhaltung oft darin, daß sie sich gegenseitig um die kleinen Vortheile beneiden, die man ihnen zuwendet. Ich kann's gut mit ihnen, ich mische mich nicht in ihre Angelegenheiten, bin nach Bedürfniß freundlich und gefällig gegen sie, aber bis zur Vertraulichkeit kommt es nicht.

Die hiesigen gemeinen Leute sprechen gewöhnlich ein halb spanisches Patois; meine Herrschaft aber spricht die französische Sprache sehr fein.

Die Franzosen essen nur zweimal des Tags. Die Herrschaft frühstückt um zehn Uhr, und speist um fünf Uhr zu Mittag; die Dienerschaft kriegt aber zu Nacht auch noch Etwas.

Das Essen ist ganz verschieden von dem in Deutschland. So werden z. B. zum Frühstück rohe Zwiebeln gegessen, sehr gute Fische, mit feinem Del zubereitet, Liebesäpfel, Obst u. s. w. Es wird gar vielerlei gespeist; mir wäre es lieber, wenn ich von Einem Gericht etwas mehr hätte.

Ich habe ein schönes Zimmer mit vielen Bequemlichkeiten und einer herrlichen Aussicht. Im Garten gibt es Muskatellertrauben, Mandeln, Feigen, Melonen, Zitronen, Drangen, Pfirsiche, Quitten, Birnen und Kastanien.

Man wäscht hier kalt; man klopft die Wäsche mit einem breiten Holze weich, seift sie tüchtig und wäscht sie sogleich fertig. Ich habe noch nie eine weißere Wäsche gesehen. In den ersten Tagen mußte ich auch für das Kind waschen; da aber meine Frau sah, daß mir das Nähen gut von Statten ging, so hat sie mir das Waschen für die Zukunft erlassen.

Meine Beschäftigung besteht nun in Folgendem: Des
Schweizergabe.

Morgens rüste ich das Zimmer, worin ich schlafe, und die Zimmer der Herrschaft; dieß geschieht in Gesellschaft des bald zweijährigen Kindes, bei dessen Erziehung man mir nichts einredet. Es versteht schon Alles, was ich deutsch sage. Den Tag über gehe ich viel mit dem Kinde im Garten spazieren und stricke daneben. Des Abends, wenn das Kind schläft, habe ich Leintücher zu stopfen. Die Dame hat mich freundlich darum gebeten. Für die Länge würde ich es mir aber nicht wünschen, weil ich meine eigenen Sachen sehr vernachlässige. Zwei oder dreimal die Woche habe ich zu bügeln; da gibt es eine Noth mit dem Kinde, weil es bei Niemand bleiben will. Vergangene Woche habe ich bis Nachts um halb zwölf Uhr zu bügeln gehabt. Von den prachtvollen, gestickten Nachtsitteln der Madame, mit zierlichen Spitzen, macht man sich keinen Begriff, wenn man sie nicht gesehen hat. Sie werden alle Tage gewechselt. Auch die Hauben und das reich gestickte Leibweißzeug des Kindes sind fürstlich. Bei meinem vielen Bügeln habe ich jedoch den Vortheil, daß ich mich in dieser Arbeit noch vervollkommen kann. Auch ein Kleid habe ich der Madame schon gemacht.

Ich bin etliche Wochen unwohl gewesen, und wurde endlich so schwach, daß ich im Salon der Dame umfiel. Als ich wieder zu mir selbst kam und zufällig in den gegenüber hängenden Spiegel blickte, kannte ich mich fast nicht mehr. Meine Augen waren eingesunken und mit schwarzen Ringen versehen. Der Arzt erklärte, daß meine Umstände von der Veränderung des Klima herrühren und daß ich sonst gesund sei. Ich mußte unaufhörlich eiskalte Limonade und Orgeade trinken; auch das Essen bekam ich kalt. Im Gegensatz von dem, was ein deutscher Arzt rathen würde, wurde auch alle Tage das Bettzeug und Leibweißzeug gewechselt. Doch konnte ich schon nach einigen Tagen mein Lager verlassen. Wie sich die Franzosen in Allem zu helfen wissen, habe ich bei dem Anlaß auch gesehen. Als

ich einmal die Anne hat, sie möchte mir doch nur wenigstens das Hemd wärmen, riß sie geschwind aus meinem Strohsack eine Handvoll Stroh, warf es auf den Plättleinboden des Zimmers, zündete es mit einem Zündhölzchen an, und in drei Minuten war das Hemd gewärmt und auch die Spur des Feuers gänzlich wieder weggeschafft.

Seit ich hier bin, ist ein zweiter gesunder Knabe angelangt, und da man sah, daß sich das ältere Kind ganz an mich gewöhnt hat, so wurde es mir auch des Nachts übergeben. Es ist aber oft sehr unruhig, da es gegenwärtig viel mit den Zähnen zu schaffen hat.

Vor einigen Wochen ist der jüngere Knabe so krank geworden, daß man glaubte, er werde die Nacht nicht überleben. Zwei Estaffetten nacheinander wurden an einen berühmten Arzt in Montpellier gesandt; er kam aber doch erst den andern Tag. Sinegen fand sich noch in der Nacht, zur Ermunterung für die ganz trostlose Mutter, eine Gesellschaft von Damen ein, die zuletzt bis auf fünfzehn Personen stieg. Das kleine Kind ist außerordentlich schön, was bei den Franzosen den Anspruch auf Liebe gar sehr vermehrt. Die Damen blieben bis ein Uhr Nachts beisammen, da sich's mit dem Zustande des Kindes besserte.

Der Arzt blieb zwei Tage im Hause. Die vielen leckern Gerüchte, die man ihm aufstischte, die Sorgfalt und Eleganz, mit der man sein Zimmer einrichtete, könnte ich unmöglich beschreiben. Nur so viel, daß ein ganz kleines Gerücht von Trübseln auf vierzig Franken zu stehen kam!

Aus Sorgfalt für Madame ist ihre Mutter, die Frau Marquisin, schon einige Wochen bei uns. Aber auch sie hat noch ihre Mutter, die alle Tage aus der Stadt kommt, um ihre Urgroßmutter zu sehen.

Madame empfängt nun auch sehr viele Besuche. Da setzt

man sich, weil es anfängt etwas kalt zu werden, um das Kamin, in welchem ein helles Feuer lodert. Für die Füße hat man niedlich polirte Fußwärmer, in welche eine kleine eiserne Pfanne mit Kohlen gestellt wird. Ein großer Korb ist auch immer im Vorzimmer, mit frischer Wäsche gefüllt, unter welchem eine Pfanne mit Kohlen verborgen ist. Die Behendigkeit der Franzosen zeigt sich auch besonders bei der Ankunft fremder Gäste. Da ist in zehn Minuten ein Zimmer ganz verändert. Die Evolutionen geschehen mit unglaublicher Schnelligkeit und Pünktlichkeit.

Sonst ist aber Manches anders als bei uns. Gebetet wird öffentlich in diesem Hause nie, weder bei Tische noch sonst. Ich kümmere mich aber nicht um Andere, und verrichte immer mein stilles Tischgebet.

Wie wurde ich auch betreten, als ich zum ersten Mal in die hiesige ref. Kirche kam und da das welsche Wesen sah. Sängende Mütter mit ihren Kindern an der Brust, kommen ganz ungenirt hinein; spielende Kinder und auch Hunde sind keine Seltenheit. Während des lebhaften Vortrags des Pastors unterbrach ihn einmal ein solches Thier so, daß er schmälend einige Minuten inne halten mußte.

Alle Sehenswürdigkeiten werden hier ausgetrommelt und ausposaunt, und zwar am Sonntag wie in der Woche. Das hat besonders im Anfang ein schmerzliches Sehnen nach dem stillen, feierlichen Sonntag an andern Orten in mir erweckt.

Es kündigte sich diese Woche ein Doktor der Medicin, der sich auch Baron nannte, eigentlich ein Quacksalber, durch zwei Soldaten in abgetragenen Uniformen, an. Der eine trommelte, der andere trompetete, und ein Knabe schlug fürchterlich die große Trommel dazu. Der Doktor selbst saß auf einem prachtvoll geschmückten Pferde, in der Uniform eines Regimentsarztes. Nachdem eine Menge Leute zusammengekommen war, hielt er

eine Rede, worin er seine Kuren hererzählte, und zugleich den Preis seiner Mittel angab, welche Ankündigung jedesmal durch einen Trommelwirbel ihren besondern Nachdruck erhielt.



XLII.

Eine Begebenheit

aus der Jugend des Letzten der Condé.

Der letzte Condé ist der Herzog von Enghien, welcher im März 1804 eines so unglücklichen Todes starb. Fälschlich verdächtig gemacht durch einige Spione, als stelle er dem ersten Konsul nach dem Leben, wurde er wider alles Völkerrecht mitten in der Nacht in Ettenheim im Großherzogthum Baden, durch etliche hundert Mann aufgehoben und nach Straßburg gebracht.

Ein schrecklicher Beweis von Undankbarkeit, den er wenige Tage vorher erlebte, hatte ihm zwar den Gedanken eingeflüßt, einem seiner Bedienten den Auftrag zu geben, an seiner Thüre zu schlafen; diese Vorsicht hätte ihn vielleicht gerettet; aber er gab leider diesem Gedanken keine Folge. Nun wurde er in größter Eile, neben Paris vorbei, nach dem Schloß Vincennes geführt. Nach dem gewissenlosesten Verhör wurde er, auf General Sawary's Betrieb, sofort im Schloßgarten zu Vincennes erschossen.

Als dieser Fürst in seiner Jugend am französischen Hofe lebte, wurde ihm noch ziemlich jung eine Geldbörse anvertraut, um bei dem Spiel des Königs auch seine Partie machen zu können. Das Schicksal, durch welches er später so vielfach geprüft worden ist, war ihm an jenem Tage günstig. Voller Freude über seinen Gewinn kehrte er Abends nach Chantilly zurück, diesem alten Sitz der Condés, wo man noch, nebst andern Ueberbleibseln, am Eingang des Parks das ländliche Theater sieht, auf welchem einst Molière, Racine und Boileau die Mußestunden des großen Condé erheitert haben.

Am andern Morgen war sein Erstes, daß er seinen kleinen Schatz wieder zählte. Aber groß war sein Erstaunen, als ihm zwei Louisd'ors fehlten. „Was mag da wohl vorgegangen sein?“ dachte er. „Ich habe sie wahrscheinlich verlegt.“ Damit gab er sich zufrieden.

Am folgenden Abend zählt er sein Geld wieder und — abermals fehlt ihm Etwas. Er hatte seine Börse in seinen Kleidern, und die waren am Fuß seines Bettes aufgehängt. Er begriff nicht, wie es sollte zugegangen sein, daß sein Schatz wieder abgenommen habe. Und als ihm dann in einer spätern Nacht wieder Geld mangelte, so fing er an gegen seine Umgebungen Verdacht zu schöpfen.

Das ist ein unseliger Augenblick, wenn in einem jungen Menschen das Bewußtsein erwacht, daß man nicht allen Menschen trauen könne. Der junge Prinz war verlegen über diese Wahrnehmung, aber — er schwieg.

Ländliche Feste folgten, die ihn zerstreuten. Es schmetterten die Trompeten; ihr Getöse wiederhallte im alten Walde. Es galt eine große Jagd. Bei solchen Anlässen wurde das Gold im Ueberfluß gespendet; denn des Prinzen Vater, der Herzog von Bourbon, wollte nicht, daß irgend Jemand im Schaden bleibe, dessen Land durch die Verwüstungen des Wildes und durch die

Querzüge der verfolgenden Reiter verderbt worden war. Dießmal wurde mit den Wildschweinen und Hirschen ziemlich ausgeräumt. Dieses Leben im Wald und die Abrechnung mit den Anwohnern waren Anlässe, wo auch der junge Prinz den Hofbeamten in die Hütten der Armen und Niedrigen folgte; und dieß konnte für ihn nicht anders als sehr nützlich und lehrreich sein.

Allgemein war er in Chantilly beliebt; freudig und hoffnungsvoll blickte er in die Zukunft. Bei Allem was vorging, war er mit Leib und Seele gegenwärtig und thätig. Herzlich müde kehrte er darum auch des Abends von der Jagd in's Schloß zurück.

Einer von jenen alten Dienern, deren Stellen sich oft in den Pallästen von Geschlecht zu Geschlecht vererben und die der Vater dem Sohn als ein kostbares Erbgut vermacht und anbefiehlt, hatte den jungen Herrn entkleidet, und wollte ihn nun dem festen Schlaf überlassen, dessen ein junger Mensch von fünfzehn Jahren, zumal wenn er müde ist, so gern genießt.

Aber der Prinz weiß schon, was er will. Sein Entschluß ist gefaßt. So müde er auch ist, will er doch dießmal nicht schlafen, er hat es sich fest vorgenommen. Er hält sich kniend im Bett, hinter der Gardine, um gegen den Schlaf besser kämpfen zu können, und wartet der Sache ab. Er will einmal wissen, woran er ist.

Eine Stunde vergeht um die andere. Aber lang sind diese Stunden für den, der nichts zu thun hat, als zu warten, und dabei so müde ist.

Allmählig hört man die Dienstleute zum letzten Mal durch die langen Korridors gehen. Die Lichter erlöschen in den gegenüber stehenden Nebengebäuden. Alles ist still, Alles schweigt. Niemand hält Wache bei dem Prinzen, jetzt so wenig als in seinen letzten Lebenstagen. Auch kein Hündchen schützt ihn, wie

jenes, welches das Leben Heinrichs des Dritten rettete, indem es ihn durch sein Bellen von der Anwesenheit eines Mörders in Kenntniß setzte. Der Letzte der Condé würde noch leben, wenn er die Gewohnheit gehabt hätte, sich wenigstens von einem solchen Hausthier bewachen zu lassen. Aber diesmal wachte er selbst.

Zuletzt knistert die Thüre, der Boden kracht ein wenig; es zeigt sich ein schwacher Schimmer. Der Prinz richtet sich hinter seinen großen Vorhängen noch besser auf und horcht. Er unterscheidet einigermaßen durch das dichte Gewebe eine blasse Gestalt. Sie bleibt einen Augenblick auf der Schwelle stehen; dann tritt sie leise und fachte näher.

Ist's etwa ein Mörder? Ein Mörder in dem eigenen wohlverwahrten Pallast, in welchem sich nichts als Freunde und treue Diener finden? Das konnte dem jungen Knaben nicht einfallen; dazu war sein Gemüth zu harmlos.

Indeß nähert sich die lange Gestalt noch mehr, bleibt wieder stehen, stellt das Licht ab und tritt dann ohne das Licht zum Bett. Eine dürre magere Hand entfernt den Vorhang ein wenig, greift nach der Weste des Prinzen mit der Börse, und nimmt Geld aus derselben.

Aber im gleichen Augenblick fährt ein Schrecken durch die hagere Gestalt. Es fällt ihr wahrscheinlich auf, daß der Prinz so still ist, daß er den Athem an sich hält. Der Dieb streckt den Kopf hinter den Vorhang und — seine Augen begegnen den Augen des aufgerichteten, erzürnten Prinzen. Dieser erkennt in dem Frevler seinen eigenen Kammerdiener. Er blickt ihn an und — schweigt.

Der alte Diener steht zuerst wie versteinert da. Dann läßt er die Weste gehen und schleicht sich langsam aus dem Zimmer.

„Jetzt hab' ich's gesehen, wo mein Geld hinkommt,“ sagte der

Prinz zu sich selbst. Und nun schläft der edle Knabe sanft ein, ohne einen Gedanken zu haben, daß ihm etwas Arges begegnen könnte. War er schon müde zu Bette gegangen und hatte nun noch etliche Stunden gewacht, so war es kein Wunder, daß er fast bis gegen Mittag fort schlief. Endlich klingelte er.

„Ach, Monseigneur,“ rief derjenige Lakai aus, welcher zu seiner Bedienung herein trat, „wir haben Ihnen eine erschreckliche Nachricht zu bringen!“ — „Was ist denn?“ — „Ihr alter, Ihr treuer Kammerdiener!“ — „Nun, was ist mit ihm?“ — „Monseigneur, er hat sich zum Fenster hinausgestürzt! — Er ist todt!“

„Armer Franz!“ sagte der Prinz. Aber das waren auch alle seine Worte. Und dreißig Jahre lang hat er den Mund nicht geöffnet über die Ursache dieser schrecklichen That seines Kammerdieners. Erst kurze Zeit vor seinem Tode hat er die Geschichte erzählt, da Niemand mehr lebte, der dadurch hätte geärgert werden können.

Ein solches Schweigen eines Condé verdient in der That ebensowohl das Lob der Geschichte, als so manche ihrer schönen menschenfreundlichen Worte, so manche ihrer sprühenden Witzfunken, wodurch sie sich beinahe eben so berühmt gemacht haben, als durch ihre Siege. Ein solches Schweigen beweist, daß ein edler Sinn, Geduld und Nachsicht, Mitleiden auch gegen Strafbare und Beleidiger im Herzen des unglücklichen Herzogs von Enghien gewohnt haben.



XLIII.

Der Bienenjäger.

Die Bienen gehören auch zu den Hausthieren. Man hat es heut zu Tage weit gebracht in der Kunst sie zu ziehen und dem Menschen dienstbar zu machen. Weiß doch Pastor Dzierzon in Schlesien ihnen sogar vorzuschreiben, wie und wo sie ihre Waben ansetzen sollen.

Es giebt aber in den Wäldern und Felsklüften auch wilde Bienen. Jonathan, der Sohn Sauls, fand solche im Wald, als er von der Verfolgung der Philister müde war; er stieß seinen Stab in den Honigseim, da wurden seine Augen wieder wacker. Johannes der Täufer hat sich in der Wüste des jüdischen Landes mit Heuschrecken und wildem Honig ernährt. Auch in der Lausitz findet man viele wilde Bienen. Besonders sind aber in den großen Wäldern von Kanada oft bedeutende Vorräthe von Honig verborgen; und weil Jedermann den süßen Honig liebt, so wird auch dort fleißig auf die wilden Bienen Jagd gemacht.

Um die hohlen Bäume zu entdecken, in welchen die Bienen Schwärme haufen, fangen die Kanadier eine Anzahl Bienen von den Blumen. Diese werden in eine kleine Schachtel gesperrt, die im Deckel ein Fensterchen von Glas hat, und auf deren Boden ein Stück Honigwabe liegt. Sind nun die Bienen hinlänglich gesättigt, so daß man annehmen kann, sie werden, wenn

sie die Freiheit wieder erlangen, den geraden Weg nach ihrer Wohnung einschlagen, so läßt man zwei oder drei von ihnen los und beobachtet aufmerksam, welchen Weg sie fliegen. Oft benehmen sie sich dann wie eine freigelassene Taube, die zuerst im Kreise fliegt, um sich zu orientiren, und dann unaufhaltsam den geradesten Weg zur Heimath einschlägt. Der Jäger verfolgt die angegebene Richtung, und läßt nach einiger Zeit wieder etliche Bienen los. Ist er über das Ziel fortgeschritten, so werden die freigelassenen Bienen zurückfliegen. Auf diese Weise ist der Jäger bald im Stande, in die Nähe des gesuchten Baumes zu kommen. Um sich dann völlig zu versichern, welcher Baum den Schwarm enthält, legt er ein Stück Honigwaben auf einen heißen Ziegelstein. Der Geruch der schmelzenden Wabe ist so stark und so einladend für die Bienen, daß sie bald in Menge von ihrer Citadelle herabkommen. Gemeiniglich wird dann der entdeckte Baum umgehauen, und gar reichlich wird oft der Jäger für seine Mühe und Arbeit belohnt.

In der Nähe eines kanadischen Dorfes lebte ein Mann, der sich vielfach mit dem Auffuchen von wilden Bienenschwärmen beschäftigte, so daß man ihn selten anders nannte als den Bienenjäger. Weil seine Gegend bereits ziemlich bevölkert war, so fanden sich in den dortigen Wäldern nur noch solche Schwärme, welche sich entweder unkemerkt von den Bienenhäusern der Farmer entfernt hatten, oder welche trotz allem Klingeln der Schellen oder Klopfen der Sensen das Weite genommen hatten. Alle solche verirrte Schwärme betrachtete der Bienenjäger als sein Eigenthum. Er erkundigte sich sorgfältig nach der Anzahl der Stöcke, die den Sommer über gestochen hatten, und machte sich das, wie er sagte, zur eigentlichen Aufgabe, die neuen Kolonien im Herbst alle ausfindig zu machen. Besonders verwendete er die Sonntage auf's Eifrigste zur Bienenjagd. Andere Geschäfte besorgte er an diesem Tage keine, auch

itt er Niemand in seiner Begleitung, wenn er auf die Schwärme losging.

Wenn nun gleich dieser Mann die Sonntage also zubrachte, so war er doch in anderer Hinsicht nichts weniger als ein Verächter der Religion. Er bewies dem Prediger alle Achtung. Obgleich man ihn nur etwa bei Leichenbegängnissen von Bekannten in der Kirche sah, so unterschrieb er doch regelmäßig einen kleinen Beitrag zum Unterhalt des Predigers. Auch machte er ihm gelegentlich ein Geschenk mit Honig, und ließ dazu jedesmal sagen: "Es sei kein Sonntagshonig, den er dem Priester darbiere."

Bisweilen nannte man ihn auch den Sonntagshäfcher. Denn so oft er auf seinen sonntäglichen Wanderungen Jemand arbeiten sah, verwies er's ihm scharf, und waren es Knaben, so nöthigte er sie wohl auch mit Gewalt heimzukehren.

Einst am Morgen eines Sonntags im Oktober blies er in einer Grube, zwei englische Meilen von seinem Wohnort, ein Feuer an, um einen Ziegelstein heiß zu machen, auf dem er ein Stück Honigwabe verbrennen wollte. Da bemerkte er, daß einige Knaben auf einem benachbarten Felde damit beschäftigt waren, einen Kastanienbaum zu räumen. Er ging zu ihnen hin, und nachdem er sie eine Zeitlang stillschweigend beobachtet hatte, sagte er zu ihnen: "Wißt ihr auch, was heute für ein Tag ist?" "Ja, Herr, es ist ein Sonntag," antwortete einer Namens Hiram, dessen Vater, Herr Sturge, viel von der Art des Priesters Eli hatte. Seine Kinder hatten viel Gutes gehört, wuchsen aber doch in der Unordnung auf. Der Bienenjäger antwortete ihm: "Ja, es ist ein Sonntag, und also der Tag der Ruhe. Kannst du das vierte Gebot auswendig?" Der Knabe sagte es ohne Anstand her. "Nun," erwiderte der Bienenjäger, "das geht ganz gut; aber hast du dieses Gebot gelernt, warum hältst du es nicht?" "Warum haltet Ihr es

selbst nicht?" rief ein anderer Knabe, Namens Alfred, der in allen schlechten Dingen schon viel weiter gefördert war, als Hiram. Der Mann that erst, als hörte er ihn nicht, und sagte zu Hiram: "Hör' einmal, ziehe deinen Rock wieder an, gehe zu deinem Vater und sage ihm, ich habe dich heimgeschickt; denn es ziemt sich nicht, daß Söhne christlicher Eltern andern Leuten am Sonntag die Kastanienbäume ausplündern. Was dich betrifft, Alfred, so hilft es nichts, dich nach Hause zu schicken; du lernst daheim doch nichts Gutes." "Hiram mag gehen, wenn er will," sagte Alfred; "aber er muß mir die Kastanien lassen; ich frage dem alten Hyde nichts nach." "Wir wollen sehen," sagte der Mann ruhig. "Gib mir den Sack her!"

Nun theilte er die gesammelten Kastanien, überließ die eine Hälfte dem Alfred, steckte die andere in seine weite Tasche und sagte: "Jetzt, Hiram, gehst du heim. Morgen kannst du deine Kastanien wieder haben, aber heute nicht. Vergiß nicht, deinem Vater zu berichten, was ich dir gesagt habe."

Hiram ging seines Weges, wahrscheinlich in der Absicht, wieder zu seinem Kameraden zu stoßen, sobald der Jäger zu seinem Geschäft würde zurückgekehrt sein. Anstatt aber zu seiner Grube zu gehen, stellte dieser sich auf einen Hügel und sah dem Knaben wohl eine Meile weit nach. Dieser blickte oft zurück; da er aber den Mann immer auf seinem Posten bemerkte, so entschloß er sich endlich, wirklich heim zu gehen.

Den andern Morgen begab sich der Jäger in Herrn Sturge's Haus, kam ohne ein Wort zu reden zum Tische, kehrte seine Tasche um, leerte alle Kastanien in eine dastehende leere Schüssel und sagte dann: "Hier sind die Kastanien, Hiram; hast du dem Vater auch erzählt, was ich dir gestern gesagt habe?"

Hiram wurde ganz roth und antwortete nichts. Dem Vater

konnte man ansehen, daß er von Allem nichts wußte. Er frug nun den Züger: "Was hätte er mir sagen sollen?"

"Ich fand ihn," sagte der alte Hyde, "gestern in Hamiltons Baumgarten, und ich schickte ihn nach Hause, indem ich sagte, es schide sich nicht für Kinder von Kirchenleuten, am Sonntag so was vorzunehmen, was auch in der Woche nicht recht ist."

"Er hätte das nicht thun sollen," sagte Herr Sturge; "aber ich weiß nicht, was das Euch angeht?" "Ich denke doch. Ich bin ein Freund der Ordnung; und was ist das für eine Ordnung, wenn die jungen Bursche, statt in die Kirche zu gehen, so herum ziehen."

"Aber Ihr macht's ja gerade auch so?"

"Ich könnte jetzt auch sagen: das braucht Euch nichts zu kümmern. Aber ich möchte gern wissen, was aus den Kindern werden soll, wenn sie niemand zur Ordnung weist."

"Sie haben an Euch kein gutes Exempel."

"Ich glaube, ich thue mehr zum Besten der Sonntagsfeier, als Ihr; ich will aber jetzt nicht mit Euch streiten. Gebt nur besser Achtung auf Euern Hiram, ehe es zu spät ist." Und hiemit entfernte er sich ohne viele Umstände, wie er gekommen war.

Ein anderes Mal entdeckte er ein paar große Knaben, die einer armen Wittve ein Huhn stahlen, während diese in der Kirche war. Er nöthigte sie, das Huhn fahren zu lassen, mit der Drohung, sie zu verzeigen; und zur Strafe mußten sie noch das Kartoffelfeld der Frau hacken und vom Unkraut säubern. Er überwachte dieses Geschäft, bis sie fertig waren. Die Bursche beklagten sich zwar, daß er sie zwingt, am Sonntag zu arbeiten. Er antwortete aber: "Ihr habt schon lange keinen Sonntag so gut angewendet." Als die Wittve heim kam, war sie erstaunt, ihr kleines Feld so schön in Ordnung zu finden. Die Sache wäre nie ausgekommen, wenn die jungen Leute einander hernach nicht selbst verrathen hätten.

Einmal fand sich der Bienenjäger in einer Schenke ein, einem Ort, wo man ihn nicht oft antraf, obgleich er sich aus dem Genuß von starken Getränken kein Bedenken machte. Ein Mann, der erst kürzlich in diese Gegend gezogen war, suchte sich bemerklich zu machen, indem er einige von den abgedroschenen Einwendungen der Ungläubigen gegen die Bibel vorbrachte.

„Mein Herr,“ sagte Hyde, „ich bin kein Heiliger; aber ich höre nicht gern, daß Ihr ein Buch verunglimpft, das Ihr nicht kennet. Ihr habet gewiß die Bibel in Euerm ganzen Leben nie ausgelesen.“

„Habt Ihr sie ausgelesen?“ erwiderte der Ungläubige. Antwort: „Ja; wenn Ihr sie halb so oft gelesen hättet, als ich, so würdet Ihr anders mit ihr verfahren.“

„Ihr seid gewiß ein Geistlicher,“ sagte jetzt der Gegner. „Zu welcher Sekte gehört Ihr?“

„Ich habe bisher in der gleichen Armee mit Euch gedient, nur in einem anständigeren Regiment. Aber dieser Dienst ist mir verleidet, sammt der Gesellschaft und dem Sold. Ich denke, es ist am besten, ich gehe wieder zur Kirchenpartei über.“

Von dem Tage an besuchte Hyde wieder regelmäßig den Gottesdienst. Der Geistliche kam auch zu ihm, und fand ihn nicht gleichgültig gegen sein Heil, wurde aber lange nicht klug aus ihm. Erst als der Bienenjäger anfang altersschwach zu werden, und nicht mehr ausgehen konnte, gelang es dem Prediger, in den Zusammenhang seiner innern Lebensgeschichte einen Blick zu thun.

Der alte Hyde hatte eine fromme Mutter gehabt, die ihn treulich erzog und täglich betend auf dem Herzen trug. Sie starb aber leider schon früh und er kam in Umgebungen, die ihn ganz um den Segen der Gebete und Ermahnungen seiner Mutter brachte. Im zwanzigsten Jahre fing sein Gewissen wieder an, ihn ernstlich zu beunruhigen. Er gerieth aber zu

gleicher Zeit in die Gesellschaft schlechter junger Leute, von denen er sich zu den ärgsten Thorheiten hinreißen ließ. Nun kam er auf den Gedanken, er habe die Sünde begangen, welche nicht vergeben werden kann. Er wurde fast wahnsinnig und hielt es in der Kirche nicht mehr aus. Doch dachte er, wenn er Andere dazu antreibe, daß sie den Tag des Herrn heiligen, so möchte dadurch seine künftige Strafe etwas gemildert werden. Es schien ihm bisweilen, als stünde der gute Geist seiner Mutter ihm zur Seite, um ihn zum Guten anzutreiben. Er fuhr auch immer fort, in der Bibel zu lesen, und dachte dabei: sie müsse doch für die, welche sie angehe, recht tröstlich sein. Aber sich selbst durfte er den Trost des Wortes Gottes lange nicht zuweignen.

Nach und nach tagte es zwar wieder mehr in seiner Seele; aber er lebte nicht mehr lange genug, um zur völligen Freude des Glaubens hindurchzubringen. Doch haben die, welche sein Todbett umgaben, die Hoffnung, daß sein abgeschiedener Geist mit dem seiner geliebten Mutter werde vereinigt worden sein.



XLIV.

Schicksale eines Diamants.

„Sind Sie in der Eremitage gewesen?“ fragte ein griechischer Geistlicher in Petersburg einen Reisenden, den er antraf. Antwort: „Ja.“ „Haben Sie auch die Kronjuwelen gesehen?“ „Ja, ich habe die Krone, das Scepter und den Reichsapfel gesehen, und ich bekenne, daß ich über die Pracht dieser Gegenstände erstaunen mußte. Besonders habe ich mich über einen Diamant im Scepter verwundert; das muß doch einer der größten und glänzendsten in der Welt sein.“ — „An Größe mögen ihn vielleicht andere noch übertreffen; aber an Glanz kommt ihm schwerlich einer in Europa gleich. Man nennt ihn den Mond vom Berge. Seine Geschichte mag seinen Werth auch noch erhöhen; denn sie ist sehr merkwürdig. Ich will sie Ihnen erzählen.“

„Wer der erste Besitzer dieses seltenen Edelsteins mag gewesen sein, ist unbekannt. Ein altes indisches Manuscript gibt an, er habe ehemals bei der Statue des großen Lama als Auge gebient. Doch das mag vielleicht allegorisch gemeint sein.“

„Aber soviel ist gewiß, daß der berühmte Nadir-Schah, der von dem geringen Stande eines Hirtensohns bis auf den Thron von Persien gelangt ist, unter den prächtigen Diamanten, womit er den Thronschatz bereicherte, auch die „Sonne der See“ und den „Mond vom Berge“ besessen hat.“

„Nadir Schach verfiel nach einer rühmlichen Regierung und manchen heldenmüthigen Thaten in eine Tyrannei, welche eine Empörung seiner Unterthanen zur Folge hatte. Um diesen Auf-
ruhr zu stillen, warb er eine zahlreiche Armee und stellte sie unter den Befehl seines Neffen Ali-Kuli-Khan. Dieser aber erhob das Panier der Unabhängigkeit, kehrte seine Waffen gegen seinen Onkel, und bot demselben im offenen Felde eine Schlacht an. Nadir zog in eigener Person den Rebellen entgegen; vor seiner Abreise aus der Hauptstadt sammelte er jedoch seine Schätze und sandte sie mit seinen Söhnen unter dem Geleite von Nasralla Mirza nach der starken Festung Kelat, welche man für unbezwingbar hielt. Das war im Jahr der Hegira 1160, nach unsrer Zeitrechnung 1747.“

„Nadirs böses Schicksal ward erfüllt. Er hatte sein Lager zu Rhabusshan aufgeschlagen. Bei Nacht, während Alles schlief, schlich sich sein Neffe mit drei Mördern in sein Zelt und erwürgte ihn. Das Haupt, bei dessen Wink bisher ganz Asien gezittert hatte, wurde am andern Morgen, vom Rumpfe getrennt, im Triumph im Lager der Auführer gezeigt.“

„Die Rebellen siegten überall, und die meisten Festungen wurden entweder durch Kapitulation oder durch Sturm eingenommen. Kelat, das wegen der Stärke seiner Felsenmauern als ein Wunder der Welt betrachtet wurde, hielt sich lange gegen die Uebermacht der Angreifenden. Endlich aber bewirkte ein Zufall, was die Gewalt niemals ausgerichtet hätte.“

„Ein Soldat, der ausgesandt wurde, um Wasser zu holen, stieg vermittelst einer Leiter von einem Thurm herab, vergaß aber hernach, sie wieder zu entfernen. Dieß bemerkten einige Belagerer, welche eben Wache standen. Sie benachrichtigten davon den Befehlshaber. Dieser ließ bei Nacht herzhafte Soldaten in den Thurm steigen, und so wurde man des folgenden Tages Herr der Festung. Es folgte ein gräßliches Blutbad.

Die jungen Prinzen flohen, wurden aber alle wieder eingefangen und, mit Ausnahme des jüngsten, getödtet. Dieser bestieg später unter dem Titel Ali Schach den Thron von Schorassan."

"Die Juwelen und Schätze, welche Nadir in Kelat in Sicherheit gebracht hatte, gehörten nun durch Erbrecht dem jungen Ali Schach, welcher sie in seine Hauptstadt zurückbringen ließ. Es fand sich aber bei der nähern Untersuchung, daß viele der werthvollsten Edelsteine waren geraubt worden; unter andern fehlte auch der Mond vom Berge. Unermüdliche Nachforschungen wurden angestellt, große Belohnungen für die Auffindung dieses Edelsteins geboten; er war und blieb aber verloren."

"Zu der Zeit lebte in Bassora ein reicher Kaufmann, Namens Schafrat, welchen man nur den Millionär zu nennen pflegte. Dieser erhielt eines Tages Besuch von einem Anführer der Afghanen, welcher ihm einige kostbare Edelsteine zum Kauf anbot; unter diesen war auch der verlorene Mond vom Berge. Der Preis, der dafür gefordert wurde, war zwar beträchtlich, doch weit unter dem wahren Werth des Edelsteins. Nichtsdestoweniger wollte Schafrat eine so große Summe nicht ohne gehörige Ueberlegung ausgeben. Er bat sich also Bedenkzeit aus. Diese Bedenkzeit schien dem Afghanen verdächtig und unheimlich; doch willigte er nach einiger Ueberlegung in den Verzug. Dem Kaufmann leuchtete bald der Vortheil dieses Diamantenkaufs ein, und er suchte den fremden Chef wieder auf, um den Handel abzuschließen."

"Zu seinem großen Erstaunen vernahm er aber, daß der Afghane Bassora wieder verlassen habe, und Niemand wollte mit Gewißheit sagen können, wohin er sich gewendet habe. Verdrießlich über diesen Fehlschuß ließ Schafrat mit Suchen und Fragen nicht nach, bis er endlich in Bagdad den Besitzer des Diamanten wieder fand. Der Handel wurde nun unverzüglich

abgeschlossen, und der Mond vom Berge gehörte nun dem reichen Kaufmann von Bassora."

"Wie sollte er aber ein so kostbares Kleinod an den Mann bringen, da bald jeder Kenner in demselben die längst vermiste Kronjuwelle erkennen mußte? — Sein Erstes war, den ganzen Handel als ein tiefes Geheimniß zu behandeln, und sich in Bassora ganz ruhig zu verhalten."

"Endlich, nach zwölf Jahren, unternahm Schafrat eine Reise nach Europa. Er besuchte Amsterdam und bot dort sein Geschmeide zum Kauf aus. Ein Agent des englischen Hofes hatte beinahe den Handel mit ihm abgeschlossen, als Graf Gregorius Orloff im Namen der russischen Krone ein Anerbieten machte, das allzu lockend war, als daß der Perser ihm hätte widerstehen können. Vierhunderttausend Rubel und der Adelstitel, das war der Preis, welcher für den Diamant bezahlt wurde."

"Der Kaufmann, wohl zufrieden mit diesem Zuwachs an Reichthum, kehrte in seine Heimath zurück, siedelte aber von Bassora nach Bagdad in die Türkei über, wo seine Nachkommen noch leben. Der Mond vom Berge ward nach Petersburg gebracht, wo er in dem Scepter der Kaiserin Elisabeth seinen bleibenden Aufenthalt gefunden hat."



XLV.

Errettung eines alten Kapitäns

bei den Bahama-Inseln.

(Von ihm selbst erzählt.)

Wenige Menschen haben wohl ein ganzes Menschenalter zur See verbracht, ohne durch allerhand schwierige Erfahrungen und Prüfungen gegangen zu sein. Unvergesslich bleibt mir besonders die Begebenheit, die ich jetzt erzählen will.

Am Schluß des Krieges mit Großbritannien im Jahr 1815 übernahm ich den Befehl der Brigg Ganges, um auf der Turks-Insel, die zu den Bahama-Inseln gehört und in der Nähe von Guanahai liegt, Salz zu laden. Wir segelten den 20. August, zehn Mann stark, von Newhork ab und langten den 5. Sept. bei der Insel an. Weil es die Orkanzeit war, so hielten wir es am gerathensten, nach einem kleinen Hafen an der Südseite der Insel zu steuern. Zu diesem Hafen gelangt man durch einen engen, krummen Kanal, welcher auf beiden Seiten durch Klippen und gefährliche Sandbänke begrenzt ist. Wir versahen uns aber mit einem geschickten Lootsen und kamen mit dessen Hülfe glücklich vor Anker. Es fanden sich bereits etwa zwanzig Schiffe zu gleichem Zwecke hier.

Gleich am folgenden Tage waren wir beschäftigt, unsere Ladung Salz einzunehmen. Am 9. Sept., einem mir unvergesslichen Tag, kam mein Lootse in einem aufgeregten Zustand zu mir und sagte: Es seien starke Anzeichen von einem heran-

nahenden Orkan vorhanden; wir möchten alle möglichen Vorbereitungen treffen, um uns vor demselben sicher zu stellen; welches denn auch geschah.

Um Mitternacht, wie es der Lootse vorhergesagt hatte, begann der Sturm und nahm immer zu, bis früh um sechs Uhr. Um diese Zeit erreichte er eine furchtbare Stärke. Ein Windstoß übertraf den andern an Heftigkeit, bis ein Ankertaum um das andere riß, und zuletzt das Schiff der Willkühr des Sturmes ganz preisgegeben war. Der Wind blies gerade vom Land her. Wir hatten also keine andere Wahl, als das Schiff vor den Wind zu stellen, und wo möglich durch den gefährlichen Kanal in die offene See hinaus zu steuern.

Aber bald schwanden alle unsere Hoffnungen dahin. Schon nach 20 Minuten stießen wir auf einen Felsen, welcher das Steuerruder zertrümmerte und dem Kiel einen argen Peck beibrachte. Nun waren wir nicht mehr länger Meister unseres Schiffs. Es kehrte seine breite Seite gegen den Wind und in dem Augenblick wurde auch der Hauptmast über Bord geweht. Wir hieben das Takelwerk ab, durch welches er noch mit dem Rumpf zusammenhing. Er schwamm davon, und nun drehte sich das Schiff wieder ein wenig nach dem Wind. Alle Hände machten sich nun an die Pumpen. Aber wir fanden bald, daß trotz aller unserer Anstrengungen das Wasser im Kielraum in schnellem Steigen begriffen war.

Der Anblick, den die Elemente um diese Zeit darboten, geht über alle Beschreibung. So heftig war der Sturm, daß kein Mensch Stand halten konnte, der sich nicht an Etwas anklammerte. Es war unmöglich, irgend ein Wort zu vernehmen; alle Befehle mußten durch Zeichen erteilt werden. Ohne Steuerruder, ohne Hauptmast waren wir dem Orkan preisgegeben. Die Boote waren alle weggeschwemmt und das Schiff senkte sich je mehr und mehr. Der Himmel über uns war

schwarz wie die Nacht; die Wellen prallten mit donnerndem Getöse auf das dem Untergang geweihte Schiff. Das Heulen des Sturms im Takelwerk, das Krachen der Balken erschien mir wie Klagestimmen über die unvermeidlich dem Tode verschriebenen Schifflente. Nach aller menschlichen Berechnung hatten wir keine Stunde mehr zu leben. Jede Minute so zu sagen rückten wir näher hin zu dem tobenden Grab, zu den Ungeheuern der Tiefe!

Ich stieg in die Kajüte hinab und suchte mich zu sammeln. Meine Gedanken, — o wie flogen sie zu meinem Weib und meinen Kindern nach Hause hin! Ich versuchte zu beten, und zum ersten Mal, seit ich meine fromme Mutter verließ, betete ich wirklich von Herzen. Und o wie inbrünstig flehte ich Den um Vergebung der Sünden an, der so gern die reuenden Sünder erhört!

Das Wasser hatte nun den Boden der Kajüte erreicht. Ich stellte mich also auf die Treppe, die zum Verdeck führte. Kurz hernach drehte sich der Wind, und in wenigen Minuten stieß das Schiff wieder mit furchtbarem Krachen an. Ich rannte auf das Verdeck und sah, daß es an einen 50 Fuß hohen senkrechten Felsen sich lehnte. Da wo das Vordertheil das Ufer berührte, waren die Felsen nicht so steil, und der Vordermast lehnte sich an dieselben.

Nun war kein Augenblick zu verlieren. Wir kletterten über das Takelwerk hinweg, schwangen uns an das Ufer und suchten mit Händen und Füßen die Felsen zu erklimmen und uns in den Klüften derselben vor dem Ungewitter zu bergen. Unsere Errettung geschah um zehn Uhr Vormittags.

Um fünf Uhr Abends hatte sich der Sturm insoweit gelegt, daß wir wieder stehen konnten. Da krochen wir aus unsern Vergungsplätzen hervor und fanden, daß wir alle da seien, mit Ausnahme meines Bruders, der unser Steuermann war und

wahrscheinlich, über dem Versuch an's Ufer zu gelangen, hinweggeschwemmt wurde! Nichts war mehr von unserm Schiffe zu sehen als Bretter, Balken, Sparren, Segel, Tauwerk und andere Trümmer, die gegen die Felsen getrieben wurden. Es war ein jämmerlicher Anblick. Nichts, gar nichts bot sich unsern Blicken dar, was uns als Hülfsmittel hätte dienen können.

Da die Nacht bald hereinbrach, so wanderten wir vor dem Wind gegen den südlichen Theil des Eilands, auf dem wir uns befanden. Wir entdeckten an der Seite eines ungeheuern Felsenstocks eine Höhle von 8 Fuß in's Gevierte und 5 Fuß Höhe. In diese krochen wir alle hinein, naß und kalt wie wir waren, aber mit Herzen voll Dank gegen Gott, daß wir doch das Leben auf eine so wunderbare Weise davongebracht hatten. Weil wir so eng zusammengebrängt waren, so gaben wir uns gegenseitig warm, und verbrachten die Nacht so erträglich, als unser mannigfaches Elend es gestattete.

Der Morgen brach an. Wir befanden uns auf einer kleinen, eben Insel, etwa eine englische Meile lang, eine halbe breit, und etwa 10 Meilen von dem Ankerplatz entfernt, den wir gestern verlassen hatten. Hie und da war zwischen den Felsblöcken ein Strich mit Stechpalmen bewachsen. Von lebendigen Geschöpfen fand sich nichts vor, als Eidechsen und giftige Schnecken. Wir hatten nun über 24 Stunden weder Trank noch Speise zu uns genommen. Nach ernstlichem Suchen fanden wir etwas Regenwasser in den Vertiefungen der Felsen. Es war aber halb gesalzen, weil der Sturm den Schaum des Meerwassers über die ganze Insel geführt hatte; und je mehr wir davon tranken, desto durstiger wurden wir. Zu essen fanden wir nichts. Gegen Mitternacht fanden wir nahe am Ufer ein offenes Faß, welches etwa zwei Gallonen Regenwasser enthielt. Dieses Wasser schmeckte zwar schlecht; nichtsdestoweniger schlürften wir etwa die Hälfte aus, und sparten das Uebrige

auf den folgenden Tag. Dann begaben wir uns wieder in die Höhle zur Ruhe.

Am dritten Tage war das Wetter schön und hell. Wir sahen Schiffe in geringer Entfernung von uns vorbeisegeln, hatten aber keinerlei Mittel in Händen, ein Signal zu geben. Mehrere von uns fingen an, den Hunger auf eine peinliche Weise zu empfinden; Andere litten mehr vom Durst. Doch suchten wir uns mit der leisen Hoffnung aufzurichten, daß irgend Etwas uns Hülfe bringen werde. Wir gingen nach Wasser aus und fanden keins. Zum Graben hatten wir nichts als unsre Hände. Zuletzt bezogen wir wieder unsre Schlafhöhle, ziemlich erschöpft und niedergeschlagen. Verzweiflung fing an, uns aus der Fassung zu bringen.

Der vierte Tag, der 12. Sept., erschien; abermals ein schöner Tag. Die Mannschaft suchte wieder nach Wasser. Ich fühlte mich dazu zu schwach, und setzte mich auf einen Felsen neben der Höhle, von wo aus ich alle Bewegungen des Wassers beobachten konnte.

Gegen 10 Uhr zeigte sich in der Entfernung ein Gegenstand, welchen ich allmählig als ein Boot erkannte. Bald unterschied ich auch ein Segel und sah, wie es gerade auf uns zu steuerte. Ich wurde in diesen Augenblicken von meinen Gefühlen so überwältigt, daß ich ganz unvermögend war, einen Laut von mir zu geben. Allmählig kehrte meine Kraft zurück; ich stand auf und machte so viel Lärm, als ich konnte. Einige von meinen Leuten, welche näher bei der Hand waren, hörten mich und kamen herbei. Bald waren wir Alle am Ufer versammelt, und das Boot landete.

Ein Neger trat heraus und händigte mir einen Brief ein. Aber ehe ich ihn las, sprach ich ihn um Wasser an. Er hatte keins, aber doch eine Flasche Rum und einen kleinen Sack mit Zwieback. Ich hieß ihn dieß an's Ufer bringen, und gab jedem

meiner Leute einen Schluck Rum und ein Stück Zwieback. Das feuchtete ein wenig unsern ausgedörrten Mund und die Zunge an. Dann öffnete ich den Brief; er war von meinem warmen und treuen Freund Herrn Tucker von der Turk-Insel, und lautete so:

„Dem Kapitän oder andern unglücklichen Personen, welche sich auf einer der benachbarten Inseln finden mögen. Kommt, so viel Euer sicher kommen können; und sollten Etliche zurückbleiben müssen, so will ich Mittel finden, sie auch holen zu lassen.“

Die zwei Männer in dem kleinen Boot waren bedenklich, alle neun Männer auf einmal mitzunehmen. Wir konnten uns aber nicht entschließen, Jemand zurückzulassen. Wir stießen vom Lande ab und richteten das Segel auf. Der Wind war gut, die See ruhig, und um 6 Uhr Abends langten wir glücklich wieder im Hafen an. Viele Personen standen am Ufer, als wir landeten, und unter diesen unser Retter, Herr Tucker. Er nahm mich herzlich an den Arm, führte mich zu seinem Haus und hieß alle meine Leute ihm folgen. Wir wurden sogleich mit Wein und Wasser versorgt, woran wir uns fröhlich labten. Dann führte er mich zu seiner Garderobe, und versah mich mit einer vollständigen Kleidung. Ich hatte nichts angehabt, als eine kurze dünne Jacke und Beinkleider, und um den Kopf hatte ich mein Schnupftuch gebunden. Meine Leute waren der Kleider noch bedürftiger als ich; denn etliche waren beinahe nackt.

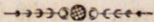
Herr Tucker hatte sich's gleich gedacht, daß von den vielen Menschen auf den zwanzig Schiffen, welche alle vom Ufer waren losgerissen worden, wenigstens etliche sich auf die benachbarten Inseln möchten gerettet haben, und daß sie nothwendig der größten Noth müßten preisgegeben sein. Diese Gedanken ließen ihn nicht schlafen, und er bot denjenigen eine große Belohnung an, die sich dazu hergeben wollten, gestrandete Seeleute aufzu-

suchen. Aber das Unglück auf der Insel selbst war so groß, daß Jedermann mit sich genug zu thun hatte. Viele Häuser waren dem Boden gleich gemacht worden, andere hatte der Sturm in die See geführt. Die Cisternen waren meistens zerstört; selbst die Kanonen auf dem Fort waren der Lassetten beraubt worden. Viele Rähne hatte die See fortgeführt. Herr Tucker besaß jedoch ein kleines Boot, welches vor dem Ausbruch des Sturms an's Land gezogen worden war. Endlich fand er zwei Neger, welche willig waren, dieses Boot zu unserer Rettung zu besteigen.

Als ich in die Stille kam, wandten sich meine Gedanken wieder zu meinem armen Bruder, welchen wir zurückgelassen hatten, um ihn nie wieder zu sehen. So lange wir auf dem fahlen Eiland hoffnungslos herumirrten, schien mir sein Loos eher beneidenswerth; aber nun, da wir Alle in Sicherheit waren, trat sein Verlust mir sehr lebhaft vor die Seele.

Von den 20 Schiffen, die hier vor Anker gelegen haben, sind 14 verloren gegangen, ohne daß man je etwas von ihnen gehört hat. Von den übrigen 6 ist die Hälfte an den benachbarten Inseln gestrandet und mit der ganzen Mannschaft untergegangen.

Wir blieben bei 12 Tagen auf der Insel. Dann bestiegen wir ein für Newyork befrachtetes Schiff, und erreichten den 30. November wieder unsre Heimath.



XLVI.

Gottes Fürsorge für zwei Knaben.

Dr. Bryon hatte eine besondere Freude daran, mit Kindern umzugehen und mit ihnen Scherz zu treiben. Als er einst nach Hause zurückkam, redete ihn ein sehr kleiner Marktfjunge an und fragte, ob er Gemüse brauche. Der Doktor sagte ihm: Ob denn ein so kleines Persönchen schon etwas feil habe? „Nein, Herr,“ antwortete er, „mein Vater hat auf dem Markt feil.“ Der Doktor bestellte einige Melonen. Das Kind holte dieselben schnell, und als der Herr ihm ein großes Stück Geld dafür gab, brachte es auch unverzüglich die nöthige Münze heraus. Der Herr sagte ihm: „Möchtest du das Geld nicht gern behalten?“ „Nein,“ antwortete der Kleine, „mein Vater will es nicht haben.“

So viel Entschlossenheit im Benehmen eines so jungen Knaben fiel dem Doktor auf. Er sah sich ihn näher an. Der Knabe gehörte offenbar armen Leuten. Seine kleine Jacke war über und über geflickt und seine Hosen waren so vielfärbig, daß man die Urfarbe kaum mehr erkennen konnte. Und doch war Alles nett und reinlich. Der Knabe ließ sich ruhig vom Doktor examiniren. Endlich sagte Letzterer: „Du bist ein artiger kleiner Junge; möchtest du nicht bei mir bleiben und ein Doktor werden?“ — „Gar gern, Herr,“ sagte das Kind. — „Du redest ja wie ein Mann,“ sagte der Doktor, klopfte dem Knaben auf den Kopf und entließ ihn.

Einige Wochen hernach wurde dem Doktor gemeldet, es stehe unten ein kleiner Knabe mit einem Bündel, der Niemand als dem Doktor sagen wolle, was er begehre. „Er soll herauf kommen,“ war die Antwort. Hinauf kam der kleine Gemüshändler. Bald erkannte ihn der Herr. Er trug ein neues grobes Kleid; seine Haare waren niedlich gekämmt, seine Schuhe gepuht und in einem Schnupftuch von selbstgesponnenem Zeug trug er seine übrigen Habseligkeiten unter dem Arm. Er zog seinen Hut bedächtlich ab, legte ihn mit dem Bündel bei Seite, ging zu dem Doktor hin und sagte: „Da bin ich, Herr!“ — „Und was willst du denn jetzt?“ — „Bei Ihnen bleiben und ein Doktor werden,“ — sagte der Knabe auf eine äußerst naive Weise.

Der Doktor fing erst gewaltig an zu lachen. Aber der unveränderliche Ernst des kleinen Jungen machte ihn nüchtern. Er gedachte seiner frühern Unterhaltung; ihm war es aber so, er habe eben keinen Zuwachs zu seiner Familie nöthig.

„Hat dir dein Vater erlaubt, hieher zu kommen?“ fragte der Doktor. „Ja, Herr!“ — „Was hat er gesagt?“ — „Als ich von Ihnen kam, habe ich ihm gesagt, Sie wünschten, daß ich zu Ihnen komme und bei Ihnen bleibe und ein Arzt werde. Da sagte er, das sei doch ein guter Herr; ich könne zu ihm gehen, sobald meine Kleider fertig seien.“ — „Und deine Mutter, was hat die gesagt?“ — „Sie hat gesagt: Herr Doktor Brhon thut gewiß was er gesagt hat. Gott hat für dich gesorgt.“ Indem er sich selbst betrachtete, sagte er: „Ich habe hier ein neues Kleid an, und hier ist noch ein anderes in dem Bündel.“ Hiemit knüpfte er das Schnupftuch auf. Darin waren auch zwei schneeweiße Hemden und ein Paar bunte Schürzen, alles so niedlich zusammengelegt, wie es nur eine sorgsame Mutter versteht.

Der Doktor wurde gerührt durch die harmlose und so feste Zuversicht, mit welcher dieses Elternpaar ihm ihr Kind übergab, und — welch ein Kind! Er besann sich nicht lange. Er

dachte an Moses im Schilf, er dachte an den Segen, welchen der Herr Jesus auf die Kinder gelegt hat. Und nun ging er zu seiner Gattin und sagte: „Ich denke, meine gute Frau, wir beten in der Kirche, daß Gott sich aller jungen Kinder erbarmen möge?“ — „Allerdings,“ antwortete sie, „und was willst du weiter?“ — „Sagt er nicht auch: Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf? So nimm denn dieses Kind in seinem Namen auf und pflege sein!“ — Und von Stund an war das Herz und Haus des Ehepaars dem kleinen Knaben geöffnet.

Damals ahnten sie wohl noch nicht, daß einer der trefflichsten Männer und ausgezeichnetsten Aerzte in der Person dieses Kindes vor ihnen stehe, daß dieses kleine Geschöpf bestimmt sei, ihre Stütze und ihr Stab in den Jahren ihres Alters zu werden, und daß auch ihre Töchter an ihm einen so sorgfältigen und treuen Beschützer haben werden. Wenn je der Glaube an die göttliche Leitung und bereitwillige Wohlthätigkeit belohnt wurde, so ist es in diesem Fall geschehen.

Das trug sich in Amerika zu. Etwas in seiner Art eben so Erfreuliches können wir aus Europa erzählen.

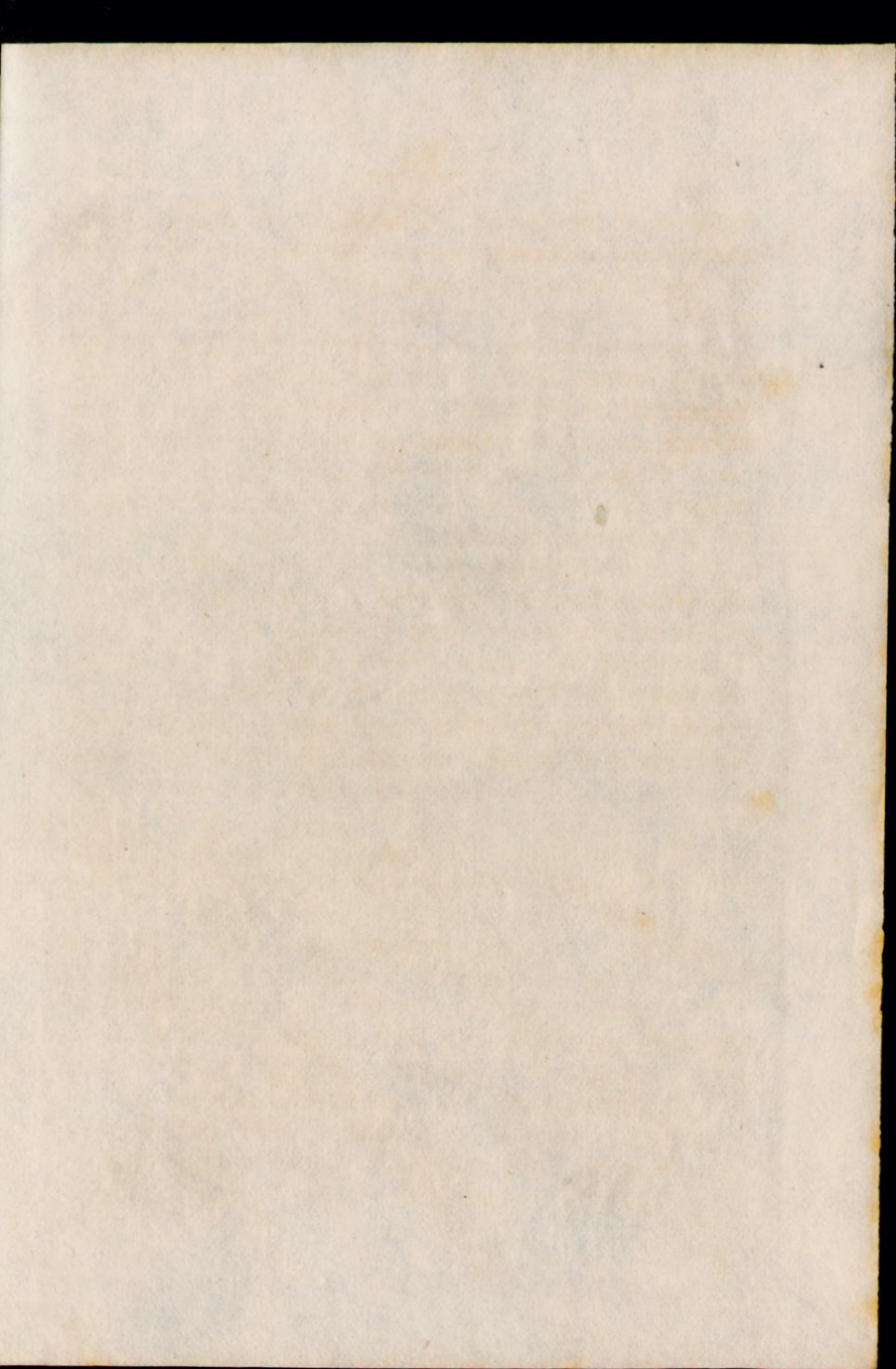
Im Jahr 1851 traf ein Mann im Kanton Bern auf der Landstraße mit einem armselig gekleideten Knaben zusammen. Er fing mit demselben ein Gespräch an: „Wohin willst du eigentlich?“ fragte der Mann. — „Ich suche einen Platz als Viehhüter,“ antwortete der Knabe; „wollt Ihr mich etwa?“ — „Ich bin selbst arm und besitze nur ein Kühlein. Dazu habe ich Buben genug zu Hause, die dasselbe hüten können. Aber ich kann dir einen Platz verschaffen, wenn du nur meinem Rathe folgst. — Siehe, wenn man so in der Noth ist, wie du jetzt, so muß man vor allen Dingen fleißig beten; das bringt einen großen Segen.“

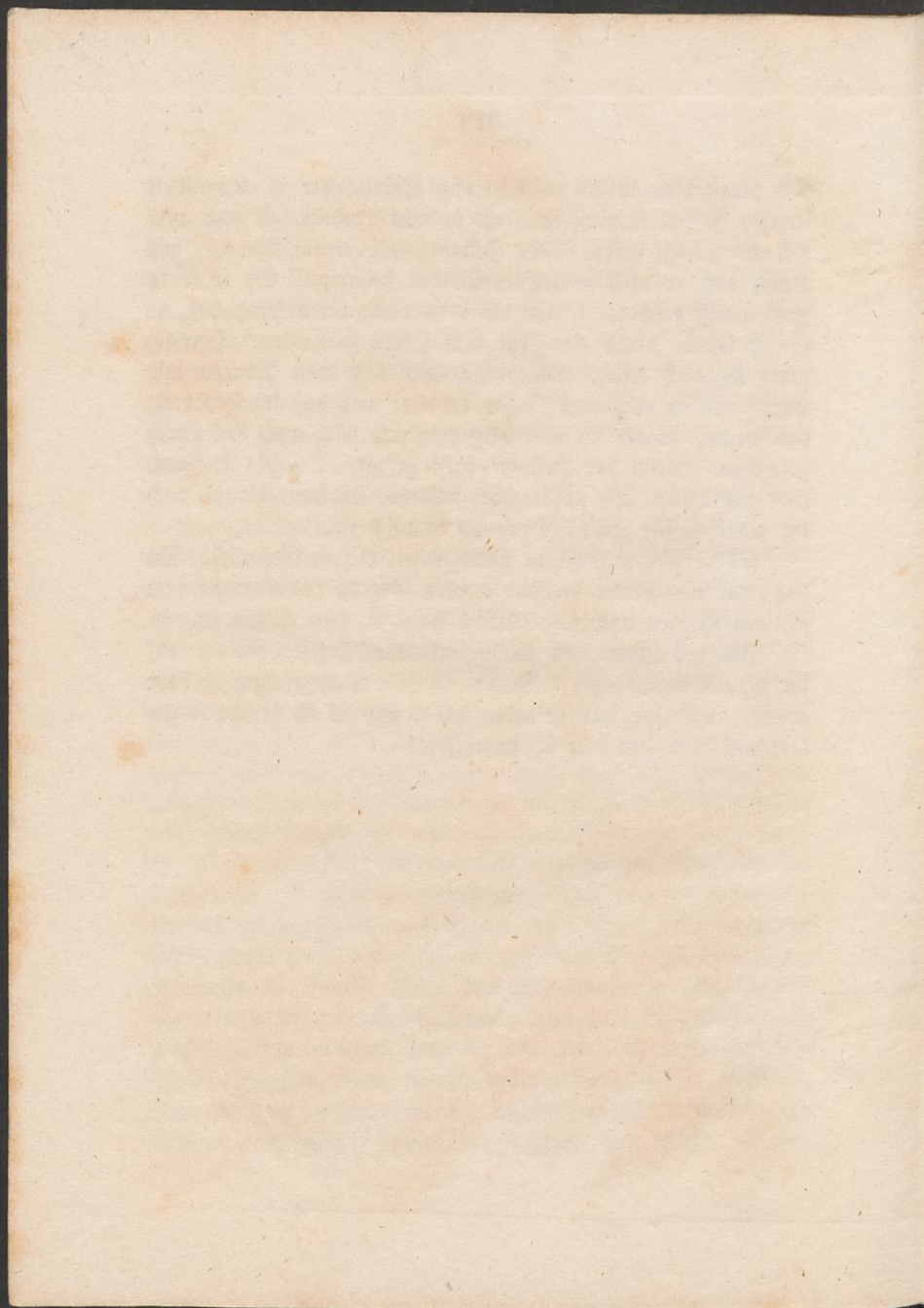
Du magst diese Nacht auf Heu oder Stroh, oder in einem Bett liegen, so schlafe nicht ein, ehe du niedergekniet bist und dem Herrn gesagt hast: Lieber Heiland, gib einem Bauern in's Herz, daß er mich zum Hirtenknaben annehme! So wird es ganz gewiß geschehen. Und wenn du dann einen Platz hast, so schlafe keinen Abend ein, ohne dem Herrn zu danken. Hernach mußt du noch weiter bitten: Ach gib doch dem Bauern in's Herz, daß er mich noch länger behalte, und daß ich ihm recht lieb werde. Wenn du aufrichtig betest, so wird auch das gewiß geschehen. Denn der Heiland hat's gesagt. Er gibt so gern, was wir bitten und noch mehr. Siehe, er kann dir ja auch ein Paar Hosen geben! Denn du brauchst sie."

Es vergingen mehrere Monate seit diesem Gespräch. Da begegnete der Mann in einer andern Gegend des Kantons dem gleichen Knaben wieder. Wirklich hatte er neue Hosen an.

Als der Junge den Mann erkannte, lief er munter auf ihn zu, und sagte: "Hört, Mann, ich habe Euch gefolgt; ich habe gebetet, wie Ihr mir gerathen habt, und es ist gerade so gekommen! Und jetzt bete ich immerfort!"







KE LIN J
1852a

Palms all

1874

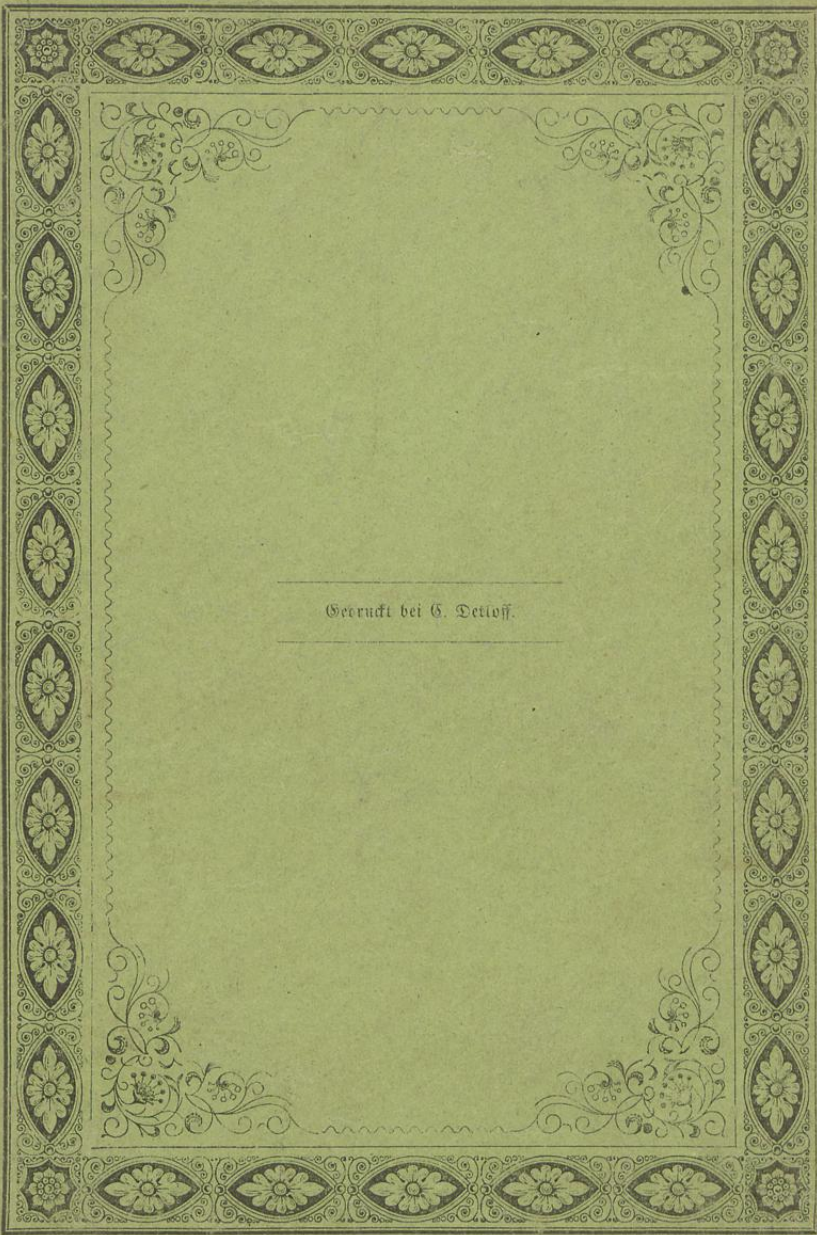
Cek

6088750



SIKJM (Zürich)

EM000006661706



Geedruckt bei G. Detloff.